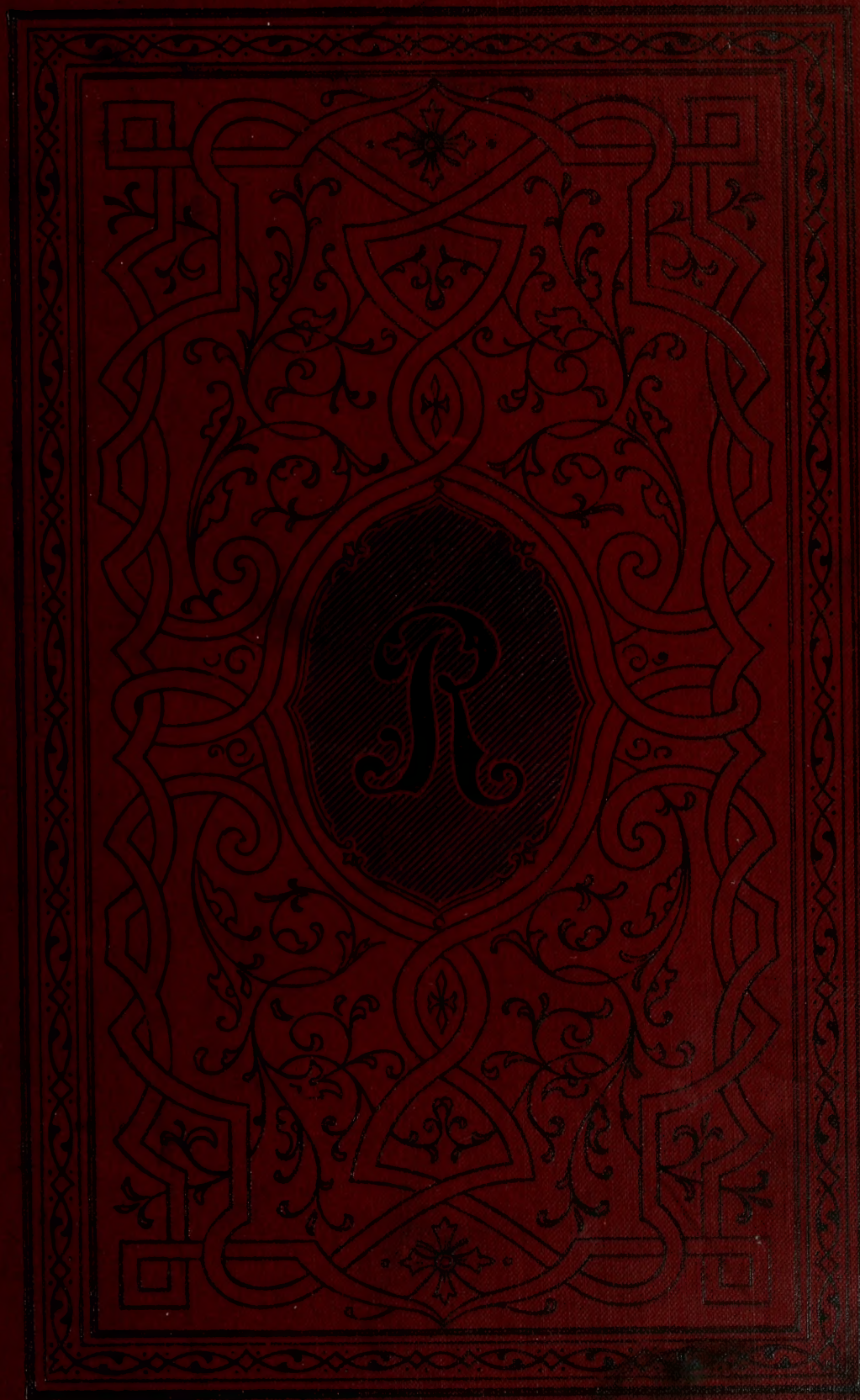

Presented by

Dr. Frederic G. Oppenheimer

A. RUDERHAUSEN
122 Ridgewood Ave.
YONKERS, N. Y.

LG
L2373

THE DAVIS LIBRARY
THE PHILLIPS EXETER ACADEMY
EXETER, N.H.

Gesammelte

Ausgewählte Werke.

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

Von

H. A. Rattermann

Band IX.

410262
26.2.43

Cincinnati, Ohio:
Selbstverlag des Verfassers.
1910.

COPYRIGHT SECURED
BY
H. A. RATTERMANN
1910.

19681

Dem Deutschen Litterarischen Klub
von Cincinnati,

Dieser würdigen Gesellschaft, deren geistiges Streben der Mittelpunkt des Schönen und Edlen im Westen der Union mit Recht genannt werden mag, und in deren Versammlungen die nachfolgenden Denkreden und Abhandlungen vorgetragen wurden, widmet diese beiden Bände

hochachtungsvoll,

Der Verfasser.

A George B. Patterson
27 Feb. '32

Ein deutscher litterarischer Verein vor dritthalbhundert Jahren.

Vortrag gehalten im "Deutschen Litterarischen Klub von Cincinnati" am 11. Januar 1888.

Wir sind der Reformation und ihren Trägern hochverpflichtet, denn sie haben eine der wichtigsten aller Epochen in der Entwickelung der deutschen Sprache geschaffen. Indem sie sich von dem lateinischen Ritus der katholischen Kirche lossagten, mußte für den neueingerichteten Gottesdienst eine eigene Liturgie geschaffen werden. Wenn dieser auch anfänglich dem katholischen Meßritus nachgebildet wurde, — spätere Kirchenagenden haben vielfach daran geändert und ihr die heutige Gestalt gegeben, — so bedingte doch der Erfolg der Reformation, durch Einführung der deutschen Sprache sich die Gunst des Volkes zu erwerben. Luther und seine Mitreformatoren fanden sich deshalb genöthigt, theils die bis dahin üblichen lateinischen Hymnen und Kantaten in die deutsche Sprache zu übertragen, theils neue Kirchenlieder zu dichten, die dann nach den damals üblichen Melodien gesungen wurden. So sind die von Luther verfaßten Hymnen zum weitaus größten Theil nur freie Uebersetzungen aus dem Lateinischen, z. B. das „Ein feste Burg ist unser Gott" nach dem "Deus noster refugium"; „Komm heil'ger Geist, Herre Gott", nach dem "Veni, sancte Spiritus" ꝛc. Dasselbe gilt von Nikolaus Decius' „Allein Gott in der Höh' sei Ehr'", „O Lamm Gottes unschüldig" u. A.; von Johann Polyander's „Nun lob mein seel den Herren"; von Nikolaus Seelnecker's „Wir dancken dir, Herr Jesu Christ"; von Philipp Nicolai's „Wie schön leucht' uns der Morgenstern" und vielen andern Kirchengesängen der damaligen Zeit, deren lateinische Vorbilder, mit den ursprünglichen Melodien, im alten „Hymnarium" vor und während des 16. Jahrhunderts gebräuchlich, gefunden werden können.

Andere Kirchengesänge der damaligen Zeit waren Neugestaltungen, zuweilen im polemischen Geiste gedacht, wie z. B. Luther's Weihnachtshymnus:

„Gelobet seyestu Jhesu Christ
das du mensch gebohren bist,
Von einer jungfraw das ist war,
das fröwet sich der engel schar, Kyrie eleis."

oder Luther's Lied auf die Märtyrer zu Brüssel in niederdeutscher Mundart:

„EJn nye ledt wy heuen an,
des wolde God vnse Here,
Tho singen wat Godt hefft gedan,

tho synem loff vn eere;
Tho Brüssel yn dem Nedderlandt,
wol durch twe junge knaben,
hefft he syne wunder mackt bekandt,
de he mit synen gauen,
so ricklyck hefft getzieret ꝛc."

Diese Kirchenlieder wurden in allgemeine Gesangbücher zusammengetragen und mit alten katholischen Gedichten, Liedern der „Mährischen Brüder", Gesängen der „Wiedertäufer", Märtyrliedern und sonstigen Texten von allerlei Sektirern ohne strenge Auswahl vermischt, gedruckt in's Volk gebracht, und erweiterten so den Volkssinn für Poesie und Gesang. Schon 1524 veröffentlichte Luther in Wittenberg: „Eyn weyse Christlich Meß zu halten vnd zum Tisch Gottes zu gehen", von welchem noch im selben Jahr vier Auflagen erschienen. Thomas Müntzer gab im gleichen Jahre zu Altstedt seine „Deutsch Euangelisch Messe" heraus. Bei Hanß Herrgot in Nürnberg erschien 1525 eine „Form vnd ordnung eyner Christlichen Meß" und 1527 „Die Euangelisch Meß Teutsch. Auch dabey das Hand büchlein geistlicher gesenge." Ueberall erschienen Gesangbücher und geben Kunde davon, wie weit sich die Volksdichtung dadurch ausbreitete. Goedeke führt in seinem „Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung" von mehr als 150 Dichtern in hoch- und niederdeutscher Mundart ein Verzeichniß ihrer Schriften, geistlichen und weltlichen Gesänge an.

Daß die katholische Gegenpartei in diesem Streben nicht müssig blieb, ist leicht begreiflich; und waren ihre Dichter auch nicht so zahlreich, so besaßen sie dafür das Uebergewicht an Tonsetzern. Obwohl sie einige der bedeutenderen Schriftsteller den hervorragenden Protestanten entgegenstellen konnten, wie Thomas Murner, Johann Eck, Hieronymus Emser, Konrad Koellin, Johann Faber u. A., so verlief sich doch die Mehrzahl ihrer Volksdichter in ein Gemengsel von Latein und Deutsch, dessen buntscheckige Lieder durch die gefälligen Weisen, nach welchen sie gesungen wurden, beim Volke sehr beliebt waren und auch bei Protestanten Nachahmer fanden.

Aus diesem Gewoge und Getriebe bildete sich dann in breitester Weise die Volksdichtung heraus. Das weltliche Lied, welches nun entstand, war unmittelbares Erzeugniß des Volkes selbst, das darin sein innerstes Leben, kunstlos, aber anregend in Wort und Melodie, bald heiter, bald ergreifend ernst, zum Ausdruck brachte. Alles sang — Jung und Alt, Handwerksgesellen und Landleute, Landsknechte und Reuter, Schlemmer und Buhler verbreiteten ihre zumeist rüde gezimmerten Verse in tausenden von fliegenden Blättern unter das Volk, welches sie begierig aufnahm und sang.

Geistliche und Weltliche sahen dieses Treiben oft mit schelen Augen an und eiferten dagegen, doch ohne Erfolg. Erasmus von Rotterdam, Luther,

Abelin, Forster, Zwick, Herold, Grün, Matthesius, Knaust, Koler und Andere haben sich in derber Weise gegen diese Volksgesänge ausgesprochen. „Nun hat der böse feind die sach auch dahin gebracht", schreibt Martin Bucer 1545, „daß diese herrliche kunst und gabe Gottes, die Music, schier alleine zur üppigkeit mißbrauchet würdt. . . . . Daher es auch erschröcklich ist zu gedencken, was ergernus bey der jugent vnd anderen, durch die teuffelische bullieder angestifftet würdt, so das, welchs on das zu vil anmütig, erst durchs gesang noch anmütiger würdt."

Gegen diesen Volksgesang hatte der Meistergesang, mit seinen schwülstigen Verschnörkelungen, wie er hauptsächlich in Nürnberg durch Hans Sachs und dessen Anhänger eingeführt wurde, einen schweren Stand, er konnte daneben gar nicht im Volke aufkommen, besonders da das Feldgeschrei der Reformation, abgesehen von der erwähnten Förderung des Nothwendigsten, mehr der Polemik als der Poesie zugethan war. Spott und Hohn, neben Belustigungen des Volkes, Fastnachtsspiele und Hokus-Pokus Possen, die allerdings damals ihre Bedeutung hatten, von uns heute aber kaum mehr verstanden werden, bildeten das Kapital, womit die Poeten am Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts wucherten. Die kirchlichen Hymnen und Kantaten verklangen immer mehr, und vor dem rüden Volkston flüchteten sich die wenigen guten Dichter in den Schutz der Höfe, wo sie mit Schmeicheleien und kriechenden Lobhudeleien ihr armseliges Dasein fristeten. Der Hofpoet entstand neben dem Hofnarren. So versah der wirklich bedeutende schwäbische Dichter Rudolph Weckherrlin diese Stelle am Hofe seines Herzogs, dichtete auf's treueste bei jedem Beilager (Hochzeit), jeder Kindtaufe, jedem Todesfall und allen anderen Festlichkeiten und Ereignissen des Hofes seine Lob-, Preis-, Dank- und Klagelieder. Im Allgemeinen drohte die edle deutsche Muse, die unter Walther von der Vogelweide und den Minnesingern, unter Wolfram von Eschenbach und dem Straßburger Gottfried und dem Dichter des „Nibelungenliedes" schon so schöne Blüten getrieben, in der Hochflut der rauheren Volksweisen untergehen zu wollen.

Da traten am 24. August 1617 auf dem Schlosse Hornstein des Fürsten Ludwig zu Anhalt-Köthen acht Männer zusammen und gründeten einen Verein zur Läuterung und Hebung der deutschen Sprache, welchem Verein sie den Namen „Die Fruchtbringende Gesellschaft oder der Palmen-Orden" gaben. „Die Gesellschafter sollten ohne Ansehen des Standes und der Religion aufgenommen werden und vor allen Dingen verpflichtet sein, die Muttersprache in ihrem gründlichsten Wesen und rechten Verstande, ohne Einmischung fremder, ausländischer Flickwörter sowohl im Reden, Schreiben, Gedichten aufs allerzier- und deutlichste zu erhalten und auszuüben, auch so viel immer möglich, insonderheit bei den Mitgesellschaftern zu verhüten, daß diesem nicht zuwider gehandelt werde." Die Gründer

dieses ältesten deutschen litterarischen Vereins waren: Kaspar von Treutleben, der Anreger des Werkes, sein Patronatsfürst Ludwig von und zu Anhalt-Köthen, dessen Sohn, Ludwig der jüngere, die drei Sachsen-Weimarer Herzoge, Friedrich, Wilhelm, und Johann Ernst der jüngere, sowie die beiden Pagenbrüder des Anhalter Fürsten, Christoph und Bernd von Krosigk.

Obwohl Treutleben der Anreger und erste Vorsitzende war (auf kurze Zeit nur), so muß doch Ludwig, Fürst von Anhalt, geb. zu Dessau am 17. Juni 1579, als die eigentliche Seele der „Fruchtbringenden" für mehr als dreißig Jahren angesehen werden. Während dieser langen Zeit führte er den Vorsitz der Gesellschaft, die unter seinem Präsidium 527 Mitglieder aufnahm und sich zur höchsten Blüte entfaltete. Er war, obwohl in ritterlichen Uebungen von Jugend auf erzogen, doch ein Mann des Friedens und der Gelehrsamkeit; hatte mit seinem älteren Bruder, Hans Ernst, in Begleitung ihres Gouverneurs, Albrecht von Wutenau und eines Edelknaben, Bernd von Krosigk, im Jahre 1596 eine Reise nach den Niederlanden und Frankreich gemacht, 1598 bis 1604 Italien bereist und war in Florenz als Mitglied der "Academia della Crusca" aufgenommen worden. Im nächsten Jahre besuchte er England und Frankreich und trat dann 1606, nach erfolgter Erbtheilung, die Regierung seines Anhalter Ländchens an, baute Häuser und Schlösser und lebte in Frieden. Ludwig hat als Schriftsteller die „Denkwürdigen Geschichten Tamerlans" aus dem Französischen verdeutscht (Köthen 1639), Petrarka's „Sechs Triumpfe" metrisch übersetzt und mit einer angefügten Lebensskizze des italienischen Dichters versehen (Köthen 1643), eine gereimte „Beschreibung seiner Reisen", sowie eine geschichtliche Skizze des von ihm geleiteten Vereins verfaßt.

Von den übrigen Gründern der Gesellschaft sind keine bedeutenden litterarischen Arbeiten bekannt, ausgenommen von Herzog Wilhelm IV. von Sachsen-Weimar, welcher „Unterschiedliche geistliche Lieder gemacht, so dieser Ohrten wolbekant, insonderheit den kurtzen Friedensgesang: Gott der Friede hat gegeben." Die Andern, sofern sie auch litterarisch thätig waren, sind sämmtlich vom Schleier der Vergessenheit zugedeckt, indem kein Produkt von ihnen nachweislich mehr vorhanden ist. Diese Obskurität der Gründer der „Fruchtbringenden Gesellschaft" war auch wohl die Ursache, daß der Verein sich anfänglich nur langsam vermehrte und ausbreitete. Bis zum Jahr 1619 einschließlich hatte er nur 25 Mitglieder, die mit ihren wirklichen sowie Gesellschaftsnamen wie folgt auf uns gekommen sind. Ich wiederhole hier die Gründer mit den Uebrigen in der Reihenfolge ihrer Aufnahme:

1. Kaspar von Treutleben, der Mehlreiche.
2. Ludwig Fürst von Anhalt, der Nährende.

3. **Johann Ernst** der jüngere, Herzog von Sachsen-Weimar, der Räumende (Reimende).
4. **Friedrich**, Herzog zu Sachsen-Weimar, der Hoffende.
5. **Wilhelm**, Herzog zu Sachsen-Weimar, der Schmackhafte.
6. Ludwig der jüngere, Fürst zu Anhalt, der Saftige.
7. Christoph von Krosigk, der Wohlbekommende.
8. Bernd von Krosigk, der Reinliche.
9. Hans Georg, Fürst zu Anhalt, der Wohlriechende.
10. Johann Kasimir, Fürst zu Anhalt, der Durchdringende.
11. Wilhelm Heinrich, Graf von Bentheim, der Kräftige.
12. Rudolph, Fürst zu Anhalt, der Süße.
13. Heinrich von Krage, der Gemäßte.
14. Hans Heinrich von Wutenau, der Gerade.
15. Georg Ernst Hartosch, magdeburgischer Rath, der Vielgenützte.
16. Wilhelm von Pröke, der Räuchernde.
17. Albrecht, Herzog zu Sachsen-Weimar, der Unansehnliche.
18. Johann Friedrich, Herzog zu Sachsen-Weimar, der Entzückende; später erhielt er noch den Beinamen, der Kühlende.
19. Ernst, Herzog von Sachsen-Weimar, der Bittersüße.
20. Christoph, Burggraf und Herr zu Dohna, der Heilende.
21. Friedrich von Schilling, der Langsame.
22. Jost Andres von Randau, der Leimende.
23. Karl Günther, Graf von Schwarzenburg, der Vermehrende.
24. Georg Aribert, Fürst zu Anhalt, der Anmuthige.
25. Tobias Hübner, der Nützbare; der letzte vom Jahr 1619.

Die Spitz- oder Gesellschaftsnamen wurden den Mitgliedern vom Vorsitzer ohne ihr eigenes Zuthun beigelegt und sind in zahlreichen Fällen höchst ergötzlicher Natur. So zeigen die Spitznamen der Gründer ziemlich deutlich an, daß man anfangs auch Tafelfreuden mit in den Bereich der Vereinsthätigkeit zu ziehen die Absicht hatte. Welchen anderen Sinn könnte man sonst wohl den Beinamen der „Mehlreiche", „Nährende", „Saftige", „Schmackhafte" und „Wohlbekommende" abgewinnen? Später mögen wohl Scherz und Laune die Motive der Wahl vieler in der That drolliger, um nicht zu sagen lächerlicher Namen gewesen sein. Ich will einige der Namen gruppiren, um das Possirliche der ganzen Namengeberei in's Licht zu stellen.

Die Farbenamen z. B. ergeben eine ganze Regenbogen-Konstellation, vom Weißen und Farblosen durch alle Schattirungen bis in's Schwarze laufend. Da gab es Namen wie der Bunte, Ungefärbte, Weiße, Schneeweiße, Schönweiße, Silbergraue, Graue, Blaue, Grüne, Gelbe, Goldgelbe, Vergoldete, Hochgefärbte, Rotgelbe, Grünrote, Rötliche, Berötete, Schönrote, Rote, Rotbraune, Schwarzbraune und Schwarze.

Körperliche Eigenschaften waren vertreten durch der Dicke, Dünne, Leichte, Schwere, Fette, Feiste, Lange, Kurze, Kleine, Große, Platte, Runde, Steife, Weiche, Zarte, Niedliche, Zierliche, Schöne, Schönste, Schönblühende, Unansehnliche, Rauche, Mürbe, Rostige, Verwelkte, Unverwelkte, Fertige, Gebrauchte, Kräftige, Kräftigste, Erwachsene, Erwachsende, Wohlgestalte, Gesunde, Verderbende, Vierblättriche, Gekräuselte, Krause, Schuppichte, Stachlichte, Klebrichte, Abgezogene, Eingemachte, Gekochte, Verstopfende, Verdauende, Durstige, Nüchterne, Immernüchterne, Besprengte, Gefüllte, Trunkene, Trücknende, Ertrucknende, Ausgetrückte und Austrucknende. Ferner gab es der Bedüngte, Einschläfernde, Kitzelnde, Kitzliche, Klärende, Verbesserte, Vielgebrauchte, Ungewisse, Wohlbedeckte, Wohlgebrauchte, Zäumende, Zugenommene, Brechende, Brennende, Lockende, Schwimmende, Singende, Spielende, Verdeckte, Zerbrechende, Zerreibende, Zermalmende, Zermahlende, Zernichtende, Zertheilende, Zertrennende, Zuschließende, und Zusiegelnde. Auch der Abkratzende, Ausfütternde, Austilgende, Entladene, Erkannte, Geschenkte, Knöpfichte, Niedergetretene, Räuchernde, Schmäuchernde, Stopfende, Stoßende, Wurzelnde, Todtende, Vertilgende und Unglückselige, selbst der Unbefleckte und Unfehlbare sind vertreten.

Nach Geschmacksrichtungen gab es der Bittere, Bittersüße, Süßliche, Sauersüße, Saure, Säuerliche, Sauerhafte, Würzende, Genießliche, Genossene, Wohlbekommende, Wohlschmeckende, Unverfälschte; und der Geruchsinn lieferte den Wohlriechenden und Starkriechenden.

Als Berufsnamen bieten sich der Heilende, Zuheilende, Heftende, Eingebende, Entbindende, Entleibende, ferner der Fechtende, Fegende, Fütternde, Legende, Leimende, Putzende, Speisende und Wärmende. Dem Minnedienst schemen gefrohnt zu haben der Liebende, Geliebte, Liebliche, Lieblichste, Liebreizende, Liebreichste, Allerliebste, Vielgeliebte, Zärtliche, Verliebte, Hochverliebte, Liebäugelnde, und der Schnäbelnde. Benehmen und Temperament bekunden der Anständige, Höfliche, Milde, Sittsame, Gutherzige, Sanftigende, Sanfte, Sanftmüttige, Muntere, Willige, Willigste, Holdselige, Treue, Treuherzige, Treumeynende, Hülfreiche, Tugendhafte, sowie der Sonderbare, Sonderliche, Wunderliche, Köstliche, und Köstlichste, der Streitende und der Niederträchtige, der Vielgelobte und der Wohlbekannte, sowie der Lustige, Geduldige, Schnelle, Langsame, Kriechende, Ballernde, Hitzige, Hitzende, Trotzende, Grimmige, Quälende, Giftige, Stechende und endlich der Umbringende.

Wir mögen wohl sagen, daß die Namengeberei eine höchst possierliche, wie sie eine eigenmächtige war. Nicht alle waren mit ihren Namen zufrieden. So beschwert sich Logau, daß man ihn den „Verkleinernden" nannte; habe er doch in seinen „Sinngedichten" keineswegs verkleinert, sondern nur Uebel gerügt, die zu rügen seien.

Im Ganzen sind uns 890 Namen von Mitgliedern der „Fruchtbringenden Gesellschaft“ bekannt, die zwischen 1617 und 1680 aufgenommen wurden. In dem letztgenannten Jahre geschah die letzte Aufnahme. Von da an verschwindet sie aus dem Gesichtskreise und scheint bald danach auch den Weg alles Vergänglichen gegangen zu sein.

Mit dem 25. Mitgliede, dem „Nutzbaren“, tritt, außer dem bereits erwähnten Herzog Ludwig, die erste nennenswerthe Kraft in der „Fruchtbringenden Gesellschaft“ auf. Hübner war 1577 zu Dessau geboren, wurde nachdem er in Frankfurt a. d. Oder und Heidelberg studirt hatte, Prinzenerzieher des Fürsten von Dessau, später Kammer- und Justizrath, und starb in Dessau 1636. Er gilt als der Begründer der neuen Kunstdichtung und darf bestimmt als der Erste angesehen werden, welcher den damals in Frankreich aufgekommenen Alexandrinervers in deutscher Sprache angewandt hat. So schreibt der „Sprossende“, d. h. Georg Neumark, welcher die zweite Geschichte der „Fruchtbringenden Gesellschaft“ verfaßte, unter dem Titel: „Der Teutsche Palmbaum, das ist Lobschrift von der Hochlöblichen Fruchtbringenden Gesellschaft“ (Nürnberg, 1647): „Es hat der „Nutzbare“ des Herrn de Vartas Wochen verteutschet und darinnen diese sonderbare Meisterprobe gethan, daß er auch das gantze Werk, iede Reimzeile mit so viel Sylben, als in dem gegenüber gesetzten Frantzösischen zu zählen, in gleicher Reimart gedolmetschet, welches ihrer viel, welchen der teutschen Sprache Fügigkeit nicht bekandt, für unmüglich halten solten.“ — Hübner hat auch zuerst in der deutschen Dichtkunst das klingende Silbenmaß angewandt. Wir finden allerdings bei Luther, Decius, Herrmann, Seelnecker und anderen Meistern des alten Kirchenliedes auch schon eine bedeutende Gliederung des rhytmischen Klanges, doch war das mehr zufällig so geworden, als infolge einer systematischen Regel, die man damals noch nicht kannte. Nehmen wir z. B. Luthers „Patrem“: „Wir gleuben all an einen Gott“, wie höchst mangelhaft ist da noch der vierfüßige Jambus entwickelt, wenn es in der zweiten Strophe heißt.

„Von Maria der Jungfrawen
Ist ein warer Mensch geboren ꝛc.“

Man müßte, um den Jambus zu erhalten, lesen:

⏑ - ⏑ — ⏑ - ⏑ —

Von Ma-ri-a der Jungfraw-en ꝛc.

Der „Nutzbare“ ist auch nicht wenig von sich selber eingenommen, wie das aus der Vorrede zu Vartas' „Erste Woche“ hervorgeht: „Es seyndt nunmehr über sieben Jahr.“ schreibt er, „daß ich, nach anleitung des zweck- vnd vorhabens, unserer hochlöblichen Fruchtbringenden Gesellschaft, zu behäupt- vnd erhärtung unserer uhralten teutschen Mutterſprache, vollkommenheit, vnd von jhrer Natur artigen vermögens, des Herrn zu Vartas Andere Woche, so weit er dieselbe in sechzehn stücken von Erschaffung der

Welt an, nemlich, biß auff die Babylonische gefängniß, bracht, vnd dann hiernechst denselben sechs Büchern von der Judith, sampt der Urania oder himlischen Musa, wie auch den beyden Schlachten von Lepanthe und Ivry in eine teutsche, vnd (wie aus dem Frantzösischen gegen über gesatzten klärlich zu sehen) den seinen an maß, abschnitt, endungen, ja Sylben, durchaus gleiche Reime versetzet, vnd dadurch besage der Vorrede vor die Judith andere baß verständige, vnd zu dergleichen übungen von des himmels einflüße mehr begabt- vnd geschicktere, zu ruhmwürdiger nachfolge, insonderheit aber, zu verdolmetschung, der Ersten Woche, wohlgemeltes Herrn zu Bartas, zu veranlassen gehoffet." Darin sei er nicht betrogen worden, da „vor neun oder zehen Jahren, etliche absonderliche stücke, der Andern Woche, vnd benamentlich, die AltVäter, der Beruff, das Gesetze, die FeldObristen, ꝛc. ausgegangen." Bald hernach hätten sich „etliche der teutschen Sprache vnd Reime liebhaber gefunden, die dieser art teutscher Vers oder Reime (Alexandriner), glücklich gefolget, vnd durch unterschiedene in Truck gefertigte schöne Gedichte, oder auch verdolmetschung dieselbe männiglich vor die augen kommen lassen ....."

„Da bisher sich niemand mit Bartas Erste Woche befaßt", habe er sich „zu derselben vngefährlich vor ein sechs jahren schon von mir eilfertig übersetzten Ersten Woche newlicher durch- vnd übersehung, bereden vnd bewegen lassen: Dabey etwas genawer auff das was, daß nemlich die Verse aus lauter reinen Jambis, das ist, accent allzeit in der andern Silbe, jedweder pedis, sich befinden, bestunden, so in der verdolmetschung der Andern Woche des Herrn zu Bartas, wie auch der Judith, vnd andern dergleichen stücken (dieweil es weder von Bartas selbst, noch einigen andern Frantzösischen Poeten jemals bißhero bedacht worden) nicht alle wege beschehen, in folgender deren anderweitlichen übersehe- vnd in druck fertigung, aber leicht zu endern vnd zu verbessern seyn wird, acht gegeben worden."

Somit hatte also der Palmbaum seine erste Frucht getragen: die wohlgegliederte Metrik der griechischen Dichter in die deutsche Poesie eingeführt. Erweitert wurde diese Errungenschaft noch durch den 1641 in die Gesellschaft unter dem Namen der „Genossene" aufgenommenen August Buchner, geb. 1591 zu Dresden, seit 1616 „Magister und Professor Poeseos", 1631 „Prof. Eloquentia" und 1649 Senior der Universität Wittenberg, wo er im Jahre 1661 starb. Dieser fügte den jambischen und trochäischen Versmaßen Hübners noch die ersten deutschen daktylischen Verse hinzu. Er galt seiner Zeit für einen der hervorragendsten deutschen Dichter, der von Etlichen mit Opitz auf gleicher Stufe gestellt wird. So sagt Paul Fleming (gleichfalls einer der bedeutendsten Dichter seiner Zeit) von ihm: „Ist Buchner nur nicht tot, so lebet Opitz noch." Buchner hat einige der schönsten geistlichen Lieder gedichtet, die wir besitzen, darunter das be-

kannte: „Der schöne Tag bricht an, die Nacht ist abgethan“ ꝛc. Sonst ist er fast nur als Gelegenheitsdichter von Hochzeits-, Grab- und andern Lob- und Ruhmliedern bekannt.

Daß die „Fruchtbringende“ im Allgemeinen in den ersten Jahren großen Einfluß ausübte, kann nicht behauptet werden. So wurde 1620 Dietrich von dem Werder mit dem Namen der „Vielgekrönte“ bei seiner Aufnahme beehrt, obwohl wir heute kaum wüßten, womit er diesen hochtönenden Namen verdient habe. Er war zu Werdershausen im Kurhessischen 1584 geboren, hatte Pagendienste beim Landgrafen Moritz versehen, später in Marburg studirt, und führte 1631 – 1635 ein Regiment im dreißigjährigen Krieg unter Gustav Adolph. Einige Gelegenheitsgedichte, hundert Sonette: „Krieg und Sieg Christi“ betitelt — „da in jedem und jeglichem Verse die beyden wörter Krieg und Sieg aufs wenigste einmahl befindlich seyn“ —; eine metrische Bearbeitung der Bußpsalmen; eine Uebersetzung von Torquato Tasso's „Befreites Jerusalem“: „in Deutsche heroische Poesie Gesetzweise, als vormahls nie mehr gesehen, überbracht“; eine Uebersetzung von „Drey Gesänge des Rasenden Roland“ Ariost's aus dem Italienischen; „24 trostreiche Freudengesänge auff die Stunde des Todes“; und ein Bändchen „Räthselgedichte unter vielen anmuthigen Fügnussen .... vermittelst der Majestätischen Deutschen Sprache, Kunstzierlich verborgen“, ist Alles was wir von ihm besitzen. Seine Gedichte sind mehr Künsteleien als eigentliche Poesien, besonders die Räthsel und Sonette. Wenn er irgend Ruhm verdient, so ist es weil er die ersten deutschen Sonette und Räthselgedichte geschrieben hat.

Hatten Hübner und Buchner zuerst die deutsche Metrik geregelt, wobei der erstgenannte die französischen Dichter und von dem Werder die italienischen Sonette und Dichtungen in die deutsche Sprache einführten, so ging aus der „Fruchtbringenden Gesellschaft“ auch der erste Dichter hervor, der bereits anderthalbhundert Jahre vor Goethe uns, allen Andern voran, mit der morgenländischen Poesie vertraut gemacht hat. Adam Olearius (eigentlich Oehlenschläger), geb. 1599 zu Aschersleben, Sohn eines Schneiders, studirte Philosophie in Leipzig, wurde Rath beim Herzog Friedrich von Holstein-Gottorp und begleitete diesen als Sekretär der kaiserlichen Gesandtschaft nach Moskau und Persien. Nach 1643 lebte er als Hofmathematikus in Schleswig, wo er 1671 gestorben ist. Seine Uebersetzungen persischer Dichtungen, besonders aber sein „Persianischer Rosenthal“ des Poeten Schich Saadi und die Dichtungen des Hafwirdi leiteten zuerst die Aufmerksamkeit auf den Schatz der orientalischen Dichtkunst, wenngleich er bis auf Goethe ohne eigentlichen Nachfolger blieb. Unsterblich ist Olearius durch seine Reisebeschreibungen geworden, in welchen er uns vor allen Andern, selbst Marlo Polo, Mandeville und Ruysbroeck nicht ausgenommen, zuerst gründlich mit der morgen-

ländischen Kultur bekannt gemacht hat. Er gehörte der „Fruchtbringenden Gesellschaft" seit 1651 unter dem Namen der „Vielbemühte" an und war das 543. Mitglied derselben.

Bis zum Jahre 1629 hatte die „Fruchtbringende Gesellschaft" bereits 200 Mitglieder aufgenommen, von welchen uns die meisten nur den Namen nach bekannt geworden sind. Waren es doch größtentheils Fürsten und Adeliche, die sich das hohe Ziel der Erhaltung und Läuterung der deutschen Sprache zur Aufgabe gestellt hatten. Am Schlusse des gedachten Jahres trat ein wirklicher Dichterfürst in die Gesellschaft ein, Martin Opitz. Dem „Vielgekrönten" folgte damit nicht bloß dem Namen nach, sondern in Wirklichkeit der „Gekrönte". Wie der unbekannte Dichter der „Nibelungen", Walther von der Vogelweide, Wolfram von Eschenbach, Luther und Fischart vor ihm, wie Klopstock, Lessing, Goethe und Schiller nach ihm, ist auch Opitz ein bezeichnender Markstein in der Geschichte der deutschen Litteratur und besonders der deutschen Dichtkunst. Er hat bis auf Klopstock's und Goethe's Zeit als der Vater der neueren Dichtkunst gegolten und mit Recht, denn er war es, welcher die deutsche Sprache zuerst bildsam und biegsam machte, und die Litteratur, die sich nach ihm formirte, deren Begründer er thatsächlich war, führt noch heute nach ihm den Namen der Opitzischen oder ersten schlesischen Dichterschule. Daß er der Vater dieser Schule war, ist allbekannt, und seine Zeit und Nachkommenschaft hat ihn als solchen geehrt, indem sie die Bahnen verfolgte, welche er geebnet hat. Opitz' Ziel war nicht, eine eigene deutsche Dichtkunst zu schaffen, wie es in neuester Zeit Wilhelm Jordan und Richard Wagner versucht haben, sondern er wollte die Formen der ausländischen Dichtungen in korrekter deutscher Sprache angewandt und bei dem gebildeten Volke in Aufnahme gebracht sehen. Sein Erfolg war phänomenal. Er wurde vom ganzen deutschen Volke anerkannt, vom Kaiser Ferdinand eigenhändig als Dichter gekrönt und später (1628) unter dem Namen Opitz von Boberfeld in den Adelsstand erhoben.

Als große Dichter der „Fruchtbringenden Gesellschaft" reihen sich an Opitz Hans Michel Moscherosch, 1645 als der „Träumende" aufgenommen und Andreas Gryphius, eines der späteren Mitglieder, 1662 als der „Unsterbliche" eingereiht, zunächst an. Ist der Titel des älteren Gryphius (sein Sohn, Christian Gryphius, wurde nach seinem Tode ebenfalls ein angesehener Dichter) auch wohl etwas überschwänglich, indem der „Unsterbliche" heute gewiß nur mehr bei den Litteraturhistorikern lebt und bekannt sein wird, so zählt er doch zu den geistvollsten Dichtern des deutschen Volkes. Derselbe, eigentlich von seinem Großvater her Greif genannt, war der Sohn des Archidiakonus Paul Gryphius zu Großglogau in Schlesien, woselbst Andreas im Jahr 1616 geboren wurde. Nach trüben Jugendjahren, während welchen er auf dem Gymnasium in Danzig und

später auf der Universität Leyden in Holland studirte, wurde er 1644 der Begleiter des Kaufmanns Wilhelm Schlegel auf dessen Reisen durch die Niederlande, Frankreich, Spanien und Italien, in welch letzterem Lande Gryphius seinen „Christus am Oelberg" schrieb, ein Epos in drei Gesängen, das er der Republik Venedig dedizirte und feierlich dem Venediger Senat überreichte. Das Epos ist in lateinischer Sprache abgefaßt, doch soll er es selber in's Deutsche übersetzt haben, welche Uebersetzung jedoch verloren ging. Er starb plötzlich in einer Versammlung auf dem Landhause zu Glogau 1664, noch nicht 48 Jahre alt. Gryphius war der selbstständigste und vielseitigste aller Dichter des 17. Jahrhunderts und ist zunächst Herzog Heinrich Julius von Braunschweig und Jakob Ayrer als der Begründer des deutschen Dramas anzusehen, worin er der Vorgänger Hoffmannswaldau's und Lohenstein's war.

Andreas Gryphius bildet, neben Opitz, den Gipfel der ersten schlesischen Dichterschule, die mit seinem Tod den Verfall antrat. Er hat dreizehn Dramen verfaßt, sieben Trauerspiele, fünf Lustspiele und eine Posse („Herr Peter Squentz"). Die Trauerspiele sind: „Leo Arminius", „Katharina von Georgien", „Cardenio und Zelinde", „Karl Stuart", „Der sterbende Papianus", „Die beständige Mutter" und „Die sieben Brüder oder die Gibeoniter", letzteres nach dem Holländischen des Joost van Vondel. Die Lustspiele tragen folgende abgekürzte Titel: „Majuma", „Piastus", „Der schwärmende Schäffer", „Horribilifikribifax" und „Die Sängamme oder ungetreues Hausgesinde." Außerdem hat Gryphius alle Gattungen der Dichtkunst gepflegt und zwar mit großem Erfolg. „Man zeige mir einen", sagt Gervinus, „der alle ernsten und großen Gattungen, Kirchenlied, Ode, Satyre, Trauerspiel und Lustspiel so selbstständig, mit so passend geänderten Ton, mit solcher Bemeisterung der poetischen Vorstellungen und Sprache behandelt hat, als er!" Man hat ihn seiner Zeit, obwohl nicht zutreffend, den Nachfolger Shakspeare's genannt, in dessen Todesjahr er geboren wurde und in dessen hundertjährigem Geburtsjahr er gestorben ist, mit dem er also gemeinsam ein Jahrhundert bildet. Es ist allerdings merkwürdig, daß er in seiner Handwerkerkomödie, „Herr Peter Squenz", auch eine Seite von Shakspeare's „Sommernachtstraum" sehr nahe berührt, ob mit Kenntniß desselben, ist ungewiß. Jedenfalls hat Gryphius mit seiner Komödie den ältesten Anknüpfungspunkt an den großen englischen Dramendichter geliefert.

Im Allgemeinen weicht Gryphius als Bühnendichter doch weit, weit von Shakspeare ab. In seinen Trauerspielen zeigt Gryphius zwar eine edle, reiche Sprache, Fülle und Schönheit der Rede, aber sie sind in ihrer dramatischen Behandlung durchaus ärmlich. Diese Armuth der Handlung haben seine Nachfolger, Hoffmannswaldau, Lohenstein ꝛc. durch überladenen Prunk, Sinnlichkeit und Schwulst zu ersetzen versucht, wodurch die

deutsche Bühnenlitteratur so tief herabsank, wie sie Klopstock und Lessing in ihrer Zeit vorfanden und auf's Schärfste verurtheilten.

Moscherosch, einer der bedeutendsten Didaktiker und Verfasser satyrisch-humoristischer Schriften des 17. Jahrhunderts wurde 1601 zu Wilna im Hanau'schen geboren, studirte an der Universität Straßburg die Rechtskunde und wurde nach manchen Fährlichkeiten Kanzlei- und Kammerpräsident des Grafen Friedrich Kasimir von Hanau-Zweibrücken. Nachdem er 1668 in Ruhestand getreten und auf einer Reise begriffen war, starb er 1669 zu Worms. Sein noch heute beliebtes Hauptwerk ist: „Wunderlich und wahrhafte Gesichte Philanders von Sittewald", worin er gegen die Sprachvermengung und das Fremdländische, welches damals in Deutschland arg getrieben wurde, eine kräftige Lanze einlegt. „Ich meine, der Ehrliche Teutsche Michel hab euch Sprachverderbern, Welschen Cortisanen, Concipisten, Canzellisten, die ihr die alte Mutterspach mit allerley frembden Lateinischen, Welschen, Spanischen vnd Frantzösischen Wörtern so vielfach vermischet, verkehret vnd zerstöret; so daß sie ihr selbst nicht mehr gleich sihet vnnd kaum halb kan erkannt werden, die Teutsche Wahrheit gesagt. Ist es nicht eine schand zu hören? Einem frembden Volck zu belieben, seyn eigen Heyl und Wohlfarth zu verachten?

„Ihr mehr als unvernünftige Nachkömmlinge! welches unvernünftige Thier ist doch, das dem andern zu gefallen seine Sprach oder Stimm nur änderte? hastu je eine Katz, dem Hund zugefallen, bellen; ein Hund, der Katzen zulieb, mauchzen hören? Nun sind wahrhaftig in seiner Natur, Ein Teutsches festes Gemüt, vnd ein Schlipfferiger Welscher Sinn, anderst nicht als Hund vnd Katzen gegen einander geartet: vnnd gleichwohl wollet ihr unverständiger als die Thiere, Ihnen wider allen Danck nacharten? Hastu je einen Vogel blärren, eine Kuh pfeiffen hören? vnd so wollet die edle Sprach, die euch angeboren, so gar nicht in obacht nehmen in eurem Vatterland? Pfuy dich der Schand!

Fast jeder Schneider — will jetzund leyder
Der Sprach erfahren sein — vnd redt Latein:
Welsch und Frantzösisch — halb Japonesisch
Wann er ist toll vnd voll — der grobe Knoll.

Der Knecht Matthiees — spricht Bonae dies,
Wenn er gut Morgen sagt — und grüßt die Magd.
Die wend den Kragen — thut ihm danckſagen,
Spricht Deo gratias — Herr Hippocras.

Ihr bösen Teutschen — man sollt euch peutschen,
Daß ihr die Mutter-sprach — so wenig acht.
Ihr lieben Herren — das heißt nicht mehren
Die Sprach verkehren — und zerstören.

Ihr thut alles miſchen mit faulen fiſchen,
Und macht ein miſch-gemäſch ein wüſte wäſch.
Ich muß es ſagen mit Unmuth klagen,
Ein fauler Hafen-käß, ein ſeltſams gfräß.

Wir hans verſtanden mit ſpott und ſchanden
Wie man die ſprach verkehrt vnd gantz zerſtöhrt.
Ihr böſen Teutſchen man ſolt euch peutſchen
In vnſerm Vatterland pfuh dich der ſchand!

War Moſcherosch in dieſer Weiſe der ſatyriſche Lehrer ſeines Volkes, ſo finden wir in der „Fruchtbringenden Geſellſchaft“ auch die beiden erſten Sprachlehrer der Deutſchen: Juſtus Georg Schottelius, der „Suchende“, ſeit 1642 und Chriſtian Queintz oder Gueintz, der „Ordnende“ ſeit 1641. Der Letztgenannte wurde im Jahr 1592 zu Kolen bei Guben geboren, ſtudirte in Wittenberg Philologie und wurde 1627 Rektor in Halle, wo er 1650 ſtarb. Er ſoll 35000 Schüler gehabt haben. Außer einigen nicht bedeutenden Gedichten hat er zwei grammatikaliſche Werke verfaßt: „Chr. Gueintzen deutſcher Sprachlehre Entwurf“ (1641) und „Die Deutſche Rechtſchreibung ꝛc.“ (1645, zweite Auflage 1666.)

Vor Gueintz hatte bereits Schottelius, (geb. 1612 zu Einbeck, geſt. zu Wolfenbüttel 1676) einige kleinere Lehrbücher der deutſchen Sprache herausgegeben. Im Jahre 1641 aber erſchien ſein erſtes großes Werk: „Juſti Georgii Schottelii Einbeccenſis, Teutſche Sprachkunſt, darin die allerwortreichſte, prächtigſte, reinlichſte, vollkommene, uhralte Hauptſprache der Teutſchen aus ihren Gründen erhoben, dero Eigenſchaften und Kunſtſtücke vollſtändig entdecket und alſo in eine richtige Form der Kunſt zum erſten mahle gebracht worden.“ Dieſes umfangreiche Werk (ein dicker, enggedruckter Oktavband von nahezu tauſend Seiten) iſt in drei Büchern eingetheilt und enthält als Einleitung neun Lobreden und eine lange Reihe Ruhmgedichte auf die deutſche Sprache. Ein zweites Werk folgte 1643: „Der Teutſchen Sprache Einleitung zu richtiger Gewißheit und grundmäßigen Vergnügen der Teutſchen Hauptſprache, ſammt beigefügten Erklärungen.“ — Der Verfaſſer zeigt die Nothwendigkeit einer deutſchen Sprachlehre, läßt die deutſche Sprache in einer metriſchen Rede ihre eigene Sache führen und gibt nun Erläuterungen in Proſa über „die gründrichtige Gewißheit der teutſchen Sprache“ und eine Erklärung ungewöhnlicher hier gebrauchter Wörter.

Das vorzüglichſte Werk jedoch in gramatikaliſcher und ſprachlicher Hinſicht, und nicht allein Schottels, ſondern des ganzen Jahrhunderts überhaupt, das noch ſeinen Werth nicht verloren hat und in Anbetracht daß es ein Wegebahner aller unſerer heutigen deutſchen Grammatiken und Wörterbücher war, iſt Schottels: „Ausführliche Arbeit von der Teutſchen

Hauptsprache, worinnen enthalten gemelter dieser Hauptsprache Uhrankunft, Uhralterthumt, Reinlichkeit, Eigenschaft ꝛc., zumal die Sprachkunst und Verskunst Teutsch und guten theils lateinisch völlig mit eingebracht, wie nicht weniger die Verdoppelung, Ableitung, Einleitung ..... Item, die Stammwörter der teutschen Sprache ....." (Braunschweig 1663 — drei Bände Quarto, zusammen etwa 3600 Seiten stark). Es ist nicht möglich in einem kurzen Vortrag auf die Einzelnheiten dieser Sprachbücher Schottels näher einzugehen, doch soviel sei gesagt, daß er das Vorbild des großen Grimm'schen Wörterbuches geliefert hat, sowohl was die lateinische Worterklärung, Etymologie und Flexionslehre, als auch die Fülle der Beispielbelege aller bis seiner Zeit bekannten deutschen Schriftsteller anbetrifft. Für eine strenge Regelung der Orthographie, Syntax und Orthoëpie war er bahnbrechend wirksam. Schottel versah vor mehr als zweihundert Jahren bereits das Amt Schlözers oder Putkammers, der den überflüssigen Buchstabenkram, die sinnlos angewandten stummen Konsonanten auszumerzen begann: „Weil der Buchstaben Amt und Eigenschaft eigentlich diese ist," schreibt er, „den Laut und Tohn der wolausgesprochenen Wörter, deutlichst und vernehmlichst zu bilden und auszuwirken, also folget nun, daß in Teutschen Wörtern alle die jenigen Buchstaben, welche der Rede keine Hülfe tuhn, und also überflüssig seyn, sollen und müssen ausgelassen und nicht geschrieben werden, also schreibet man nicht recht **umb**, darum**b**, kom**pt**, nim**bt**, Lam**b**, un**ndt**, daß**z**, nu**tzt**, bu**tzt**, frau**w**, trau**w**, itzund**t** ꝛc., dan die gröberen Lettern **b**, **p**, **n**, **z**, **t**, **w**, sind alhier ganz überflüßig."

Dahingegen will er die Dehnbuchstaben beibehalten haben, besonders wenn durch sie Hauchlaute angedeutet oder sonst gleichgesprochene Worte unterschieden werden. Interessant ist sein Argument zu Gunsten der durch Putkammer verpönten Dehnbuchstaben **h**, doppel **a**, doppel **e** ꝛc.: „Der Mittelhauchlaut, oder der Vermengte Hauchlaut", schreibt er, „ist, wann das **h** wird nicht vor, sondern hinter den selblautenden gesetzt, dieweil die Ausrede des Wortes eine rechte Aushauchung nicht hat, und daneben gleichwol eine solche Länge nicht erfodert, daß der Selblautender müsse gedoppelt werden, dennoch aber ein etwas gezogener, länglicher hanchender Laut, im rechten Ausspruche des Wortes erfodert wird, als: Lehr, Muht, Tuhn, Tohn ꝛc. Lehr doctrina, wird anders ausgesprochen als Leer vacuus, auch anders als Ler, lern disce. Wird demnach hinter dem selblautenden das **h** deshalber gesezzet, damit der auszusprechende Tohn eine gleichsam etwas hauchende Länge an sich nehme, welches man billig zum Unterscheide, wie erwehnet, nenne den Mittelhauchlaut. als: M a a n papaver. M a h n e n, anmahnen. M a n n, Maangarte, mahnbare Schuld, Mannbare Jungfrau. Stahl furebar. Staal chalybs. Stall stabulum. Mehr magis. Meer mare. Mer, Mergel. Also ferner Noht, muht, hahn, zahn,

tuhn ꝛc. Diese und dergleichen Wörter schreibet man nicht Not, mut, han, zan, tun ꝛc. auch nicht Noot, muut, haan, zaan, tuun ꝛc., sondern mit Mittelhauchlaute."

Eine Empfehlung die Schottel machte, ist nicht in Gebrauch gekommen, die Ausmerzung des **ch** zwischen den Buchstaben **s** und **w**, **l**, **m**, **n** ꝛc. Er will die Worte Sweigen, Slagen, Smekken, Sneiden ꝛc. ohne das überflüssige **ch** geschrieben wissen, wie Stecken, spielen, Strauß ꝛc. Dabei beruft er sich auf die im Mittelalter übliche Schreibweise, wie wir sie im Nibelungenlied, in der Evangelienharmonie, bei den Minnesängern in der Urform antreffen. „Also lieset man unter anderen alten Teutschen Reimen", schreibt er, „von dem Blutbade in des Attile Hochzeit:

„Da fluog Ortlieben das Kind Hagen der Held guht,
Daß ihm gegen der Hand am Swert floß das Blut,
Und daß der Königin das Haupt sprang in den Schoß,
Da hub sich unter den Degen ein Mord, grimm und haß,
Darnach fluog er dem Mainzogen ein swinden Slag,
Daß ihm das Haubt nider vor dem Tische lag."

Das alte Wahrwort Akiba's, daß nichts Neues unter der Sonne sei, findet auch bei Uebersicht des Wirkens und Einflusses der „Fruchtbringenden Gesellschaft" eine frische Bestätigung. Wir sehen da das Streben nach der Form und deren Vervollkommnung, nach der Läuterung in der Satzbildung, der Vereinfachung und Regelung der Orthographie in höherem Maße, als es je früher oder später der Fall gewesen ist. War Schottelius der Vorläufer Grimms und Putkammers in mancher Hinsicht, so finden wir in Philipp von Zesen, den „Wohlbesetzenden", seit 1648 der „Fruchtbringenden Gesellschaft" angehörig, einen Vorgänger des jetzigen deutschen Sprachreinigers, Generalpostmeister Dr. Stephan. In seinem „Ibrahim" (1645) empfiehlt Zesen nämlich unter vielen andern Verdeutschungen zu schreiben: für Nonnenkloster „Jungfern-Zwinger", für Fieber „zitterjucht oder wechselweh", für Nichte „Kleintochter", für Fenster „Tagleuchter" ꝛc.

Seinem „Adriatischen Rosenmund" hat er eine Nachschrift angehängt, in welcher Zesen an den Leser schreibt: „Wenn der Läser eines und das andere Wort, welches wihr rächt deutsch gäben wollen, nicht so bald verstähen könte, so wollen wihr, ihm zu nachrücht, folgende wörter mit ihrem erst-gebräuchlichen nahmen anhär-säzzen, als: Pallas, Kluginne, Blauinne (caesia virgo); Diana, Weidinne, Jagtinne; Mars, Heldreich; Vulcanus, Gluhtfang; Venus, Lustinne, Liebinne, Lachmund oder auch Schauminne; Cupido, Liebreiz oder Lustkind" ꝛc. . . . . Er bleibt nicht bei der Mythologie stehen, sondern erfindet auch für andere gebräuchliche Wörter deutsche Stellvertreter, wie: „Echo, Schallinne; Pabst, Groß-erz-vater; Status, Monarchicus, der einhäubtige stand; Status oligarchicus, seu

aristocraticus, der vielhäubtige stand; Status democraticus, der allhäubtige stand, oder beherrschung." „Recommandiren" übersetzt er mit „fohrspruch-tuhn", Minute in „zeitblick"; „Natura" in „zeuge-mutter"; Teppiche mit „prunk-tücher": für Lieutenant schreibt er „walt-haubt-mann"; für Maske „mumm-gesicht"; für Pistole „reit-puffer"; Grotte „lust-höhle"; Galeere „wal-schiff"; Kabinet „bei-zimmer"; Pomeranze „gold-apfel"; Opfer „schlacht-gabe"; Altar „Gottes-tisch" 2c. — Das letzte, bereits vor ihm von Luther gemünzte Wort, hat sich vorwiegend in der Poesie erhalten.

Zesen, zu Piran bei Dessau 1616 geboren, gehört auch zu den damals vielfach wandersüchtigen oder flüchtigen Poeten, wie sie Kriegsglück oder Unglück von Fürstenthum zu Fürstenthum, von Ort zu Ort trieb. Wir finden ihn bald in Halle und Wittenberg, in den Niederlanden, in Frankreich und dann wieder in Deutschland, in Köthen, in Wittenberg, in Hamburg, Nürnberg, Regensburg; abermals in den Niederlanden, in Amsterdam, wo er das Bürgerrecht erhielt, in Rotterdam, Utrecht, Leyden und schließlich zum zweiten Mal in Hamburg, woselbst er seinen Hauptwohnsitz hatte und 1689 gestorben ist.

Von der Natur mit einem dichterischen Talent begabt, verfiel er leider in den Wahn, ein Gelehrter zu sein. Er verlor darüber die Fähigkeit, das wirklich Empfundene einfach und rein auszudrücken. Goedeke schreibt über ihn: „Um seine verklügelten Vers- und Reimgebände auszufüllen, scheute er vor prosaischer Auffassung und den plattesten Gedanken nicht zurück, so daß kaum eines seiner lyrischen Erzeugnisse einen erfreulichen Eindruck macht und keines derselben, trotz der vielen Kompositionen, in den lebendigen Gesang übergegangen sein kann. Die geschmacklosen grammatischen, kakographischen und puristischen Grillen machen seine Schöpfungen ungenießbar, wie sie es schon den Zeitgenossen gewesen sein müssen." — Zesen bildet eben die erste Staffel zu dem Tempel der ihm folgenden Schwulstvergöttlichung, zu dem er, mit Harsdörffer, Schneuber u. a. Mitgliedern der „Fruchtbringenden" das Fundament legen half, und der in der zweiten schlesischen Dichterschule den geschmacklosen Ausbau erhielt.

Georg Philipp Harsdörffer, geb. 1607 in Nürnberg, gest. daselbst 1658, wurde im Jahre 1642 Mitglied der „Fruchtbringenden Gesellschaft" mit dem Beinamen der „Spielende." Sind auch manche der Spitznamen jener Gesellschaft wie "lucus a non lucendo" geartet, unzutreffend, bei Harsdörffer trifft er den Nagel auf den Kopf. Dieser führte die Beschützerrolle in der Litteratur seiner Zeit, wie ein Jahrhundert später Gleim. Seine zahlreichen Schriften sind Spielereien. Uebereinstimmend mit dem Volksgemengsel des großen Krieges, tragen sie den Stempel der Geschmacksmengerei und konnten sich nur durch das persönliche Ansehen des Dichters halten (Harsdörffer war ein reicher Nürnberger Patrizier). Mit seinem Tode aber verloren seine dichterischen Tändeleien ihren Werth.

Harsdörffer, mit einem anderen Nürnberger Dichter seiner Zeit, Johann Klaj, waren die Begründer des „Blumenordens“ oder der sog. „Pegnitzschäferei“ (1644), in welcher Gesellschaft der tändelnden Muse, als Inbegriff und Hauptziel der Dichtkunst, Opfer gestreut wurde.

Viel bedeutender als Harsdörffer ist Johann Rist oder Ristius, geboren 1607 zu Ottensen in Holstein, gestorben 1667 in Wedel, welcher im Jahre 1647 als der „Rüstige“ in die „Fruchtbringende Gesellschaft“ aufgenommen wurde. Zwei Jahre früher hatte er sich dem Harsdörffer'schen „Blumenorden“ mit dem Beinamen „Daphnis aus Cimbern“ bereits angeschlossen. Als junger Mann lebte er von 1630 bis 1633 in Hamburg, wo er Theater spielte, dichtend und darstellend. Im Jahre 1634 ward er als Prediger nach Wedel im Holsteinischen berufen, wo er seitdem ein patriarchalisches Leben führte, das nur mitunter durch die schweren Kriegszeiten gestört wurde. Ristius ist ein vollempfindender Dichter, der uns durch Einfachheit, besonders aber durch seine reine Vaterlandsliebe, die alle seine Schriften durchzieht, sich indessen vornehmlich in seinen dramatischen in Prosa abgefaßten Werken äußert, noch heute angenehm berührt. Er schwärmte mitten in den Wirren des Krieges und der Zersplitterung für ein einiges Deutschland, worin die glühendsten Dichter des 19. Jahrhunderts ihn nicht übertroffen haben. Kaiser Ferdinand III. verlieh ihm 1644 den Lorbeer des Poeten und erhob ihn im Jahre 1653 in den Adelsstand. Rist war der Begründer des „Elbschwanenordens“ in Hamburg, 1660.

Einige der andern guten Dichter, welche der „Fruchtbringenden Gesellschaft“ angehörten, muß ich hier übergehen, was damit zu entschuldigen sein dürfte, daß sie auch keinen besondern Einfluß ausgeübt haben und nicht durch Eigenartigkeit spezifisch hervortreten, obwohl manche derselben mit Ehren in den Litteraturgeschichten verzeichnet stehen, wie Johann Valentin Andreä (der „Mürbe“, 1646), bedeutender Dichter geistlicher Lieder; Ernst Christoph Homburg (der „Keusche“, 1648), ebenfalls religiöser Dichter, dessen Kirchengesänge einen tiefen Eindruck machen, besonders durch die leidende Stimmung, die in ihnen weht; und Georg Neumarck, 1656 als der „Sprossende“ aufgenommen, der uns heute noch durch das schöne Lied: „Wer nur den lieben Gott läßt walten“, bekannt ist.

Von einem Mitglied der „Fruchtbringenden“ aber will ich zum Schluß noch besondere Mittheilungen machen, da er in seiner Art der noch heute unerreichte Dichter des deutschen Volkes ist, obwohl fast alle unsere großen Dichter auch das Feld betreten haben, welches er ausschließlich bebaute, das des Sinngedichts. Friedrich von Logau, seit 1648 als der „Verkleinernde“ Mitglied der „Fruchtbringenden Gesellschaft“, wurde 1604 in Schlesien geboren und ist 1655 zu Liegnitz gestorben, wo Logau als Kanzleirath des Herzogs Ludwig IV. von Liegnitz-Brieg lebte. In seiner

Jugend, sagt er selber, habe er „verliebte Gedichte" geschrieben, von welchen aber kein einziges mehr bekannt ist. In seiner Dienststellung fand er nicht genügend Zeit zu größeren Dichtungen, und so warf er sich dann auf das Epigramm, in welcher Gattung er es jedoch so weit brachte, daß wir in ihm, wie Lessing sich ausdrückt, einen Martial, einen Katull und einen Dionysius Kato in einer Person besitzen.

Anfangs gab Logau nur eine kleine Sammlung von zweihundert der Sinngedichte heraus, die günstig aufgenommen wurde. Das ermuthigte ihn zur Fortsetzung und so folgte denn, wahrscheinlich im Jahre 1638, sein großes Werk: „Salomons von Golaw teutscher Sinngedichte drey Tausend." Es war aber ein übervolles Maß, das er schenkte, indem das Buch statt 3000 Sinngedichte 3553 epigrammatische und gnomische Gedichte enthält. Sie sind noch heute als Ganzes genommen das Beste, was wir auf diesem Gebiete in deutscher Sprache aufzuweisen haben. Die alte Ausgabe dieses Buches gehört zu den größten bibliographischen Seltenheiten, doch ist ein reichhaltiger Auszug (etwa 1200 der Sinngedichte) im Jahre 1759 von Lessing und Ramler neu herausgegeben worden. Kurz nach Lessings Tode veranstaltete Ramler noch eine zweite, bis auf 1700 Nummern vermehrte Ausgabe.

Manches dieser Sinngedichte ist in den Volksmund übergegangen, der aber den Namen des Verfassers wohl kaum oder gar nicht erfahren hat, z. B. die meisten der Sprüche in unsern deutschen Schul-Lesebüchern, allerdings im Sprachstil verjüngt. Viele seiner Gedanken sind von den besten Dichtern neu bearbeitet worden, wie Herder, J. H. Voß, Lessing, Ramler, Gleim und selbst Goethe und Schiller, die sie freilich in gefälligere Formen stellten. Manche andere haben sie auch als fertig gemeißelte Säulen und Kapitäler ihren poetischen Bauwerken eingefügt, mit nur geringer Modernisirung, wie z. B. das Motto zu Bodenstedt's „Mirza Schaffy":

Lieb ohne Lust, welch herbe Pein,
Lust ohne Liebe, wie gemein,
Beide aber im Verein
Gewähren uns das höchste Sein.

Aber, werden Sie sagen, wir haben hier eine Reihe von deutschen Dichtern des 17. Jahrhunderts vorgeführt erhalten, was hat das alles mit der Geschichte der „Fruchtbringenden Gesellschaft zu thun? — Ich habe freilich wenig von der Gesellschaft und ihrer inneren Organisation gesagt und nur ihren Einfluß auf die Zustände und Entwickelung der deutschen Litteratur ihrer Zeit an ihren hervorragendsten Mitgliedern darstellen wollen. Die „Fruchtbringende Gesellschaft" war allerdings kein litterarischer Verein nach dem engeren Begriff. Das konnte sie auch nicht sein, denn die Mitglieder lebten über ganz Europa zerstreut. Bis 1651 hatte die Gesellschaft ihren Sitz in Köthen und von da bis 1680 in Weimar, aber ihre

Mitglieder befanden sich in allen Theilen Deutschlands, in den Niederlanden, in Italien, England, Dänemark und Schweden. Gehörten doch zu ihren Mitgliedern der schwedische Kanzler Arel Orenstjerna (der „Gewünschte"), der Engländer Robert Duglaß (der „Lebhafte"), die Italiener Agnolo Sala (der „Lindernde"), der Graf Cambises Bianchi (der „Seltene") und der kaiserliche Feldherr Octavio Piccolomini (der „Zwingende"), sowie eine ganze Reihe Holländer: Jost van Vondel, Hugo Grotius, Daniel Heinsius ꝛc., mehrere Dänen und selbst Russen. Der Sitz der Gesellschaft hatte nur das für sich, daß daselbst das präsidirende Oberhaupt sich befand, mit dem die Mitglieder stets einen mehr oder minder lebhaften brieflichen oder persönlichen Verkehr pflegten, und von wo aus ihre Werke einander mitgetheilt und verbreitet wurden.

Goedeke sagt zwar, die Gesellschaft habe für die Litteratur einen heilsamen Einfluß nicht gehabt, sondern das was man ihr nachrühme, das erfolgreiche Streben für Reinhaltung der Sprache von fremden Einmischungen, sei das Werk der einzelnen Schriftsteller gewesen. Das ist aber stets und überall so der Fall. Jede Gesellschaft, für wissenschaftliche oder kulturelle Zwecke begründet, hat ihre Stärke in einigen wenigen der genialeren geistig thätigen Mitglieder. Fallen diese aus, ohne durch neue Kräfte ersetzt zu werden, so zerfällt die Gesellschaft oder gelangt auf Abwege, wobei sie sich schließlich im Dickicht der Unkultur verläuft. Geist ist das einzige Bindemittel alles höheren, idealen Strebens.

Gegen Goedeke's Annahme läßt sich auch noch einwenden, daß ohne die Gesellschaft die große Mehrzahl ihrer besten Mitglieder wohl nie zu der hohen Bedeutung gelangt wären, wie wir sie jetzt finden, wenn kunstsinnige Fürsten und Adeliche, die, obgleich selber litterarisch unthätig, doch ein unterstützendes Protektorat ausübend, ihre geschlossen geleistete Hülfe nicht gewährt hätten. Mehr als sieben Achtel von den 890 Mitgliedern waren Fürsten und Hofleute. — Um wieviel tiefer würde wohl die Stufe geblieben sein, welche Wieland, Goethe, Herder und Schiller erklommen, wenn der Weimarer Herzog nicht seine schützende und hülfreiche Hand geliehen hätte? Und wäre wohl Richard Wagner ohne die Beihülfe König Ludwigs II. je zur dramatisch-musikalischen Berühmtheit und Größe emporgestiegen, die wir heute allseitig anstaunen? — Und dann, haben nicht die verschiedenen Mitglieder in ihren Schriften und Briefen vielfach den Werth und Ruhm der „Fruchtbringenden Gesellschaft" selber verkündet?

Während des langen grimmigen Krieges, als im Volke überall Geldnoth herrschte, konnte ein einzelner Fürst, der noch dazu beständig in den Wirren der Zeit verstrickt war, nicht der alleinige Schutzherr der deutschen Litteratur sein, wie das später dem Herzog Karl August möglich wurde. Der „Fruchtbringenden Gesellschaft" also ist es zu danken, daß während des schrecklichsten aller Kriege, die Deutschland je betroffen haben, und in

welchem unser altes Vaterland von Söldlingen und Lanzknechten aller Nationen Europa's, Italiener, Spanier, Franzosen, Engländer, Schotten und Irländer, Schweden und Niederländer, Russen, Slowacken, Polacken, Kroaten und Panduren überflutet war, daß während dieser Zeit das ganze Deutschthum in seiner Sprache und seinem Wesen nicht nur nicht zu Grunde gegangen ist, sondern sich sogar lebhafter entwickelte, als das je früher der Fall gewesen war.

Wir in unserer neuen Heimath sollten uns die „Fruchtbringende Gesellschaft" zum Vorbild nehmen und aus ihr die Lehre schöpfen, daß es die geistigen Kräfte jeder Nationalität sind, die sie aufrecht erhalten; daß sie aber dieses Ziel nur dann erreichen können, wenn sie sich zu einem starken Mittelpunkt vereinen und mit gemeinsamen Kräften geistig zusammenwirken. Auch in diesem Lande wird die deutsche Sprache nicht untergehen, so lange die geistigen Größen unseres Elements durch unermüdetes Streben einen Angelpunkt bilden, um den sich das Volk schaaren kann.

Denkrede zur Feier des dreihundertſten Geburtstages von Martin Opitz von Boberfeld.

Gehalten im "Deutſchen Litterariſchen Klub von Cincinnati"
am 22. November 1897.

Goethe erzählt im zwölften Buch von „Dichtung und Wahrheit", daß er einst in lustiger Gesellschaft die Litteratur mit den Jahreszeiten und deren Wechsel verglichen habe. „Ich glaube daher nicht", sagt er weiter, „daß man irgend eine Epoche einer Litteratur im ganzen loben oder tadeln kann; besonders sehe ich nicht gern, wenn man gewisse Talente, die von der Zeit hervorgerufen werden, so hoch erhebt und rühmt, andere dagegen schilt und niederdrückt." Was der zur Zeit junge Goethe in diesem Satz nur satyrisch dem Musenalmanach-Herausgeber, Christian Heinrich Schmid, vorwarf, und dann in lächerlicher Weise ad absurdum weiter ausführte, hat aber doch seine Berechtigung, obwohl der Dichter es in gerade umgekehrter Weise deuten wollte.

Die Schönlitteratur der Deutschen ist ein Ganzes. Seltsam gestaltet erscheint dieses Ganze, wenn man nicht jeden Theil einer besonderen Aufmerksamkeit würdigt. Vergleicht man gewisse Perioden, z. B. das Zeitalter Gellerts, dann das der Göttinger Bardenschule, wiederum das Goethe-Schiller'sche Zeitalter, mit besonderen Epochen früherer Jahrhunderte, z. B. dem Zeitalter des Nibelungenliedes, der süddeutschen Minnesänger, so möchte man glauben, daß es verschiedene Nationen sind, welche sich der deutschen Sprache bedienten, um in ihr die eigenartigen Gedanken und Gefühle zum Ausdruck zu bringen, die in keinem einzigen Zuge die verwandte Denk- und Sinnesart bekunden, oder den gemeinsamen Stammeskarakter äußern. Ueberseh'n wir aber das ganze Gebiet, von der Jetztzeit bis zu den ersten Anfängen unserer Poesie, und untersuchen die verbindenden Fäden der einzelnen Theile näher, so finden wir, daß sie alle zusammenhängen und sich nach und nach aus einem Urquell zum gemeinsamen Strom sammelten; daß diese Bächlein zwar nicht in einem gleichartigen Verhältniß flossen, aber doch in die herrliche Erscheinung eines wahrhaft nationalen Ganzen sich zusammen fanden. Was auch für Unebenheiten in dieser Gesammtheit sich zeigen, von Zeit zu Zeit sie sogar verunstalten, erscheint dann in dem Licht von mehr oder minder günstigen Verhältnissen; die Knorren und Auswüchse bekunden dann nur Eigenheiten des mächtigen Eichbaums, dem die Jahrhunderte nicht den frischen Wuchs und die prächtig entwickelte grüne Blätterkrone rauben konnten, und der unaufhörlich sich noch in der Fortentwickelung befindet, obwohl er längst alle anderen Bäume des litterarischen Waldes an Größe, Schönheit und Vollkommenheit überragt.

Die deutsche Sprache ist eine Ursprache, rein und frisch in ihrem ganzen Wesen und Karakter. Dadurch zeichnet sie sich vor allen lebenden Sprachen Europas aus, die überall mehr oder minder fremdartig beeinflußt wurden und allerlei Mischungen und Verbindungen in sich aufnahmen und noch heute neuen Amalgamationen zugänglich sind, wie besonders der englische Zweig des germanischen Baumes dies deutlich kundgibt.

Diese unvermischte Ursprünglichkeit hat unsere deutsche Sprache bis in das vierzehnte Jahrhundert treu bewahrt, wie wir klar an den erhaltenen Denkmälern der Schrift beobachten können, z. B. an den Epen und Liedern aus den Zeiten der Minnesänger, dem Nibelungenlied, und im Norden noch später an den Resten der Schönlitteratur. Als aber die deutsche Reichsmacht durch innere Zwietracht zersplittert, als mächtige Einflüsse der Politik und des Glaubens, von Welschland ausgehend, sich in Deutschland geltend machten, da drohte auch die Vollkommenheit der deutschen Sprache im Strom der Mischung unterzugehen.

Schon vor der Reformation und während des aufregenden Jahrhunderts, welches dieser unmittelbar folgte, äußerte sich das Verderben in der deutschen Litteratur in mächtigen Zügen. In den Klöstern schrieb man lateinisch, und als der Kirchenstreit am gewaltigsten tobte, da wurden auch die Streitschriften vorwiegend in dieser Sprache verfaßt. Für die Gelehrtenwelt schrieb man in der fremden und nur für das gemeine Volk befliß man sich der Muttersprache. Unter solchen verderblichen Einflüssen artete auch die Schönlitteratur bis tief in die letzte Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts hinein in ihrem ganzen Wesen aus. Die Poesie, d. h. die bessere Dichtung wurde lateinisch und griechisch getrieben; einzig nur das Volkslied erhielt sich in der Ursprache, aber leider auch nur in der rohesten Gestalt.

In diesen Volksliedern drückte sich das ganze Wohl und Wehe der Nation aus. Aber auch sie hatten die alte vaterländische Form der Allitteration abgestreift und dafür die Form der ursprünglich lateinischen Kirchengesänge, also die romanische Form, angenommen. Es war dies nicht die klassische Form des alten Roms oder Griechenlands, sondern es waren die Klingelreime des neueren Mönchslateins, die allerdings mit ihren quantitirenden Versmaßen dem Volksohr angenehm klangen und dadurch leicht dem Gedächtniß eingeprägt wurden. Daß diese Form der pelasgischen Sprachen (griechisch und latein) mit ihren eigenartigen Maßen für die accentuirende deutsche Sprache nicht paßte, läßt sich leicht nachweisen.

Nachdem, wie bereits gesagt, die Allitteration sich schon früh verloren hatte, blieb nur eine einfache Form übrig. Die germanischen Verse ließen sich nicht quantitirend gliedern, weil die Sprache eine nicht durch Silbenmaße, sondern durch Hebungen und Senkungen betonte ist. Nehmen wir die Nibelungenstrophe, so finden wir, daß jeder der drei ersten Verse sechs Hebungen hat, die in der Mitte durch eine Zäsur mit weiblichem Reimklang

unterbrochen werden, der vierte Vers aber hat in der zweiten Hälfte vier Hebungen.

„Uns ist in alten mæren || wunders vil geseit
Von helden liebebören || von großer arebeit,
Von fröden und hochgeziten || von weinen und von chlagen,
Von chuoner recken striten || muget ir nu wunder hören sagen."

Hier ist schon eine bestimmte Kunstform erkennbar durch die Hebungen und den Reim in der Mitte des Verses und am Schluß desselben, doch fehlt ihm der glatte metrische Gang. Aber schon in der zweiten Strophe schwindet der Mittelreim, der nachher zur Abwechslung zuweilen vorkommt. Auch die siebente Hebung des vierten Verses fällt in der Folge öfters weg, wie zwei Strophen aus der Stelle bezeugen mögen, wo der Dichter seinen Helden, Siegfried, schildert, wie er Chriemhilde zum ersten Mal in der Nähe sieht:

Sam der liechte mane vor der sternen stat,
Des schin so luoterliche ob den wolchen gat,
Dem stuond si wol geliche vor manniger frowen guot.
Das ward da wol gehöhet den zieren helden der muot.

Er dacht in sinem muote: Wie chunde das ergan,
Das ich dich minnen solde? Das ist ein tumber wan.
Sol aber ich dich fremden so wer ich senfter tot.
Er wart von den gedanken vil diche bleich und rot.

Die Minnesinger bedienten sich ebenfalls des Vers- und Strophenbau's, aber die Verse sind von ungleicher Länge und die Strophen oft bis zwanzig und mehr Verszeilen und darüber lang, zuweilen fehlen sie auch wohl ganz. Suchen wir aber den rhytmischen Gang bei ihnen, so verschwindet er in der blumigen Sprachfülle, in welcher die besseren der Minnesänger ihre Verse kleiden. Mir kommt es immer vor, wenn ich ihre Lieder lese, als ob die deutsche Sprache damals noch der griechischen näher stand, als heute, und ich meine, ich müßte sie ohne besondere Accentuation fast schwebend deklamiren. Zur Probe hier ein kleines Gedicht Walther's von der Vogelweide, eine Vergleichung der Frauenschönheit mit den Blumen:

Durchsuezet und gebluemet sint die reinen frowen;
Es wart nie niht so wunnekliches anzeschowen
In luften, uf erden, noch in allen gruenen owen.
Lilien, rosen, bluomen swa di luchten
In meyentowen (Maienthau) durch das gras, und kleiner vogelin sanc,
Das ist gegn solcher wunnebernden froide kranc,
Swo man ein schoene frowen siht, das kan trueben muot erfuchten,
Und leschet alles truren in derselben stunt.

So lieblich lachet in liebe ir suezer roter munt;
Und strale us spilden ougen schieszen in mannes herzengrunt.

Kann die neuere Poesie etwas Anmuthigeres sagen? Von einer Prosodie, von Skandirung außer den Reimklängen aber ist hier keine Spur zu finden.

Je mehr sich die gelehrten Dichter seitdem der alten Sprachen bedienten, desto tiefer sank auch Geist und Form in der deutschen Schönlitteratur. Wir sehen das z. B. an dem hervorragendsten der deutschen Neulateiner, Jakob Balde, der mit seinen in lateinischer Sprache geschriebenen Oden sich den Beinamen „der deutsche Horaz" errang, und dessen in dieser Altsprache gedichteten Schriften sich in Eleganz und Vielseitigkeit vollkommen mit denen des alten Römers messen. Dichtete Balde aber in seiner Muttersprache, so hörte alle Schönheit auf. Gedanken und Ideen sind bei ihm ja auch in den deutschen Gedichten gut, aber die Form — da hapert es. Man hielt die deutsche Sprache bis zum Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts nicht für die Poesie bildungsfähig, und so blieb nur eine rauhe Gestalt in den bis dahin gedichteten Schriften sichtbar. Das zeigt sich nicht bloß an dem gemeinen Volksgesang, sondern sogar an den Werken der besseren Dichter des sechszehnten Jahrhunderts, z. B. an Melchior Pfinzing und Hans Sachs. Pfinzing war ein Gelehrter und Höfling, Sachs ein Volksmann in des Wortes voller Bedeutung. Schrieb der erstere in lateinischer Sprache, so waren seine Gedichte in trefflicher Form gekleidet, deutsch aber bequemten sie sich der Zeit an, waren an Erfindung kalt und trocken, in der Form unbestimmt, und nur ein Hauch moralischer Wärme äußert sich von Zeit zu Zeit darin, z. B. der Kampf mit dem Bären im „Theuerdank":

Wiewol der Held Tewerdanndk merkt, das
Der ganng zum peren nit gut was,
Noch wollt Er vnerschrockhen sein,
Gieng auf dem Steig zum peren hinnein.
Als bald der peer sein wurd gewar,
Lieff Er gen Im mit zoren dar.
Tewerdanndk dacht, der peer dracht mir zu;
Ich weys nicht wol, wie Ich Im thu,
Dieweyl Ich doch gannz nicht mag han
Ein platz, darauf Ich mocht veststan.
In dem der peer so nahend kam,
Das Im nit mer ward, dann das Er nam
Seinen spieß zu dem halben schafft,
Schoß den aus rechter maisterschafft,
Traf denselben peren behenndt,
Dardurch Er ab über die wenndt
Fiel sich zutodt in ein tieffs tal.

Tewerdannck der gedacht: diesen val
Solt Ich warlich haben getan,
Wo ich den peren het gelan
Zu mir komen auf dem steig schmal.
Tewerdannck gieng wieder herab zu tal.

Lassen wir das Altmodische der Sprache fort so bleibt nur eine armselige Reimerei übrig, die wir heute mit dem Namen Knittelverse bezeichnen. Und der Dichter war ein hochgebildeter Gelehrter.

Bei Hans Sachs steht die Sache umgekehrt. Sachs war kein sogenannter Schulgelehrter, sondern ein Volksmann aus dem Handwerkerstande. Seine Verse sind in derselben Form und Fassung wie die seines gelehrten Nürnberger Vorgängers, aber Sachs ist nicht trocken, sondern immer erfinderisch und frisch, voller Humor und Leben. Es wird nicht nöthig sein, hier eine Probe seiner Verse zu geben, da wohl jeder der Anwesenden das Eine oder Andere von Sachs gelesen haben wird. Er war von jung auf unausgesetzt neben seiner Schuhmacherarbeit dichterisch thätig. Schreibt er darüber doch selber:

„Fast eben in dem zweintzigsten Jar
Thet ich mich ernstlich unterstahn
Mit Gottes Hülff zu dichten an
Mein erst Bar im langen Marner,
Gloria Patri, Preis und Ehr."

Wäre Hans Sachs der *große* Dichter, wozu ihn einige der neueren Litteraturhistoriker machen wollen, nachdem er lange genug unbillig verspottet gewesen, so würde sich in seinen Werken, wie in seinem langen Leben, die Kraft des Emporstrebens offenbaren, ohne welche keiner der großen Dichter, die sich über ihr Zeitalter erhoben, Epoche gemacht hat. Aber Hans Sachs macht in keinem Theil der deutschen Poesie Epoche; und weder sein Geschmack, noch seine Art zu dichten, reichen über die Alltagsnorm seiner Zeit hinaus. Seine Unerschöpflichkeit im Dichten und Reimen wird begreiflicher, wenn man weiß, daß er ohne jede Kritik, ohne Streben nach irgend einem Ziel der Vollkommenheit, echt meistersängerisch mehr reimte, als dichtete und daß seine poetische Sphäre nie über den Horizont eines geistvollen Schusters hinausreichte. Auch der ganze Kreis der Poeten, der unmittelbar auf Hans Sachs folgte, zeigt keinen weiteren Fortschritt, und so stand bis zum Schluß des ersten Viertels des 17. Jahrhunderts die deutsche Schönlitteratur noch ganz auf demselben Boden, den sie seit Schluß des 15. Jahrhunderts inne hatte, als Sebastian Brand, Bruder Johann Pauli, Thomas Murner und deren Genossen die Spitzen der deutschen Dichtkunst bildeten.

Zwar versuchten nach Sachs einige Dichter über den knittelgemäßen Alltagszopf der Meistersingerei hinauszusteigen, wie Paulus Melissus, Peter Denaisius, Rudolph Weckherrlin und besonders Friedrich Spee von Langenfeld, der Dichter der lieblichen „Trutz-Nachtigall", aber es ist noch fraglich, ob nicht der Einfluß des Meisters, dessen wir bald gedenken werden, die Gedichte der beiden letztgenannten beeinflußt hat, da sie erst nach dem Tode des berühmten Mannes gedruckt wurden, während seine Werke bereits in mehreren Auflagen weit und breit bekannt waren. Die wenigen Gedichte von Melissus und Denaisius gar sind erst hundert Jahre später durch Bodmer im Druck erschienen, und da man weder eine Handschrift, noch einen früheren Druck aufgefunden hat, so müssen wir uns ganz auf Bodmer's Wort verlassen, daß er sie ohne eigene Feile darbot. Beide Dichter gehörten zu den Neulateinern und von Denaisius ist nur das eine deutsche Gedicht bekannt.

Endlich, nachdem der alte Stamm der deutschen Poesie unter wechselnden Einflüssen der ausländischen Litteratur sich beinahe ein halbes Jahrtausend unverwelkt erhalten, aber auch immer weniger edle Blüten getragen hatte, erschien der Mann, dem man die Ehre gab, den „Vater der deutschen Dichtkunst" zu nennen. Der Titel mag uns heute überschwänglich dünken, aber in seiner Zeit hatte er gewiß Berechtigung, denn kein deutscher Dichter vor Opitz hat so sehr den Geschmack seiner Nation beherrscht, keiner so sehr die Blicke Aller auf sich gelenkt, als er.

Martin Opitz wurde am 23. Dezember 1597 zu Bunzlau in Schlesien geboren, wo sein Vater ehrsamer Bürger und Rathsherr war. Schon im achten Lebensjahr bezog der Knabe die Lateinschule seiner Vaterstadt und im 16. Lebensjahr das Magdalenen-Gymnasium zu Breslau, wo er mit seinen Mitschülern den von ihm öfters besungenen Nüßler und Kirchner eine innige Freundschaft schloß, die bis zu des Dichters Tode währte. Dann entschloß sich Opitz die Rechtswissenschaft zu studiren, bezog die Hochschule zu Beuthen und darauf die Universität zu Frankfurt a. d. Oder. In Beuthen schrieb er 1618 seinen "Aristarchus", eine Dissertation in lateinischer Sprache, worin er die Misachtung der deutschen Sprache, wie sie damals noch herrschte, in scharfen Zügen bekämpft, und die unter den Umständen kühne Behauptung wagte, daß die deutsche Sprache sich ebensowohl zur schönen Litteratur und Poesie eigne, als die lateinische, französische oder italienische Sprache. Er erhärtet dies durch eingestreute Beispiele eigener deutscher Gedichte, darunter ein Sonett und mehrere Anagramme, z. B. Margarethä Rindfleischen – Ein träfflicher Smaragd; Helena Roggen – Engel ohne Arg. Das waren freilich nur Spielereien, allein diese Spielereien waren damals nicht nur in den romanischen Ländern, sondern auch bei den Italienern, Spaniern, Franzosen, Niederländern und Engländern gepflegt, die in der deutschen Sprache überhaupt als unmöglich angesehen

wurden. Der Aristarchus ward 1618 zu Beuthen gedruckt und 1624 in den von Zinkgref herausgegebenen "M. Opitii Teutsche Poëmata" zu Straßburg wieder abgedruckt.

Opitz wurde nun von den poetischen und andern humanistischen Studien so angezogen, daß er das Studium des Rechts aufgab. Er nannte sich selbst jetzt ein "Candidat der Poesie und Philosophie." Im Jahr 1619 begab er sich nach Heidelberg, wo er mehrere litterarische und freundschaftliche Beziehungen anknüpfte, die ihm in der Folge wichtig wurden. Von dieser Zeit an fällt es besonders auf, daß Opitz nie lange an einem Orte verweilen mochte. Noch ehe ein Jahr verflossen war, verließ er Heidelberg und ging nach Straßburg, kehrte aber bald darauf nach Heidelberg zurück und ging dann 1620 mit Hamilton, den er in Heidelberg hatte kennen lernen, nach den Niederlanden, wo er mit dem berühmten neulateinischen Dichter Daniel Heinsius eine innige Freundschaft schloß, und dessen in holländischer Sprache verfaßten Gedichte in's Deutsche übersetzte. Dadurch ward seine Poesie zwar schulgerecht, aber auch steif, besonders durch den zuerst von Opitz in der deutschen Sprache eingebürgerten Alexandrinervers, der von da an bis Klopstock fast ausschließlich die ganze deutsche Poesie beherrschte.

Aber auch in Holland fand Opitz keine bleibende Stätte. Schon im nächsten Jahr ging er nach Holstein, wo er auf dem Gute seines Freundes Hamilton lebte und eins seiner besten Gedichte schrieb: „Trostgedicht in Widerwärtigkeiten des Krieges", welches in voller Jugendkraft, wenn auch nicht frei von Gelehrsamkeit, gearbeitet ist. Nachdem er sieben Monate in Holstein zugebracht hatte, ging er nach Schlesien, wo er am Hofe des Herzogs von Liegnitz lebte. 1622 folgte er einem Ruf des berühmten Fürsten von Siebenbürgen, Gabriel Bethlen, oder wie er gewöhnlich nach ungarischer Art genannt wird, Bethlen Gabor, als Lehrer der Philosophie und alten Litteratur an der Schule zu Weissenburg. Hier machte er Studien zu einem gelehrten Werk über die Alterthümer Daciens, das jedoch nicht vollendet wurde und schrieb sein Lehrgedicht „Zlatna, oder von der Ruhe des Gemüths", das erste größere dydaktische Gedicht in der deutschen Sprache.

Die ihm innewohnende Unruhe und Sehnsucht nach Vaterland und Freunden führte ihn schon 1623 wieder nach Bunzlau und an den Hof des Herzogs Georg Rudolph von Liegnitz zurück, wo er den Titel eines fürstlichen Raths erhielt und auf Wunsch seines Gönners die „Christlichen Sonn- und Festtags-Episteln", nach dem Muster der französischen Psalmen in Verse brachte. Ebenfalls dichtete er hier geistliche Lieder oder Oden, wie er sie nennt, von denen noch eine beträchtliche Zahl in den protestantischen Gesangbüchern lebt, allerdings verjüngt; selten aber wird Opitz dabei als der Dichter genannt. Etliche der bekanntesten, nach den Anfangsversen, sind:

„O Licht, geboren aus dem Lichte."
„Das Jahr ist hingeschwunden." („fortgelaufen" heißt's bei Opitz.)
„Heb hoch des Herren Herrlichkeit!"
„Herr, richte dein Gemüthe."
„Nun freuet, freuet euch im Herrn!" ꝛc.

Die meisten Neubearbeitungen dieser Kirchengesänge sind von Klopstock.

Länger als ein Jahr hielt es indessen unsern Dichter nicht in Liegnitz fest. Er machte dann eine Reise nach Sachsen; hielt sich einige Zeit in Wittenberg auf; trat zu Köthen mit der „Fruchtbringenden Gesellschaft" in Verbindung, wurde unter dem Namen „Der Gekrönte" in diese Gesellschaft aufgenommen; und ging dann in Begleitung eines Freundes nach Wien, wo ihn der Kaiser Ferdinand II., dessen Eifer für den Katholizismus bekannter ist, als seine Neigung zu den Künsten und Musen, eigenhändig mit dem Lorbeerkranz zum Dichter krönte. Dieses mußte für Opitz umso schmeichelhafter sein, weil er ein Lutheraner war. So liberal dachte man damals in Wien, wenn nur die Religion nicht berührt wurde.

Aber auch der Rang eines kaiserlichen gekrönten Poeten brachte keine Aenderung in der unstäten Lebensart des Dichters hervor. Bald hielt er sich dort, bald hier in seinem Vaterlande auf, an einem Ort vom Krieg verscheucht, am andern von der Ruhelosigkeit seines Wesens fortgetrieben, immer aber blieb er in Verbindung mit der gebildeten Welt, bis er endlich im Jahr 1626 als Sekretär in den Dienst des Grafen Hannibal von Dohna trat, der als Krieger, Staatsmann und Gelehrter einen gleich großen Namen sich errungen hat. Auch diesmal hatten die Streitigkeiten, die alle Gemüther in Deutschland bewegten, keinen nachtheiligen Einfluß auf das Glück des Dichters, ein Beweis, daß der große Krieg mehr politischen, als religiösen Zwecken diente. Opitz, der Lutheraner und sein katholischer Gönner und Vorgesetzter, Graf Dohna, lebten im besten Einvernehmen, wobei sich der Dichter auch als brauchbarer Geschäftsmann zeigte.

Unaufhörlich thätig in seinen poetischen Studien, stieg er auch immer höher in der litterarischen Welt. Im Jahr 1628 erhielt er vom Kaiser den Adelsbrief geschenkt, als „Opitz von Boberfeld", nach dem Flüßchen Bober, an welchem sein Geburtsort, Bunzlau, gelegen ist.

Kurz darauf unternahm er im Auftrag seines Herrn eine diplomatische Reise nach Paris, wo er den gelehrten und philosophischen Staatsmann Hugo Grotius kennen lernte, in welchem er einen Mann so ganz nach seinem Herzen fand. Grotius empfing den deutschen Dichter in liebenswürdigster Weise, und aus Dankbarkeit übersetzte Opitz dessen Buch: „Von der Wahrheit des Christenthums" aus dem Holländischen in deutsche Alexandrinerverse. Auch mit berühmten Gelehrten machte er in Paris Bekanntschaft, mit den Puteanen (Hendrik und Erich van der Putten), Claude de Saumaise, Rigaltius, Hottomann, de Thou und Anderen, so daß er ein an

litterarischem Genuß reiches Leben führte und bedeutende Schätze von Büchern, Handschriften, Münzen, Steinen ꝛc. nach Breslau zurückbrachte (1632), wo er bis zum Tode seines Gönners, des Grafen von Dohna, welcher 1633 in Prag starb, seinen Wohnsitz nahm.

Welcher Art seine politische Mission in Paris war, ist nicht bekannt, doch wurde ihm während seines Aufenthalts am Hof Ludwig XIII. eine Loge im Parlament angewiesen, die er fleißig benutzte. Auch der Deutsche ward in Paris hochgefeiert, und nun wurde der berühmte Dichter in seinem Vaterlande von Fürsten und Herrn so geschätzt, daß er wegen seiner bürgerlichen Stellung und Subsistenz nicht mehr besorgt zu sein brauchte. Der Herzog von Brieg, der ihm besonders günstig gesinnt war, setzte ihn in den Stand, nach Preußen zu gehen, um nicht länger durch die Unruhen des Krieges in seinen Studien gestört zu werden.

Obgleich er den Herzog nach Thorn begleitete, war doch Opitz nicht an den Hof gefesselt und wählte 1635 Danzig als seinen Aufenthaltsort, wo er mit dem Theologen Nigrinus, dem Sohn des Dichters Georg Nigrinus, warm befreundet wurde. Hier schrieb er mehrere seiner schönsten Gedichte: das Singspiel „Judith", die Uebersetzung der „Antigone" des Sophokles und gab sein beschreibendes Gedicht „Der Vesuv" und das bereits genannte „Trostgedicht in Widerwärtigkeiten des Krieges" im Druck heraus. Vornehmlich empfahl ihn ein Lobgedicht auf den aus Rußland zurückkehrenden Wladislaus IV., König von Polen und Schweden, wodurch er sich die besondere Huld dieses Monarchen erwarb, der ihn sogar 1636 in Danzig besuchte und, mit Einwilligung des Herzogs von Liegnitz und Brieg, zum kön. Polnischen Sekretär und Historiographen ernannte, wobei er nicht nur fürstlich besoldet, sondern ihm auch volle Muße zu seinen Studien gelassen wurde.

Von Danzig aus besuchte Opitz Thorn und Königsberg, wo ihn Simon Dach und Heinrich Albert „den 29. Tag des Heumonds (Juni) 1638 mit Musik und Gesang empfiengen." — In Danzig war Opitz besonders mit seiner Geschichte des sarmatischen Alterthums beschäftigt, wovon ein Theil 1636 in lateinischer Sprache im Druck erschien. Ebenfalls gab er hier das „Annolied" mit reichen Anmerkungen heraus, wovon er in Breslau eine Handschrift aufgefunden hatte.

Danzig schien endlich der Ruheort unseres Dichters werden zu wollen. Er wurde hier von den „Höchsten und Edelsten" seiner Zeitgenossen nicht nur gefeiert, sondern auch zahlreiche Größen statteten ihm Besuche ab, darunter der berühmte schwedische Kanzler Oxenstjern. So auf der Höhe seines Ruhmes stehend, geachtet und werthgeschätzt von Allen und geliebt von seinen Freunden, verehrt von den Dichtern seiner Zeit, schien ihm das Glück die reichsten Gaben aus ihrem Füllhorn zu streuen, als er plötzlich am 20. August 1639, nach zweitägiger Krankheit von der Pest dahingerafft wurde.

Einen solchen Ruhm, wie Opitz, hatte noch kein deutscher Dichter hinterlassen. So weit die deutsche Sprache klang widerhallte sein Lob, besonders nach seinem Tode. Jördens zählt bis zum Jahr 1648 zehn Ausgaben, Goedeke bis 1746 zwölf Gesammtausgaben seiner Werke und 100 Nummern Drucke Opitzischer Schriften auf. Seitdem ist keine Gesammtausgabe mehr, wohl aber sind reichhaltige Auszüge oder Anthologien seiner deutschen Dichtungen mehrmals im Druck erschienen, die letzten 1869 von Julius Tittmann, und von Reclam 1887 herausgegeben. Er galt bis Mitte des vorigen (18.) Jahrhunderts, als Klopstock ihn verdunkelte, ohne Widerrede für den größten deutschen Dichter; und als er endlich diesen Namen verlor, nahte sich doch die Kritik seinem Andenken selten anders als mit Ehrerbietung und Bewunderung.

Diese Verherrlichung des merkwürdigen Mannes muß uns heute seltsam auffallen, da außer den Litteraturhistorikern und einigen wenigen Liebhabern der älteren deutschen Poesie fast Niemand mehr nach Opitzens Gedichten fragt und das große Publikum seinen Namen kaum mehr kennt. Wenn man Opitz als den „Vater und Wiederhersteller der deutschen Dichtkunst" gepriesen, ihn über Vergil, Petrarka und Dante erhoben hat, ihn den „Boberschwan", den „deutschen Orpheus", die „deutsche Muse" (nach ihm die Opitzinne) genannt hat, ihn als den „Heros" und „ein Vorbild der Nachahmung" gepriesen hat, wie nicht leicht ein Dichter vor und nach ihm, Goethe vielleicht ausgenommen, so war das allerdings eine Ueberschwänglichkeit und es fragt sich, was ihm diesen hohen Ruhm erworben hat?

Opitz ist kein großer Dichter, soweit ein Vergleich die Originalität der Erfindung, die reiche poetische Phantasie, eine herzgewinnende Natürlichkeit, zarte Empfindung, sowie die bezaubernde Naivetät eines Wieland, der Schwung eines Klopstock, die hohe Begeisterung eines Schiller und der allumfassende Genius Goethes ihn herausfordern. Dieser Mangel an Frische und innerer Lebendigkeit ist es, der ihn in Vergessenheit hat sinken lassen. Unstreitig aber ist er der Wiederhersteller des Ansehens der deutschen Dichtkunst, die vor ihm völlig versunken war, wie ich glaube, in der Einleitung gezeigt zu haben. Er hat den Poeten und die Poesie wieder zur Würde gebracht, und den Dichter gehoben „auf der Menschheit Höhen." Er hat ferner den ganzen Norden Deutschlands, dem sein Leben und Wirken vorwiegend angehörte, in den Vordergrund der Dichtung gestellt, wie Simon Dach so schön in seinem Lobgedicht auf Opitz bei dessen Anwesenheit in Königsberg singt:

Wer hat ewrer süßen Hand?
Diesen Nachdruck mitgegeben,
Daß das gantze Nordenland
Wenn ihr schlagt sich muß erheben?

Unser Dichter hat die lateinische Sprache in Deutschland untergraben und die deutsche wieder auf den Thron gehoben, wie er selbst sagt, er wolle „Deutschlands Sprache in trotzender Herrlichkeit der fremden gleich stellen", und wie Dach von ihm rühmt:

Ja Herr Opitz, ewrer Kunst
Mag es Deutschland einig (einzig) danken,
Daß der fremden Sprachen Gunst
Mercklich schon beginnt zu wancken.
Und man nunmehr insgemein
Lieber Deutsch beginnt zu sein.

Eine Originalität kann Opitz nicht abgesprochen werden, seine Behandlung der Sprache und des Stils. Deutschland wäre zu seiner Zeit auch mit einem eigentlich großen Genie, wie es Italien in Dante, Tasso und Ariost, Spanien in Lope de Vega, Calderon und Cervantes, England in Edmund Spenser, Shakspeare und Milton bewundert, wenig gedient gewesen. Es verlangte einen Mann, der der Sprache und Form eine solche Bildung verschaffe, daß sie nicht länger von der lateinischen Gelehrsamkeit des Jahrhunderts beschämt und unterdrückt werde; es mußte einen Lehrmeister haben, der es unterweisen konnte, wie die Sprache in der Dichtkunst zu behandeln sei. Ein solcher Lehrmeister war Opitz. Er war der Erste, der die Idiomatie und Biegsamkeit der deutschen Sprache, gegenüber den klassischen Sprachen und deren romanischen Sprossen, erkannte und in seinem „Buch von der Teutschen Poeterei" (das älteste deutsche Lehrbuch der Dichtkunst) klar und verständlich darlegte. Er war es, der die Eigenart unserer Sprache vor allen Andern zuerst begriff, und der genau nachwies, daß die deutsche Rhytmik nicht metrisch nach der Buchstabenzahl der Silben und der Gliederung der Vokale, sondern in der von Alters her im Volksmund üblichen Hebungen und Senkungen des Wortklanges bestehe.

Dieser Mißbegriff der Sprache war es gewesen, was die deutsche Dichtkunst in Verfall bracht. Von den altdeutschen Denkmälern der Poesie, den Minnesängern, dem Nibelungenlied, den Epen Wolframs und Gottfrieds ꝛc. war seit Erfindung der Buchdruckerkunst und dem Beginn der Reformation fast jede Kunde verloren gegangen. Opitz in seinem Lobgedicht auf Heinsius singt voll und wahr:

Die Teutsche Poesie war gantz und gar verloren,
Wir wusten selber kaum, von wannen wir gebohren;
Die Sprache, für der vor viel Feind erschrocken sind,
Vergaßen wir mit Fleiß und schlugen sie in Wind.

Nur die Knittelreime waren unserer Sprache geblieben. Da war es denn nothwendig, daß ein Lehrmeister auftrete, der dem Stil der Sprache eine solche Bildung gebe, daß sie in dieser Hinsicht nicht länger mehr von der lateinischen Gelehrsamkeit unterdrückt werde. Ein solcher Mann war Opitz.

Vom Studium der Klassiker deutet er den Ausgang seiner Bildung. Er war sehr belesen in den alten Autoren, schrieb selber ein gutes Latein und machte auch Verse in lateinischer Sprache nicht ohne Kraft und Leichtigkeit des Ausdrucks. In der lateinischen Sprache legte er auch zuerst das dringende Bedürfniß einer Verbesserung der vaterländischen Poesie, mit hoher Begeisterung für die Würde seiner Nation und ihrer Sprache, seinen Zeitgenossen an's Herz.

Und dieser patriotische Gelehrte war zugleich ein Weltmann, kein Schulpedant. Er schloß sich an die Großen an, wurde von ihnen geachtet, und auch dieser Umstand war keine Kleinigkeit in den Augen eines Publikums, das auf Standesunterschied so viel hielt als das deutsche. Noch mehr mußte unsern Dichter empfehlen, daß seine Verbindung mit den höheren Ständen, selbst wenn er aus Höflichkeit gegen die großen Herren ihnen in Gedichten schmeicheln zu müssen glaubte, ihn doch zu keiner Selbstherabwürdigung verleitete; daß aus seinen Schriften, wie aus seinen Handlungen eine freie, männliche Seele spricht; daß gesunde Vernunft und Lebensweisheit die Grundlage seiner Dichtungen wurden; und daß er sein persönliches Interesse für alles wahrhaft Große und Gute der deutschen Poesie einzuhauchen strebte.

Ich habe die Aeußerung gethan, daß die Dichtungen unseres Opitz der Vergessenheit anheimgefallen seien. Das ist zu weit gegangen. Abgesehen von der Wandelbarkeit der Sprachen und ihrer Formen, die, wie alles in der Welt, auch einem gewissen Modezwang unterworfen sind, und so unsern Dichter veraltet erscheinen lassen, ist Opitz auch im Volk dennoch nicht vergessen. — Hat nicht auch Klopstock, der gefeierte, vergötterte Klopstock, der unserer heutigen Litteratur noch so sehr nahe steht, nicht ein fast gleiches Schicksal erleiden müssen? Und Klopstock ist noch keine hundert Jahre aus dem Kreis der Lebenden geschieden. — Aber, wie gesagt, ganz vergessen ist Opitz nicht. Auch von seinen weltlichen Gedichten sind noch viele lebendig und werden mit Melodien von Mozart, Kauer, Schubert, Mendelssohn u. A. und nach Volksmelodien in den Volksliedersammlungen von Erk, Peters, Härtel ꝛc. vielfach gesungen. Ich will nur einige wenige Beispiele der schöneren, wenn auch nicht bekanntesten, hier einflechten, um nicht bloß mit Worten sondern auch an Mustern unsern Dichter darzustellen:

Das folgende Lied aus den „Oden" (No. 5) hat Mendelssohn für vierstimmigen gemischten Chor komponirt und wurde noch im vorigen Jahr vom „Orpheus" hier gesungen:

Kompt, last uns ausspatzieren,
Zu hören durch den Wald.
Die Vögel musiciren,
Daß Berg und Thal erschallt.

Wohl dem, der frei kann singen
Wie ihr, ihr Volk der Lufft;
Mag seine Stimme schwingen
Zu der, auf die er hofft.

Ich werde nicht erhöret,
Schrey ich gleich ohne Ruh;
Die so mich singen lehret,
Stopfft selbst die Ohren zu.

Mehr wohl dem, der frey lebet,
Wie du, du leichte Schaar,
In Trost und Angst nicht schwebet,
Ist ausser der Gefahr.

Ihr werdet zwar umbgangen
Doch hält man euch in werth;
Ich bin von der gefangen,
Die meiner nicht begehrt.

Ihr könnt noch Mittel finden,
Entfliehn auß der Pein;
Sie muß noch mehr mich binden,
Soll ich erlöset sein.

Zunächst ein Gelegenheitsgedicht aus Opitz' Poetischen Wäldern (1. Buch): Wahrscheinlich an einen Freund oder eine Freundin mit einer Verlobungsschleife nach damaliger Sitte übersandt.

Bindebrief.

Diese Sitten, diese Gaben,
Diese keusche Freundlichkeit,
Welcher Glantz euch hat erhaben,
Daß ihr Liebens würdig seyd
Uebertrifft der Sachen preiß
Die man sonst zu finden weiß.

Doch mein williges Gemüthe,
Darmit ich euch zugethan
Uebertrifft des Bandes Güte,
Welches ich jetzt knüpfen kann.
Weil der Sinn nun nicht gebricht
So verschmeht das Band auch nicht.

Gott, der euch die Zier gegeben
Lasse den gewünschten Tag
Euch mit Freuden bald erleben,
Daß ein Band euch binden mag
Das vom Himmel selbst erkiest
Und der Schönheit würdig ist.

Hier noch ein schwungvolles Vaterlandslied aus „Oden oder Gesänge" (4. Theil):

Auff, auff, wer Teutsche Freyheit liebet,
Wer Lust für Gott zu fechten hat;
Der Schein, den mancher von sich giebet
Verbringet keine Ritter- that.
Wann fug und Ursach ist zu brechen,
Wann Feind nicht Freund mehr bleiben kan,
Da muß man nur von Sehen sprechen,
Da zeigt das Hertze seinen Mann.

Laß die von ihren Kräfften sagen,
Die schwach und bloß von Tugend sind
Mit trotzen wird man Keinen jagen,
Ein Sinn von Ehren der gewinnt,
Wie groß und starck der Feind sich mache,
Wie hoch er schwinge Muth und Schwert,
So glaube doch, die gute Sache
Ist hunderttausend Köpffe werth.

Der muß nicht eben allzeit singen,
Bei dem der Köpffe menge steht;
Der pfleget mehr den Preiß zu bringen
Dem Billigkeit zu Hertzen geht,
Und der mit redlichem Gewissen
Für Gott und für das Vaterland,
Für Gott der ihn es läst genießen,
Zu fechten geht mit strenger Hand.

So vieler Städte schwache Sinnen,
So vieler Hertzen Wanckelmuth,
Die List, der Abfall, das Beginnen
Sind freilich wohl nicht alle (allzeit) gut:
Doch Obst so bald von Bäumen gehet,
Das taug[t] gemeiniglich nicht viel;
Ich deucke was im Liede stehet:
Laß fahren was nicht bleiben will.

Was kan der stoltze Feind dir rauben;
Dein Hab und Gut bleibt doch allhier,
Geh aber du ihm auff die Hauben,
Und brich ihm seinen Hals dafür.
Auff, auff, ihr Brüder: in Quartieren
Bekriegt man mehrmals nur den Wein,
Des Feindes Blut im Siege führen,
Di[e]ß wird die beste Beute seyn.

Um das große Uebergewicht unseres Dichters in Bezug auf Behandlung der Form über seine Vorgänger und Zeitgenossen klar zu zeigen, mag hier ein kurzes Gedicht seines bedeutendsten Rivalen, Rudolph Weckherrlin's, eingefügt werden, welches Wilhelm Müller 1828 im vierten Band (Seite 101) seiner „Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrhunderts" als Mustergedicht Weckherrlin's mittheilt:

Abwesenheit.

Auf, auf, flieg bald, mein junges Herz
Zu deren, die dich allein nähret,
Sag' ihr, wie übergrosser Schmertz
Von ihretwegen mich bethöret.

Sag' ihr, wie mein Geist Tag und Nacht
Nichts dann Klagwort' von ihr erdichtet,
Und wie der Lieb zu grosse Macht
In mir schier die Vernunfft vernichtet.

Sag' ihr, wie die Abwesenheit
Mein Angesicht untröstlich netzet,
Und wie ihr süsse Freundlichkeit
Mich, leider, jetzt tödtlich verletzet.

Doch sag' auch, daß, wenn in der Pein,
Noth, Trübsal, Elend, Angst und Klagen
Sie meiner eingedenck wird sein,
Ich selig, solches zu ertragen.

Wem klingt nicht der überall mangelhafte Rhytmus der zwar genau gezählten aber nicht accentuirten Silben in die Ohren? Und Weckherrlin war herzoglich Würtembergischer Hofpoet, dreizehn Jahre älter als Opitz und überlebte diesen noch elf Jahre. Weckherrlin hatte Italien, Frankreich, Spanien und England besucht, lebte zur Zeit Jakobs I., als Shakspeare noch nicht gestorben war und in der Blüte stand, einige Jahre am Hof von St. James. Er war neben Opitz der hervorragendste Dichter seiner Zeit.

„Opitzens Nahme, schreibt Bouterwek, muß nie anders, als mit Auszeichnung und Achtung genannt werden. Sein Verdienst fällt in das Auge, wenn man seine Gedichte auch nur flüchtig mit denen seiner Vorgänger vergleicht. Opitz ist der Vater, nicht der deutschen Poesie, aber der neueren deutschen Dichtersprache." — Dieser Ausspruch Bouterwek's ist voll und gerecht und ganz des Mannes würdig, dessen Gedächtniß wir heute feiern.

Das Fundament zum neuen Tempel der deutschen Schönlitteratur ward von Martin Opitz, dem „Boberschwan", gelegt und theilweise auch ausgebaut. Zwar stockte der Bau über den Grundmauern fast ein Jahrhundert lang, veranlaßt durch die babylonische Sprachverwirrung der zweiten schlesischen Dichterlinge (nicht Dichterschule will ich sie nennen) der Hoffmannswaldaue, Lohensteine und deren Genossen. Aber schon am Anfang des 18. Jahrhunderts nahmen die Gegner jener Verderber den Bau wieder auf: Johann Christian Günther, Barthold Heinrich Brockes, Christian Wernicke, Hagedorn, Gellert und der gewaltige Klopstock; zunächst die Göttinger Dichter und auf diese folgend Wieland, Lessing, Herder, welche den Tempel bereits unter Dach brachten, der dann durch Schiller und Goethe mit der majestätischen Kuppel gekrönt wurde. Und nun prangt dieser deutsche Dichtertempel in seiner vollendeten Glorie, wie kein anderes Volk des Weltrundes seinen Tempel auch nur annähernd so hehr und mächtig emporgehoben hat.

Und erinnern wir uns dann, daß die deutsche Nation, zur Zeit als Opitz auftrat, nur verlassene und vergessene Ruinen aus alter Zeit besaß, während die Dome der Italiener, Spanier, Franzosen und Engländer, sogar der Niederländer schon fast vollständig ausgebaut waren, so dürfen wir wohl am heutigen Abend, dem Vorabend seines dreihundertsten Jahrestages der Geburt, das Andenken des Meisters ehren, dem wir vor allen Andern es zu danken haben, daß die deutsche Poesie heute den ersten Rang in der Weltlitteratur einnimmt. Wir haben nicht nur ihn, sondern uns selbst damit geehrt, daß sein Name unter uns nicht vergessen blieb.

Abraham a Sankta Clara.

Vortrag gehalten im "Deutschen Litterarischen Klub von Cincinnati" am 23. März 1892.

„Heissa, Juchheissa! Dudeldumdei!
Das geht ja hoch her. Bin auch dabei!“

Mit diesen Worten läßt unser große Dichter Friedrich Schiller in seinem Volksstück, „Wallensteins Lager“, jenem lebendigen Bilde aus dem dreißigjährigen Krieg den Kapuziner-Pater auftreten und seine Predigt beginnen. Wer kennt nicht diese Predigt mit ihren humorvollen Wortspielen? Für jene, welche sie nicht kennen oder sie wieder vergessen haben, will ich einen kurzen Satz daraus zum Besten geben. Der Pater raisonnirt über das Lotterleben der Soldaten in folgender Weise:

“Quid hic statis otiosi?
Was steht ihr und leget die Hände in Schooß?
Die Kriegsfurie ist an der Donau los,
Das Bollwerk des Bayerlands ist gefallen,
Regensburg ist in des Feindes Krallen,
Und die Armee liegt hier in Böhmen,
Pflegt den Bauch, läßt sich's wenig grämen,
Kümmert sich mehr um den Krug als den Krieg,
Wetzt lieber den Schnabel als den Sabel,
Hetzt sich lieber herum mit der Dirn,
Frißt den Ochsen lieber, als den Orenstiern.
Die Christenheit trauert in Sack und Asche,
Der Soldat füllt sich nur die Tasche.
Es ist eine Zeit der Thränen und Noth,
Am Himmel geschehen Zeichen und Wunder
Und aus den Wolken, blutigroth,
Hängt der Herrgott den Kriegsmantel 'runter.
Den Kometen steckt er wie eine Ruthe
Drohend am Himmelsfenster aus,
Die ganze Welt ist ein Klagehaus,
Die Arche der Kirche schwimmt im Blute,
Und das römische Reich — daß Gott erbarm!
Sollte jetzt heißen römisch Arm;
Der Rheinstrom ist worden zu einem Peinstrom,
Die Klöster sind ausgenommene Nester,
Die Bisthümer sind verwandelt in Wüstthümer,

Die Abteien und die Stifter
Sind nun Raubteien und Diebesklüfter,
Und alle die gesegneten deutschen Länder
Sind verkehrt worden in Elender. —
Woher kommt das? Das will ich euch verkünden:
Das schreibt sich her von euren Sünden,
Von dem Greuel und Heidenleben,
Dem sich Offizier und Soldaten ergeben.
Denn die Sünd' ist der Magnetstein
Der das Eisen ziehet in's Land herein.
Auf das Unrecht folgt das Uebel
Wie die Thrän' auf den herben Zwiebel,
Hinter dem U kommt gleich das W,
Das ist die Ordnung im A B C. u. s. w.

Als das Schiller'sche Schauspiel zuerst aufgeführt wurde und gedruckt erschien, war man erstaunt über den naiv heitern Ton, den der Dichter des „Don Carlos" und der „Maria Stuart", der hochernste Dramatiker hier anschlug, und alle Welt vermuthete die Hand Goethe's darin. Die meisten hielten die Kapuzinerpredigt für Goethe's Werk, andere wollten sogar das ganze Schauspiel Goethe'n zuschreiben. In der Oeffentlichkeit blieb dieser Streit bis nach dem Tode Goethe's (1832) unentschieden. Als aber Schiller und Goethe's Briefwechsel veröffentlicht wurde, da klärte sich die Sache auf. Schiller war und blieb der Dichter des ganzen Werkes. „Zu der Kapuzinerpredigt", sagt Goethe in den Gesprächen mit Eckermann, „schickte ich ihm (Schiller) die Reden des Abraham a Sankta Clara, woraus er dann sogleich jene Predigt mit großem Geist zusammenstellte."

Das war aber ein Räthsel mit einem andern gelöst: Alle Welt fragte sich, wer ist Abraham a Sankta Clara? Diese Neugierde wurde durch einige dienstbeflissene Litteraturforscher befriedigt: Abraham a Sankta Clara sei ein Hofprediger in Wien zur Zeit Leopold's I. gewesen, 1709 gestorben, habe ein Menge predigtähnlicher Schriften herausgegeben, die aber im Verlauf des Jahrhunderts ganz und gar der Vergessenheit anheim gefallen seien. Nun ging es an's Suchen nach den Werken Abraham's, aber diese waren große Seltenheiten geworden, im Buchhandel konnte man sie nicht mehr auftreiben und bei den Antiquaren fand man sie ebensowenig. Sie hatten sich in die Klöster und Pfarrstuben verkrochen. Der entstandenen Nachfrage abzuhelfen, fanden sich bald zwei unternehmende Verlagsbuchhandlungen, Winkler in Passau und Stettner in Lindau, welche von 1835 bis 1859 sämmtliche Schriften Abrahams in 28 umfangreichen groß-Oktavbänden neu herausgaben. In der großen Welt sind aber auch diese wiederum selten geworden, und so kommt es, daß wir wohl viel vom Pater Abraham a Sankta Clara reden hören, hauptsächlich wegen der Schil-

ler'schen Kapuzinerpredigt, aber nur selten Jemand antreffen, der seine Schriften gelesen hat.

Abraham a Sankta Clara, mit seinem wirklichen Namen Johann Ulrich Megerle genannt, wurde muthmaßlich am 2. Juli 1644 zu Kreenheinstetten, im Volksmunde „Greenstetten", einem Pfarrdorf bei Möskirch, auf einer Hochebene des weißen Jura oder Hardt-Gebirges gelegen, ziemlich genau dort wo sich eine Luftlinie von Tübingen nach Konstanz gezogen und eine andere von Sigmaringen nach Rottweil kreuzen würden, geboren. In den meisten Lexikons wird Datum und Geburtsjahr Abrahams auf den 4. Juni 1642 angegeben, allein Theodor von Karajan, welcher eine Lebensgeschichte Abrahams geschrieben hat, hat sich aus den Heiraths-, Tauf- und Todtenbüchern von Kreenheinstetten genaue Kunde geholt, und dort wird als der Tauftag des Joannes Udalricus, Sohn von Mattheis Megerlin und Ursula geb. Wanglerin, der 3. Juli 1644 bezeichnet.

Abraham's Vater war ein Schenkwirth in Kreenheinstetten und das von ihm betriebene Wirthshaus „Zur Traube" besteht in demselben Hause, in welchem Abraham geboren wurde, heute noch fort. Daß mehrere Konversations-Lexikons seinen Vater zu einem kaiserlichen Notar werden lassen, ist ein Irrthum, der vielleicht dadurch veranlaßt wurde, daß der Bruder von Abraham's Vater, Abraham Megerle oder Megerlin kaiserlicher Notar und Kanonikus in Altenötting war. Dieser Abraham ist ein berühmter Musiker und Tonsetzer seiner Zeit und wird von Stadelmaier ein tüchtiger Kontrapunktist und ausübender Künstler genannt. Von ihm sind an 2000 musikalische Kompositionen theils gedruckt theils handschriftlich vorhanden. Er wurde von Kaiser Ferdinand III. im Jahre 1652 in den Adelsstand erhoben, starb 1680 und liegt im Kreuzgang des Stiftes Altenötting begraben, woselbst ein „sehenswerthes Denkmal" seine Grabstätte bezeichnet. Ein Vettersohn unseres Ulrich, Johann Christian oder Christoph Megerle wird von Goedeke als Dichter des 17. Jahrhunderts aufgeführt. Dieser ist der Urahn des berühmten österreichischen Geschichtsforschers Megerle von Mühlfeld, der 1829 in den kaiserlichen Erbadelsstand erhoben wurde.

Um auf den Gegenstand meines Vortrages zurückzukommen, muß ich mittheilen, daß über die Kindeszeit Abrahams nur wenig bekannt ist. Seine Eltern waren, wenn auch in leidlichen Umständen, keineswegs wohlhabend. Der schon frühzeitig aufgeweckte Knabe besuchte zuerst die Schule seines Geburtsorts, dann die Lateinschule in Möskirch, darauf das Progymnasium in Ingolstadt und bezog in seinem 15. Lebensjahr (1659) das Gymnasium in Salzburg, woselbst sein Oheim Abraham in Diensten des Fürstbischofs, Graf Lodron, als Kapellmeister an der Domkirche wirkte. Hier studirte der junge Ulrich Humaniora, Rhetorik und „Poetica", letztere

beiden Fächer unter Pannagel, Aicher und Guggenperger. Von diesen ist Aicher als berühmter Dichter und Kanzelredner seiner Zeit bekannt. Im Jahre 1662 scheint sich Abraham für den geistlichen Stand entschlossen zu haben, ging darauf nach Wien, wo er auf Empfehlung des päbstlichen Nuntius im 18. Lebensjahr in den Barfüßer-Augustinerorden eintrat, dann in Wien Theologie studirte und die Priesterweihe erhielt (1666). Bei seiner Aufnahme unter die Augustiner nahm er den Ordensnamen „Abraham a Sankta Clara" an, unter welchem er in der litterarischen Welt nunmehr allein bekannt ist.

Von Wien scheidend, trat er in das Kloster Taxa in Baiern ein und wurde daselbst bald darauf Festtagsprediger. Ich muß hier einschalten, daß er vor seinem Scheiden aus Wien noch den Grad eines Doktors der Theologie von der Wiener Universität erhalten hatte. Seine außerordentliche und dabei höchst originelle Beredtsamkeit zog die Aufmerksamkeit des Kaiser Leopold I. auf sich, als dieser ihn im Jahr 1669 in seiner Klosterkirche predigen hörte. Der Kaiser berief ihn dann auch sofort als Hofprediger nach Wien, wo er vierzig Jahre lang mit dem größten Erfolg und als der berühmteste Kanzelredner seiner Zeit gewirkt hat. Im Jahr 1689 wurde er außerdem Provinzial seines Ordens für Süddeutschland, daher wir ihn auch zuweilen an andern Orten, sogar etliche Jahre lang in Graz und vorübergehend in Linz, Innsbruck, Prag, München, Regensburg ꝛc. als Prediger thätig finden. Er starb zu Wien am 1. Dezember 1709.

Sein Leben stellt sich uns gleichwohl als ein durchaus einfaches dar; es war kein kaleidoskopisch wechselndes Farbengebilde von Wagnissen, Intriguen, Errungenschaften oder Mißerfolgen, sondern ruhig und gemüthsheiter flossen seine Tage dahin. Ein Zug der Zufriedenheit umstrahlte ihn jederzeit. Und doch war er ein Karaktermensch, weder Phlegmatiker noch Sanguiniker, eher von kolerischem Temperament. Seine rastlose Thätigkeit und sein unermüdlicher Fleiß sind geradezu staunenswerth. Dieser sonnigen Selbstzufriedenheit paart sich ein tiefer Ernst in dem mit erschütternden Worten die Nichtigkeiten des Lebens predigenden Mönch, welchem kein Stand zu hoch, kein Rang zu vornehm ist, weder Hof noch Kaiser zu erhaben sind, um die dort waltenden Schäden, Leidenschaften und Gebrechen nicht kühn aufzudecken, denselben mit der Kraft der Beredtsamkeit entgegenzutreten, sie mit schneidiger Satyre zu beleuchten und dann zur Abkehr von den sündhaften Wegen zu ermahnen. Dem Feuereifer, womit er für seine Kirche und seinen Beruf eintritt, und den man gern als blinden Haß gegen Andersgläubige zu deuten versucht hat, sowie einem in gegenwärtiger Zeit vielleicht als zu starr scheinenden Buchstabenglauben, verbindet sich eine unbestechliche Wahrheitsliebe und ein unerschrockener Muth, für seine Ueberzeugung in die Schranken zu treten, wo immer es sein mochte. Ich werde im Lauf meiner Abhandlung diese Karaktereigenschaften Pater Abraham's näher beleuchten.

Daß er bei seiner Offenheit die dauernde Verbindung mit Kaiser und Hof bis an sein Lebensende bewahren konnte, spricht sowohl für ihn, als für die Einsicht des Kaisers, der seinen Werth zu schätzen und zu achten wußte. Mußte der Kaiser ihn manchmal bezüglich des allzugroßen Freimuths, womit Pater Abraham die Sitten oder vielmehr die Unsitten seiner Zeit, besonders die des Hofes, geißelte, zur Mäßigung mahnen, so scheint Leopold doch eine heimliche Freude daran gehabt zu haben, daß die Höflinge sich in ohnmächtigem Zorn ergingen über die Wahrheiten, die der Prediger ihnen so kräftig von der Kanzel in's Gesicht schleuderte. So empfindlich, wie die Allmächtigen unserer Zeit sich zeigen, die selbst unbedachte Aeußerungen von Frauen und Kindern als Majestätsbeleidigungen ahnden, war Kaiser Leopold keineswegs, denn P. Abraham hat auch den Kaiser auf der Kanzel nicht geschont.

Indessen war er auch wiederum dem Kaiser durch seine Dienste, wenn es galt für Regierung und Staat einzutreten, von hohem Werth geworden. So z. B. während der 1679 in Wien furchtbar grassirenden Pest-Epidemie, als er nicht nur seine berühmten zwölf Bußpredigten hielt, die er den verschiedenen Kapiteln seines Buches, „Merks Wien!" dem Wesentlichen nach einverleibt hat, sondern auch noch unermüdlich und furchtlos durch Krankenbesuche, Ertheilung der Sakramente ꝛc. thätig war, so daß er, wie er mittheilt, sich auf dem Pflaster des Hofes Blasen an den Füßen getreten habe. So abermals im Jahr 1682, als er seine zündenden Kriegspredigten gegen die Türken hielt, welche damals unter Mahomet IV. Wien und Südeuropa aufs Neue bedrohten. Diese Predigten, in dem Buch: „Auf, auf, ihr Christen!" gesammelt, wurden in ganz Deutschland verbreitet und veranlaßten, daß auch die protestantischen Fürsten mit ihren Heeren herbeieilten, um die schöne Donaustadt vor der Zerstörung zu bewahren.

Im übrigen war Pater Abraham der schlichte, einfache Ordensmann, von dem wir in der Hofgeschichte kaum etwas erfahren, außer, wie bereits gesagt, daß er als Prediger eine Berühmtheit hatte, die über ganz Deutschland verbreitet war. Was wir heute über ihn wissen, beschränkt sich fast ausschließlich auf seine Schriften. In diesen erblicken wir ihn zugleich als Prediger, Schriftsteller und Dichter, denn so seltsam uns die Titel seiner Werke auch erscheinen mögen, es sind in der That lauter Predigten oder Auszüge aus Predigten, die er oft mit einem schwachen, verbindenden Faden aneinanderreihte, um sie als Ganzes erscheinen zu lassen. So z. B. sein großes Hauptwerk: „Judas, der Erzschelm für ehrliche Leut, oder eigentlicher Entwurf und Lebensbeschreibung des Iscariotischen Bösewicht." Der Name des Buches kündet gleichsam eine Lebensbeschreibung Iscariots an, allein die ganzen, über dreitausend Seiten umfassenden sieben Bände, groß Oktav, enthalten alles in allem kein halbes Dutzend Blätter erzählenden Inhalts. Der Rest dieser apokryphen Schelmenbiographie ist mit Ab-

schweifungen, oft ganz kurioser Art, angefüllt, gleichsam mit ebenso viel Predigten als ihm die Kapitel Anhaltspunkte zum Moralisiren, zu biblischen Konzepten und zu geistreichen Expektorationen darboten. Es sind im ganzen siebenzig Abschnitte und genau ebensoviele Predigten. Ich habe mir Mühe gegeben, den wesentlichen Inhalt derselben zu analysiren. Wir finden da predigtähnliche Abhandlungen über die Ehe, über das Heirathen, Kinderzucht, über die Geistlichkeit, über das Hofleben, über böse Gesellschaften, über das 7. Gebot, über Verschwendungssucht, über Ursachen die zum Diebstahl reizen, über „Wein, Weiber und Würfel" — die drei W, wie er sie nennt — über ungelöste Versprechen, über das Lügen, über die Trägheit, über die Sündhaftigkeit der Welt, über den Argwohn, über das Ehrabschneiden, über Heuchelei, über das Almosengeben, böse Beispiele von oben, zänkische Weiber, Geiz, Hochmuth, Falschheit, Rachsucht, Neid, über den Luxus, über Sonntagheiligung, über Wallfahrten, über Wahrsagerei, über den Kirchengesang, über Gottes Strafen, das jüngste Gericht, Ehret das Alter, Mirakelglauben, Schweigsamkeit eine Kunst, über die Keuschheit, über die Schönheiten der Natur, über den Anstand bei Tische, ja sogar über die Frage: ob Judas einen rothen Bart gehabt habe? und zahlreiche andere Texte und Themas.

Wie aus diesen Titeln zu ersehen, beschäftigten sich P. Abrahams Predigten und Schriften vorwiegend mit den laxen Sitten und Schwächen der Gesellschaft, die er in derber, für unserer überfeinerten Generation vielleicht allzu kräftigen Weise persiflirt und züchtigt. Man war damals noch gewöhnt, jedes Ding beim wirklichen Namen zu nennen, der Ausdruck "smart" für Dieberei und Betrug war noch nicht erfunden, man nannte eben einen Dieb D i e b; Buhlern und Buhlerinnen gab man noch die jetzt fast obsolet gewordenen Namen und das Wörtchen „galant" hatten nur die Franzosen im Gebrauch. Ich muß meine verehrten Zuhörerinnen und Zuhörer bitten, nicht zu erschrecken, wenn P. Abraham von „Saunigel", „Luder", „Kothfinken", „Metzen" und „Mistbutten" ganz ungenirt auf der Kanzel und zwar auf der Hofkanzel in Wien redet. Es waren eben rauhe Zeiten. Der lange dreißigjährige Krieg hatte Volk und Sitten in Europa verwildert, wie es alle Kriege mehr oder minder thun, wobei Zucht, Ehrlichkeit, Wahrhaftigkeit und Rechtschaffenheit Reißaus nehmen. Sind doch Kriege nichts anderes als privilegirter Mord und Raub, welche Laster wieder Lug und Betrug, Unkeuschheit und Sittenlosigkeit im Allgemeinen im Gefolge führen. Gegen diese Versunkenheit eiferte man damals auf allen Kanzeln, katholischen und protestantischen, im Ton der Zeit, welcher noch das naturalia non sunt turpia,

Nichts verlindert und nichts verwitzelt,
Nichts verzierlicht und nichts verkritzelt,

mit einem Zug von Naivetät eigen war, der für uns verloren gegangen ist; wir müssen eben alles umschreiben und verstecken.

Ich muß nun aber auch den Pater Abraham selbst reden lassen und zwar in seiner bilderreichen Weise — er pflegte nämlich Erzählungen und Parabeln überall einzuflechten. In einer Predigt über die Ehe, im ersten Band des „Judas" mitgetheilt, nennt er den Ehestand einen Wehestand voller Kreuz und Leiden: „In Spanien", sagt er, „wachset noch heutigen Tages auf allen Gebäuden, welche der Kardinal Peter Gonzalez Mendoza hat aufrichten lassen, durch ewiges Wunderwerk ein Kraut wie ein Kreuz; aber in dem Ehestand ist solches gar kein Wunder, zumalen nit allein Kreuz auf dem Haus, sondern auch im Haus, Stuben und Kammer allenthalben wachsen.

„Die ungereimte Israelitische Maulaffen seind auf eine Zeit verdrüssig worden über das süße Manna oder Himmelsbrod; ja, sie haben noch dem Moses üble Mäuler angehängt, dem sanftmüthigen Mann unverschamt ins Gesicht gesagt: sie wünschten, daß sie noch in Egypten wären bei der Zwiefeln (Zwiebeln), solche würden ihnen tausendmal besser schmekken. O ihr undankbare Gesellen, ihr stinkende Knoblauchmäuler, sollen euch die Zwiefeln angenehmer sein, als das liebliche Himmelsbrod? Daß euch diese das Herz abstoßen, so gibt's euch eine Kraft! Pfui! Aber so sage an, du murrisch Gesind, wo die mehrsten Zwiefel anzutreffen; vielleicht in Egypten? Ihr Zwiefel-Mäuler sagt die Wahrheit nit; müßt wissen, daß im Ehestand die mehristen zu finden: allda ohne Zweifel gibt's Zwiefel ohne Zahl. Wie zwiefelt nit mancher sein armes Weib? wie zwiefelt nit manche ihren Mann? wie zwiefeln nit oft einen seine Kinder? wie zwiefeln nit manche ihre Dienstboten? ꝛc. Es gibt mit einem Wort hierin Zwiefel ohne Abgang, Leiden ohne Zahl, Elend ohne Maß, Keherei (d. h. Zank und Aergerniß) ohne Grund; in der Kuchel, Stuben und Kammer findet man oft lauter Jammer."

Er erzählt dann, der heilige Petrus habe einst einen Traum gehabt, es sei ein Tuch an den vier Zipfeln vom Himmel herabgelassen worden, in welchem sich allerhand Ungeziefer und Gewürm befand, und eine Stimme habe ihm zugerufen, er solle aufstehen und all das Gewürm schlachten und essen. Petrus aber habe den Kopf geschüttelt und geantwortet: Herr, das lasse ich wohl bleiben, denn Unreines kommt nicht in meinen Mund. Das Gesicht des heil. Petrus sei auf mancherlei Weise gedeutet worden. Dann fährt P. Abraham fort: „Ich aber sag es denen Eheleuten, daß sie gar oft solche Bissen, welche Petrus geweigert, schlicken müssen. Wie oft muß er Galgenvogel, plumper Esel, fauler Hund, harter Büffel, ungeschickter Gimpel ꝛc. schlicken; wie oft muß sie Bestia, Krott, giftige Schlang, Teufelsaas u. dgl. mehr schlicken, und Geduld tragen aus Sorg, es möchte noch trüberes Wetter nachfolgen.

Darum die Eheleut müssen einen guten Kopf haben, denn sie gar oft das Abkämpeln leiden.

Die Eheleut müssen gute Zähn haben, denn sie gar oft müssen etwas verbeißen.

Die Eheleut müssen gute Finger haben, denn sie müssen gar oft durch dieselbe schauen.

Die Eheleut müssen einen guten Rucken haben, denn sie gar viel müssen tragen.

Die Eheleut müssen einen guten Magen haben, denn sie müssen gar viel harte Brocken schlicken.

Die Eheleut müssen eine gute Leber haben, dann es kriecht ihnen leicht etwas darüber.

Die Eheleut müssen gute Füß haben, dann es druckts der Schuh gar vielfältig.

Mit einem Wort: Patientia (Geduld) ist die erste Haussteuer, so die Eheleute haben müssen."

Er meint, man fände nicht leicht andächtigere Leute, als die Eheleute, denn sie gingen fast alle Tage mit dem Kreuz, und wenn man auch hie und da meinte, es sei bei einem Paar der Ehestand ein Ruhestand, so würde man dennoch merken, daß eins das andere plage: „und thuts nicht hageln, so zeigen sich doch dann und wann die Blitzer." „Also soll man fein zuvor, eh man sich in eheliche Verbündniß einlasset, alles wohl betrachten, damit man nit anstatt einer Gertraud eine Bärenhaut, anstatt eines Paulen einen Faulen, anstatt einer Dorothee eine Ach und Weh, anstatt einer Sybill eine Pfeffermühl heirathe ꝛc."

„Willst du heirathen, so besinn dich fein,
Sonst bekommst Essig anstatt den Wein."

Solche lustige Sprüche und Wortspiele, die ihm in unserer Zeit vor allen Anderen der Humorist Saphir nachgeahmt hat, werden von P. Abraham überall eingeflochten. In einer andern Predigt gibt er folgende Sinnsprüche zum Besten:

„Bin ich ein Mönch, so werd ich hart gestriegelt,
Bin ich ein Soldat, so werd ich oft geprügelt,
Bin ich ein Bauer, so thut man mich schinden,
Bin ich ein Dieb, so thut man mich binden,
Bin ich ein Doktor, so muß ich studiren,
Bin ich ein Narr, so thut man mich veriren,
Bin ich reich, so leb ich in Sorgen,
Bin ich arm, so will man mir nichts borgen,
Bin ich jung, so hab ich viel Hitz,

Bin ich alt, so sing ich bald schmitz, (österreichisch statt „letz“= es ist am Ende.)

Bin ich hoch, so leid ich viel Mucken,
Bin ich nieder, so thut man mich drucken,
Bin ich ledig, so hab ich kein Freuden,
Bin ich verheyrath, so muß ich viel leiden.“

Auch die lateinischen und griechischen Dichter müssen ihm oft dienstbar sein, indem er ihre Verse anführt und sie dann frei übersetzt, wie das folgende Sinngedicht des Martial:

Dives eram dudum,
Fecerunt me tria nudum,
Alea, vina, venus,
Tribus his sum factus egenus.

Vor diesem hatt ich alles gnug,
Brav Geld und gute Mittel;
Jetzt hab ich's Maul zum Wasserkrug,
Und trag ein zerrissen Kittel.
Willst wissen, was die Ursach gwest,
Das sag ich dir ohn Scheu:
Mich haben nur drei W entblößt,
W e i b, W ü r f e l, und W e i n darbey.

Auf die Ursachen eingehend, welche die bösen Ehen herbeiführen, handelt er dann von den bösen Weibern und bald darauf von den bösen Männern. „Unter anderem“, sagt er, „ist in dem Ehestand nit ein geringes Kreuz e i n b ö s e s W e i b. In der neuen Welt ist eine Insul mit Namen Ceiba, allwo die dicke Bäume wachsen, daß einen allein vierzehn Männer mit ausgespannten Armen kaum umfangen können: aus einem solchen Baum könnte man ein gar großes Kreuz zimmern; aber ein böses Weib ist noch ein viel größeres Kreuz. Ein böses Weib ist ein Schiffbruch ihres Mannes, ist ein steter Wetterhahn im Haus, ist ein übel lautende Klapperbüchsen, ist ein fränkischer Stiefelbalg, den man fast alleweil schmieren soll, ist ein gewichster Wettermantel, in den das Wasser der Ermahnung nit eingehet, ist ein Blasebalg des feurigen Zorns, ist ein Ziehpflaster des Geldbeutels, ist eine Quartierstuben aller Bosheit, ist ein giftige Schlangen, eine bittere Aloe, ist ein übler Sauerampfer, ist ein ewiger Blas mich an, ist eine Commissarin (Abgeordnete) der drei Furien, ist das letzte Gesätzel im Vater Unser: „erlöse uns von allen Uebeln;“ — und noch fünfzig andere Vergleiche mehr, die er anführt.

Er meint, ein Haus, worin ein zänkisches Weib sei, gleiche der Schmiede des Tubalkain, der so laut gehämmert habe, daß die Leute meilenweit sich die Ohren mit Baumwolle verstopften. „Kein andere Beschaffenheit hat

es in einem Haus, allwo ein böses und zänkisches Weib wohnet. Alldort hört man stets das Hammern und Jammern; was Wunder, daß man nachgehends bei solchem Lustfeuer wenig Raketen findet, wohl aber gute Schlag ꝛc." „O Elend! Da gibts saubere Apollonien, die ihren Männern also die Zähn zeigen; da gibts saubere Lucien, die ihren Männern selbst die Augen auskratzen; da gibts saubere Magdalenen, die anstatt der Füß dem Mann den Kopf waschen; da gibts saubere Cäcilien, die anstatt der Orglen den Mann selbst den ganzen Tag anpfeifen; da gibts saubere Margarethen, die anstatt des Drachens selber voll Gift seynd; da gibts saubere Dorotheen, die anstatt der Rosen den Mann einen groben Knopf heißen, anstatt der schönen Aepfel dem Mann die Feigen zeigen. . . ."

„Das Weib solle vor allen Dingen das Maulhalten sich angelegen sein lassen. Disen Rath gib ich fast allen bösen Weibern. Gedenket, meine Weiber, daß gemeiniglich Krieg im Haus entstehet, wann ihr eure Maultrommel rühret; gedenket, daß man gemeiniglich die Feuerglocken anschlägt, wann die Flammen zum Maul aussteigen; gedenket, daß man gemeiniglich die Orgel schlaget, wann die Blasbälge des Mauls aufgezogen seynd; gedenket, daß es gemeiniglich einschlägt, wanns aus dem Maul so stark donnert. Deswegen, alles Uebel zu verhüten, haltet das Maul!"

Dann führt er eine lange Reihe von Namen großer Frauen an, die stark und heldenmüthig ihre Feinde überwunden hätten, und ermahnt darauf: „Ihr Weiber, wo ihr immer seid in Teutschland, macht euch ebenfalls einen großen Namen in Ueberwindung eurer Feind! Der Feind ist nit groß, er heißt der Obriste Zankenau, liegt mit den Seinen im Quartier zu Grein, Pentzing, Hadersdorf ꝛc. diesen thut überwinden!" Nun fügt er lustige Anekdoten und Beispiele ein, die wiederzugeben mir die Zeit mangelt. Nur ein Beispiel mag für alle übrigen dienen:

„Es war einmal eine Frau, eine wahre Hausposaun, die ihrem Mann für einen Beichtspiegel diente, dann so oft er seine Beicht wollte schriftlich auffsetzen, hat er vorher ihr allzeit eine Maultaschen versetzt, worauf sie angefangen: Du Hund, so schlag, daß dir die Händ erkrummen, es wär besser, so könntest du keine solche partitische Schriften (falsche Rechnungen, Wechsel ꝛc.) mehr auffsetzen, als wie vorgestern! Du Schelm, so schlag, wie viel mehr hast du vor dreyen Tagen Geld verspielt? Du Hallunk, schlagen kannst du wohl, aber am Sonntag kannst keine heilige Meß hören! Du Bestia, es wär kein Wunder, ich laufte davon, haus gleichwohl, du ehebrecherischer Dieb, mit deiner saubern Liesl, ich wills noch recht wohl erleben, daß du an lichten Galgen kommst! Sag, Dieb, wo ist das Geld hinkommen, welches du diesen oder jenen Erben und Pupillen (Waisen, Mündel) abgestohlen? ꝛc. Auf solche Weis konnte er ganz genau seine Beicht zusammen bringen." Das ist allerdings in starker Manier aufgetragen, aber P. Abraham versichert, daß er selber ein solches Ehepaar in Wien gekannt habe.

Aber auch die bösen Männer kommen bei dem gewandten Prediger nicht besser weg. Er erzählt, als Gott Adam und Eva aus dem Paradiese vertrieben, habe er ihnen Lammfelle umgehängt. „Derzeit", meint er, „zählet man wenig Ehestand, worin beide in Lämblhäuten stecken. Es geschieht öfter, daß sie zwar unter einem solchen Lämblfutter stecket, er aber, der Mann, in einer Löwenhaut, als den ganzen Tag kein gutes Wort nit hören läßt, sondern setzet in seinen Calender lauter Finsternuß, auf seinen Bäumen wachset nichts als Ohrfeigen, in seinen Händen findet man nichts als Schlaguhren, unter seinen Speisen findet man nichts als Gestößenes, auf seinem Herd findt man nichts als Prügel, in seinen Karten seind nichts als Bastoni (italienisch = Stecken, eine der Kartenfarben, französ. Treff, deutsch Kreuz), in seinem A B C ist nichts als r r r r r r.

„Es sagt die heilige Schrift, der Mann sehe das Haupt des Weibes: nun weiß ich schon, daß der Weiber ihre mehriste Krankheit nit besteht in Wassersucht, Schwindsucht, Gelbsucht ꝛc., sondern in Hauptweh, das Haupt thut ihnen zum öftern weh. O was ist es für ein Elend, einen zornigen Mann zu haben! Ihr Thumshirn, ihr Wetterhahn, ihr Tigerbrut, ihr Büffelsart, ihr Schlegelszweig, ihr Amboßbrüder, ihr Kolbenspitzer, ihr Aesthobler, ihr Hackstöck, ihr Löwengemüther, ja ira in sinu stulti requiescit (der Zorn hat seinen Sitz im Innern des Narren) ihr unsinnige Narren, ihr wüthende Narren, ihr wilde Narren, ihr tolle Narren, ihr würflichte Narren, (würfelartige, vierschrötige), ihr Werf- Narren, ihr Schlag- Narren, ihr Stoß- Narren, ihr Hau- Narren, ihr Schell- Narren, ihr Schrey- Narren ꝛc. was Nutzen schöpfet ihr aus eurem ungezähmten Zorn?"

David habe im 30. Psalm geklagt: "Conturbatus est in ira oculis meus, anima mea et venter meus!" „Dieß ist das Erste," ruft er aus, „so ich hör, der David hatte das Bauchwehe, und lamentirte deshalben nit wenig, setzte auch die Ursach, daß ein solches Uebel vom Zorn hergeführt. Da siehet man den saubern Nutzen des Zorns, der nit allein der Seelen höchst schädlich, sondern auch beschwerliche Leibs- Preß (Gebresten) verursachet. Unlaugbar ist es, daß ein manches Weib einen Mann hat, der gleichsam gar oft die Stimm von einem Löwen, die Zung von einer Schlang, die Augen von einem Tiger, die Hand vom Bären hat.

„Der gekrönte Harpfenist David vergleicht ein Weib einem Weinstock an der Mauer des Hauses. Nun ist es bekannt, daß dergleichen Weinstöck um Schutz willen wegen der bösen Buben mit Dörner umgeben werden; also ist auch ein Weib von den Dörnern der Trübsal selten frei, und gleichwie keine Rose ohne Dörner, also selten auch eine Rosina ohne die Dörner der Mühseligkeit. So ist aber einer solchen Tröpfin nichts rathsamers, als wenn sie mit dem David gute Saiten aufziehet.

„Ein Bär hat diese Natur, wann man mit ihm schreyet und ihm drohet, so wird er wild, so man ihm aber pfeifet und schön thut, so wird er ganz

zahm. Wie der Bär, also auch der Bernhard, habt's gehört, ihr Weiber? Das Meerwasser ist befreundet allen Salzburgern, da man es aber in ein Geschirr weißes Wachs schüttet, wird es ganz süß, Sicut mare, ita maritus (wie das Meer, so der Ehemann — ein hübsches Wortspiel im Lateinischen); versteht ihr auch Lateinisch, Weiber? Der Weinstock bringt viel mehr Frucht, wenn man ihm die Zweigel und Gesträußel abrupfet. Wie der Weinstock, also der Weintrinker; habt's gehört, ihr Weiber? Der Barbirer, so er will die Ader eröffnen, fahrt nit gleich mit der Lanzett darein, sondern er streichlet und schmeichlet vorher die Ader; also auch ihr Weiber: mit guter und glimpflicher Manier werdt ihr viel mehr ausrichten, als mit Geschrei und Geifer. Weiß also nichts nothwendigers den Weibern zu rathen, als Sanftmuth und Geduld." Er meinte aber, bei den Weibern sei das eine schwere Sache, sie könnten sich nicht leicht selber bezähmen, sie wollten immer das letzte Wort haben:

„Wassergüß und Feuersbrunst,
Teufelsbanner und Hexenkunst,
Weiber Zorn und Löwen Brüllen
Seind gewiß nur schwer zu stillen."

Und in einer andern Predigt meint er, die Weiber seien mehr Schuld an dem Verfall der Familien, als die Männer. Ueber trunkene Weiber reimt er folgende Grabschrift:

„Hier liegt die alte Anne,
Welche die Kuchel verbrennt in der Pfanne,
Sauft sich alle Tag voll in Brandtwein:
Der Henker mag bei einem solchen Weib sein!"

Das Betrügen und besonders das Verleumden, meint er, trieben die Weiber mehr, als die Männer. „Das Wörtchen Frau", spricht er in einer andern Predigt, „wann es noch mit einem Buchstaben bereichert wird, nämlich mit einem „s", alsdann hat es die rechte Ausdeutung, das heißt Fraus (Betrug). Dann Fraus und Frau wohnen in einer Au." Er zählt dann aus der heiligen Schrift eine ganze Reihe Frauen auf, die betrogen haben: die Jetzabel, Loths Töchter, die Rebekka, die Hebammen in Egypten, die Rahab, die Jahel, die Michol, die Frau des Jeroboam ꝛc. Diese seien nur aus dem alten Testament. In unsern Tagen sei die Zahl der betrügerischen Weiber unzählbar. Besonders sei es die Putzsucht, womit die Frauen den meisten Betrug trieben.

„Ein mancher Kothfink und polirte Mistbutten", ruft er aus, „bildet sich ein, sie sei über alle Maßen schön und setzet bisweilen ein paar schwarztaffete Mucken (Schönpflästerchen) auf die Wangen, damit nur das weiße Pergament desto sichtbarer herausscheine, ja es muß gar oft diese Leonische Waare für gut versilbern. Buck dich, schmuck dich, mein mit Ziegel (rother Schminke) bedeckter Saustall, du kommst mir eben vor, in deiner schönen

Tracht, wie ein gezierte schöne Pasteten, darinnen ein muffendes Brätel von einem alten verreckten Schimmel; du wirst bald nach deinem Tod alle Glutpfannen und Rauchwerk beschäftigen, und in etlichen Tagen ärger riechen, als des Teufels fein Balsam Büchsel."

Die Putzsucht und Staatmacherei könne man in den Städten am besten beobachten. „So du willst etwas Rechts ausklauben (ausfindig machen), so gehe an einem vornehmen Festtag in die Stadt hinein, da wirst du mit Verwunderung sehen, wie die jungen Töchter aufgeputzt daher treten. Da gehet eine mit gekrausten Haarlocken, worin sechshundert Klafter seiden Bänder eingeflochten, daß man einen halben Tag brauchet, sie wiederum abzuhaspeln; dort geht eine andre, welche schon drey Tage ihr Gesicht in Eselsmilch eingebeizt und auf ihre Wangen Rosenstauden ohne Knöpf pflanzet, wie gefallet dir diese? Allda stehet eine, welche ihre Lenden und Körper zusammen gepreßt, daß ihr schier der Athem verarrestirt (gefangen - stocken bleibt) und ganz rahn (dünn), wo nicht ganz rein ist, wie gefällt dir diese?" Er meint, es sei „wohl öfter ein schöner Schatz in einer hölzernen Truhe, wohl öfter ein Speck unter dem Kraut, wohl öfter ein stattliches Buch in einem schlechten Einband, es seind wohl öfter gut gewichtige Dukaten in einer dürren Saublatter (Schweinsblase) ꝛc. aber die Putzdamen seind von außen Hui, und von innen Pfui, von außen sauber und von innen Saubär, von außen schein und von innen nicht rein."

„Auswendig Gold und inwendig Bley,
Ist der Gleißner Schelmerey."

Woher diese Eitelkeit, Putzsucht und Liederlichkeit komme? — Sie komme aus dem Ausland und besonders aus Frankreich. Dorthin müßten sie jetzt reisen mit wohlgespicktem Beutel in die Länder und Provinzen, aber aus denselben kämen sie, wie weiland der verlorene Sohn, „nit frömmer, sondern schlimmer" zurück und würden dadurch „die frommen teutschen Länder verwandelt in gottlose Elender", ... „auch reiset nit selten ein guter Germanus und kommt als schlechter Hermanus nach Haus." Der fromme Jakob habe auf seiner Reise eine Leiter gen Himmel gesehen, „aber leider viele aus unserm Adel finden auf ihrer Reis eine Leiter in die Höll."

„Wann der Zeit niemand gereist ist, so hält man ihn für einen Stubenhocker, der sein Lager hinterm Ofen aufgeschlagen; aber sagt mir, liebe Halb-Teutsche, denn ganze seynd ihr schon lang nit mehr gewest, ist es nit wahr? Ihr schicket eure Söhn aus, damit sie in fremden Ländern mit großen Unkosten fremde Laster lernen, da sie doch mit wenigeren Unkosten zu Haus die Tugenden erwerbten. Spitzfindiger kommen sie nit zuruck, ausgenommen, daß sie neue Modi von Spitzen mit sich bringen; galanter kommen sie nit zuruck, müßt nur sein, daß galant vom

Galanisiren (Buhlerkünste treiben) herrühret; herrlicher in Kleidern kehren sie zwar oft nach Haus, es wäre aber besser ehrlicher als herrlicher. Neue Modi-Hüt, Modi-Parucken, Modi-Krägen, Modi-Röck, Modi-Hosen, Modi-Strümpf, Modi-Schuh, Modi-Bänder, Modi-Knöpf, auch Modi-Gewissen schleichen durch eure Reisen in unser liebes Teutschland, und verändern sich eure Narren-Kittel täglich mit dem Mondschein. Es werden bald müssen die Schneider eine hohe Schul aufrichten, worauf sie Doktor-mäßig gradiren, und nachmals den Titel Ihr Gestreng Herr Modi-Doktor erhalten. Wann ich alle Modi-Röck von vier und zwanzig Jahren bei einander hätt, ich wollt damit fast einen Fürhang vor die Sonnen machen, daß man bei Tag müßt mit der Latern gehen ꝛc. Nimmt also gar zu stark überhand der Kleider-Pracht, welchen mehrist andere Nationen uns mit höchstem Schimpf spendiren: bringt demnach das Ausschweifen in fremde Provinzen uns Teutschen mehr Last als Lust ins Land ꝛc."

Auch die Weiber Moden, sammt deren verderbte Manieren kämen aus der Fremde, und hätten „Welschland und Engelland" die „guten Sitten und Engel aus Teutschland" vertrieben. Seitdem seien auch die Deutschen in der Verstellungskunst Meister geworden und besonders die Weiber, „welche alles mehr subtil (feiner, hier für raffinirter)" trieben, als das starke Geschlecht. So habe er einmal in der Kirche eine Frau getroffen, die „scheinbar so inbrünstig betete, daß ich glaubte, sie werde bald dritthalb Klafter verzuckt werden." Was aber habe sie gebetet? Es sei folgender Spruch gewesen:

„Nestel und Hosen, Knöpf und Rosen,
Spiel und Karten, Speck und Schwarten,
Leder und Tuch, Strümpf und Schuch,
Geiß und Lämbl, Bürsten und Kämpl,
Stühl und Sessel, Pfann und Kessel,
Degen und Sabel, Schaufel und Gabel,
Gerade und Krumpe, Bescheide und Plumpe,
Zither und Harpfen, Hechten und Karpfen,
Räßl und Schauer, süß und sauer
Kommt zusammen in's Teufels Namen."

Eine Parabel, womit Pater Abraham andeuten will, sie habe an alles Andere gedacht, nur nicht an's Gebet.

Ueber die Schwatzhaftigkeit der Weiber, die „über alles Gemeß" sei, wettert er auch nicht wenig. Er flicht dabei folgende Erzählung ein: Josua habe Jericho nicht mit Karthaunen (Kanonen) eingenommen, sondern mit Posaunen. Er habe aber ein scharfes Gebot erlassen, daß sechs Tage hindurch kein Mensch ein Wort reden solle, aber am siebenten sollten alle zusammen schreien aus Leibeskräften. P. Abraham meint dann: „Bey

diesem Volk Israel war eine große Menge der Weiber, und diese sollen 6 ganzer Tage stillschweigen? 6 Tage kein Wort reden? Nein lieber Feldherr Josua, das scheint unmöglich, das wird kein Mensch, er sehe wer er wolle, zuwege bringen, 6 Tag? Wann sie 6 Stunden das Maul hielten, so kunnte man's vor ein Wunder ausschreyen. 6 Tag kein Wort reden? Das ist bey denen Weibern nicht möglich. Es wird vonnöthen seyn, daß man vor ein jedes Maul ein Schloß lege, es werden die Wort gleichwohl auf der Seiten einen Ausfall tentiren (unternehmen). Sylveyra schreibt, nach Aussage der Hebräer, Josua habe alle Weiber von der Armee hinweggeschafft, und anbey Ordre gegeben, daß sie am siebenten Tag sich wiederum sollten einfinden, das müßte dann ein Schrey- und Jubeltag werden, wobei die Weiber den größten Lärm macheten. Wenn demnach diesem Geschlecht das Stillschweigen so ganz und gar unnatürlich", wie unbesonnen sei es dann, daß man den Weibern Geheimnisse anvertraue!

Aber auch die Männer, meint er, seien oft schwatzhaft, besonders die vom Hofe. Manches Ueble, das in der Politik entstehe sei der Schwatzhaftigkeit der Höflinge zuzuschreiben. "Nemine dixeritis." Schweigen ist eine Kunst, aber diese verderbt gar oft der Wein. Das Wort Wein fängt mit dem Buchstaben W an, und ist nur gar zu wahr, daß das mehriste Wehe von dem Wein entspringt, wann selbiger unmäßig getrunken wird."

„Bacchus und der Weiber Garn
Machen oft einen Weisen zum Narrn."

So unverhofft von den Weibern auf den Wein gekommen, wollen wir auch den Pater Abraham über die Trunksucht vernehmen. In einer Predigt, wie Judas zum Dieb worden sei, erzählt er folgende Anekdote: „In Flandern waren drei Sauf-Brüder, welche mit Schlemmen und Schlimmen die mehriste Zeit vertrieben. Weilen aber Weinbär und Weiber nur einen Buchstaben von einander, und Bacchus und Bauchus in bester Verwandtschaft und Bekanntschaft mit der Cyprianischen Dame; also waren gedachte Gesellen sowohl große Trinker als große Stinker, verstehe geile Bock und unzüchtige Mistfinken. Ein jeder hatte seine Concubin und unverschamte Bettel, mit welchen sie ohne Gewissen, ohne Forcht, ohne Scheu, ohne Ehr einen solchen üblen Wandel führeten", daß sie der Teufel eines Nachts im Traum erschreckt und den einen geholt habe, welchem „die höllische Flamm aus dem Maul gestiegen" sei (vielleicht war derselbe am Säuferwahnsinn gestorben — die Geschichte wird auch von Andern erzählt). P. Abraham meint, Gott der Herr habe den einen für seine Unzucht und Schlemmerei geradezu dem Satan überliefert und die andern mit ähnlicher Strafe bedroht.

Die Säuferei sei überhaupt ein verruchtes Laster. „Wann der Himmel voll Stern, so ist es Gott ein Lob; wann aber der Himmel sternvoll ist, so ist ein Schand und ein Schad. Wer weiß, ob nit das

Wörtlein Dolor (Schmerz) die Lateiner von Dolio deriviren (d. h. dolium, das Faß, ableiten), massen von dem Wein oft manches Weinen entspringet. Holofernes hätte nie den Kopf verloren, wann ihme nit der Kopf vom Wein wäre um und um gangen. Heli, der Hohepriester hat einest der gottseligen Anna, des Elcanä Frau Gemahlin, ein grosse Unbill zugefüget, indem er ihr vorgerupfet, sie sehe eine Burgerin zu Kandelberg, und habe zu stark das Oktober-Bier eingenommen, da sie doch, die fromme Frau, ihr Lebtag keinen Wein verkostet. Aber bey unserer Zeit trifft man wohl solche Weinfalter an mit langen Röcken, die vom Trinken Bibanae und vom Saufen Potaminae (vom lateinischen bibere = trinken und potus = zechen; also Trinkerin und Zecherin) könnten genennet werden."

P. Abraham erzählt dann eine Reihe Anekdoten von trunksüchtigen Weibern, die ihm selber vorgekommen seien und fährt darauf fort: „Lasset mir diese eine saubere Frau sein; aber die Männer werden hierinfalls mehr beschuldigt, weßwegen der Grammatist wohl könnte dem Poeten sein Carmen (sein Gedicht) verändern und also setzen: Quae maribus solum tributur vascula sunto (in freier Uebersetzung: Die Weinfässer seien Gefäße, die den Männern allein gehörten).

„Es ist sich nit wenig zu verwundern, wie Christus der Herr so viel tausend Menschen gespeiset hat, wunderbarlicher Weis in der Wüsten und nicht nur allein alle nach Contento (nach Genüge) gesättiget, sondern sogar zwölf Körb voll Brod geübriget. Zu verwundern ist, daß nit einer aus dieser volkreichen Versammlung hat auch einen Trunk begehrt. Wann wären Teutsche darbey gewest, ist wohl zu glauben, daß einer oder der andere um einen Trunk Wein supplizirt (gebeten); massen dieser Nation ihr übler Nachklang ist, daß sie zu viel dem Wein ergeben, als sollt ihr Leben durch die Reben, vita per vitem (vita = das Leben; vitis = der Wein) erhalten werden."

„Dergleichen Weinschläuch können fast ohne Ziel und ohne Zahl beigebracht werden. Einer kommt mir unter die Händ, welcher ein so unmäßiger Wein-Egel ware, daß er mit dem reichen Prasser fast täglich sich berauschte, und zuweilen sich so bezechte, daß er ein Baßgeign für einen Bettler, eine schwarze Kuh für einen Capellan und einen Polster für eine Gans angesehen hat. Nachdem einmal den ganzen Nachmittag diese Sau beim weißen Lämbl gesessen und sich also angetrunken, daß er in dem Heimgehen hin und hergestolpert, als wollt er mit den Füssen Hebräisch schreiben, ist er endlich in ein große kothlacken gefallen, wie denn für einen solchen Kopf kein andere Laugen gebührt. Als nun dieser Kothkäfer in seinem unfläthigen Saubad also zappelte, so ist sein Weib zu ihm kommen mit einer Latern, dann es bereits tiefe Nacht war, und nachdem sie ihm mit langen Worten, mit hartem Verweis, mit zornigem Mundstück angeblasen,

hat sie den wilden und im Koth gebeizten Limmel aufgehebt und nacher Hause geführt."

„Glaubst du anjetzo, daß dieser Weinzapf auf einmal ein solcher Sau-Magen worden? Das nit, sondern er hat vom Kleinen angefangen: erstlich nur allemal ein Gläsel ausgetrunken, vom Gläsel ist er zum Glas, vom Glas zum Krug, vom Krug zur Kandel (Kanne), und also kommen zu einem so versoffenen Wandel. Erstlich hat er lernen trinken utiliter, darnach realiter, alsdann mirabiliter, folgends faciliter, mit der Weil solenniter, auf die Letzt lamentabiliter. Mit drei Jahren hat er geschrien: Mamma, trinken! mit vier Jahren hat er geschrien: Mutter, trinken! mit fünf Jahren hat er geschrien: Vater, saufen! im sechsten Jahr hat er seinen Vater schon in's Wirthshaus begleitet; im sechzehnten ist er gangen am Sonntag zum weißen Rößl, am Montag zum blauen Kessel, am Erchtag (Dienstag) zum guldenen Lämbl, am Mittwoch zum grünen Kämpl, am Donnerstag zur guldenen Sonn, am Freitag zum wilden Mann, am Samstag bei den grünen Linden, läßt sich also beim Saufen ein-ganze Wochen finden.

Ein anderes Laster, gegen das er mit der ganzen Macht seiner Beredtsamkeit zu Felde zog, war die leidige Spielsucht, die damals vielleicht noch stärker grassirte, als heute. Er flicht einmal in einer seiner Predigten das folgende Räthsel ein:

„Es ist ein Kübel, in dem steckt alles Uebel;
Es ist ein Pflaster, auf dem gehn alle Laster;
Es ist ein Linden, unter der ruhen alle Sünden;
Es ist ein Faden, an dem hängen alle Schaden;
Es ist eine Wurst, die ist gefüllt mit lauter Verlurst;
Es ist ein Fluß, in dem schwimmen alle Aergernuß;
Es ist ein Bank, auf der sitzt aller Zank.

„Was ist dieses?" fragt er, und antwortet darauf: „Damit ich dich nit lang aufhalte: es ist das verruchte Spielen, so bereits in der ganzen Welt eingerissen, hierunter soll nit verstanden seyn ein ehrliches Spiel, welches nit zu einem schadhaften Gewinn, sondern zu einer wenigen Gemüths-Ergötzung angestellt ist, und von denen Theologis Entropelis (das alte italienische Trapola) genannt wird, sondern ich verfahre nur allein wider das unmäßige Spielen, welches bey vielen Tag und Nacht im Schwang gehet und aller Laster Mutter ist."

Nun kommt nach Pater Abrahams Manier wieder eine lange Reihe Beispiele und Anekdoten: „Jener Soldat Timeus in dem Cölnischen Gebiet war also dem Spielen ergeben, daß er allzeit einen grossen Sack Geld bei sich getragen, und mit dem nächsten Besten ein Spiel angefangen, auch niemalen verloren, sondern allzeit einen ziemlichen Gewinn eingezogen. Auf eine Zeit hat er sich mit einem eingelassen, und das Spiel bis um 12

Uhr in der Nacht fortgesetzet, doch aber so unglücklich, daß er fast bis auf den letzten Heller alles verspielt; endlichen wurde er ganz rasend und tobend, bricht in allerhand zornige Worte aus: Hui, sagt er, ich glaub du bist der Teufel! Der bin ich, antwortet dieser; allo, nunmehr ist es Zeit ein End zu machen! nimmt ihn also mit und führt ihn zum Dach hinaus. Dies war der Gewinn seines Spielens."

„Ein jeder Spieler muß wissen, daß er verspielt: er verspiel die guldene Zeit, er verspielt den guten Namen, dann Ludo und Luder einander befreundet, er verspielt das gute Gewissen, er verspielt die zeitliche Mittel, er verspielt sein eigenes Seelenheil. In Summa: alles Uebel kommt vom Spielen her und ist kein Gebot so der Spieler nicht bricht:

„Das erste Gebot: Du sollst an einen Gott glauben. Dem Spieler ist der Pamphili (griechisch), Allgeliebter im Tarok der höchste Trumpf, auch Skues genannt) oftmals viel lieber, als der wahre Gott, und wie viel werden Gottesdienst unterlassen und versaumt wegen des Spiels? Ja, wann sie endlichen die Kirchen betreten, so ist ihr Herz mehrer beim Spielen, als bei Gott, wie mir dann von einem sehr glaubwurdigen Herrn erzählt worden, daß sein Caplan dem Kartenspiel sehr sehr zugethan gewesen, welches doch dem geistlichen Stand gar übel anständig; einmal in der Frühe habe er Meß gelesen, anstatt aber das Orate Fratres, weil ihme lauter Spielgedanken eingefallen, nichts anders gesagt als: i c h p a ß.

„Das ander Gebot: Du sollst den Namen Gottes nicht eitel nennen. Man wird gar wenig Spiel antreffen, wo nit Gott und seine heiligen Sacramente gelästert werden. Nachdem manches spielerische Lottergesind alle Teufel zu Hülf gerufen: Eichel-Teufel, Grün-Teufel, Herz-Teufel, Schellen-Teufel, Bastoni-Teufel, Denari-Teufel, Spadi-Teufel, Coppi-Teufel, Figuri-Teufel, Trisäck-Teufel, Piquett-Teufel, Labet-Teufel, Trumpf-Teufel, all Umbra-Teufel, verbeinte Teufel, dieß seind die Würfel-Teufel ꝛc. nachdem er diese genugsam angezogen, sodann greifen diese vermessene Gesellen Gott selbsten an ꝛc." In dieser Weise geht Pater Abraham die ganzen zehn Gebote durch, überall Beispiele, Wortspiele und Ermahnungen einflechtend.

Den Neid, diese Erbuntugend des Deutschen, wo immer er auch sein mag in der Welt, persiflirt er wie folgt:

„Friß Milch, friß Käs, friß von der Kuh
Was deinem Maul mag schmecken,
Schieb ein, schopp drauf, schnapp immerzu,
Schlick Semmel, Kipfel, Wecken;
Brauch Löffel wie ein Wasser-Schaff,
Auf daß du füllst dein Wampen,
Friß, daß nit mehr kannst sagen Pfaff
Vor Schmacken, Schlicken, Schlampen;

Friß du dem hungrigen Wolf zum Trutz
Den Braten ohne Zwiefel,
Friß, daß dir's Maul so voller Schmutz (Fett)
Wird, wie ein gschmierter Stiefel;
Mit Banquet und mit lauter Schmaus
Spann deinen Bauch wie'n Trummel,
Schleck oben und unten die Pfannen aus,
Sauf noch darzu ein Trummel;
Friß Brocken mit halb Centner-Gwicht,
Verzehr ganz silberne Bugel,
Friß, daß dir dein so schmierbigs Gsicht
Hübsch glanzet wie ein Spiegel;
Friß Butter, Schmalz und Speck darzu,
Mach's wie die Kloster-Katzen,
Die fressen Brätl spat und fruh,
Anstatt der Mäus und Ratzen;
Friß, Neidhard, friß, friß all's vom Tisch,
Bleibst doch ein dürrer Bogen,
Friß, Neidhard, friß, ein gsalchter Fisch
Bleibst ohne Bauch und Rogen.

„Ein Neidiger mag essen, was er will, wie er will, wo er will, wann er will, wie viel er will, so wird er doch hundsmager bleiben, weil alles bei ihm in Gift verwandelt wird." — Es kommt mir zuweilen vor, als ob P. Abraham öfters bestimmte in der Hofkirche anwesende Personen mit seiner Satyre im Auge gehabt habe, besonders beim Neid, von dem er unter den Höflingen viel zu leiden hatte, wie ich später noch näher hervorheben werde.

Ueber das damals in der ganzen Welt im Schwange gehende Wahrsagen und Sterndeuten der Astrologen hielt er eine ganze Predigt, wobei er sich über den Aberglauben theils lustig machte, theils aber doch einen Zug hindurchblicken ließ, daß er selber nicht ganz frei davon war. So zählt er alle die damals gang und gäben Traumdeutereien und Sterndeutereien in breitester Weise her, z. B. „Ein Kind geboren im Stier, wird Leibs halber nit zu klagen haben, aber wann es eine Tochter ist, wird sie gar hart zu einer Heirath kommen, in ihrem eigenen Vaterland nit sterben, sondern an einem Ort, mit einem Wort, wo da und dort viel schndt ermordt.

„Ein Kind geboren im Widder, wird eines frischen und fröhlichen Angesichts sein, es soll sich aber sonders hüten vor einem rothen Bart, denn es dörfte ihm einer den Rest geben, dem die Fuchs-Schweif zum Maul auswachsen" ꝛc.

„Dergleichen After- Reden", meint er, „phantastische Gedicht und freundliche Lügen bringen die nasewitzigen Sterngucker ganz Butten- weis auf den Markt, füllen ganze Bücher an, drohen den Ländern, schrecken große Städte, verargwohnen große Ministros, kitzlen große Häupter, versprechen viel Viktori, verkünden viel große Todesfäll, erzählen viel Unruhen, schwätzen viel von geheimen Rathschlägen, ermahnen und warnen viel vor dem Unglück" ꝛc. Er meint schließlich, sie wüßten doch nichts und lögen mit ihren Wahrsagereien nur das dumme Volk an.

In einer andern Predigt eifert er gegen den Müssiggang und die Trägheit. Er erzählt unter anderem eine putzige Anekdote vom heil. Martinus, welcher einem Bären, der seinen Esel zerrissen habe, dafür die Last des Esels habe tragen machen. Hieran anknüpfend meint Pater Abraham: „Ich wollte wünschen, ich könnte gleichförmig bringen und zwingen, nit zwar die Bären, wohl aber diejenige Faullenzer, welche gern auf der Bärenhaut liegen und die edle Zeit in dem Müssiggang verschwenden: allermassen dem Menschen nichts schädlicher ist, als der Müssiggang. Dann ein andere Beschaffenheit hat es mit der Bruthenn und mit dem Menschen: eine Bruthenn mit Sitzen brütet gute Hühnl aus, ein Faullenzer mit Sitzen brütet böse Händel aus. Es ist gar kein Gleichheit zwischen einem faulen Holz, und zwischen einem faulen Menschen; dann ein faules Holz, absonderlich ein eichenes glanzet in der Finstern, aber ein fauler Mensch, der ranzet sich in der Finstern." Er meint, die Faulheit rege „zu allen Sünden an und in dem ABC folgt auf das O gleich das P; auf das O halt still! O hör auf! O raste ein Weilchen! O arbeit nit mehr! auf dieses O folgt das P, Peccatum, die Sünde.

„Wegen der Sünden
Thut Glück verschwinden."

Er gibt eine ganze Reihe von Sprüchen gegen die Trägheit:

"Credit amor redis,
Res age, tutus eris."

„Der sich entscheiden will der Lieb,
Der muß Faullenzen meiden;
Dann dieses ist ein Ehrendieb,
Und macht oft Kohlen aus Kreiden.

Willst du dir ein Nutzen machen,
Hab wohl acht auf deine Sachen.

Steh früh auf, leg dich spat nieder,
So bekommst du dein' Reichthum all'n wieder."

Pater Abraham meint, aus der Trunkenheit, der Spielsucht, der Buhlerei und der Trägheit entstände die Noth. „Die Noth", sagt er, „ist eine Mutter, die hat sehr viele Kinder, Complemente, Reverenz, Bassalaman (vom italienischen bacciare la mano – ich küsse die Hand), Ceremoni, Versprechen ꝛc. seind lauter Kinder der Noth; aber die Kinder sterben mehristen Theil mit der Mutter. Keine Noth mehr, keine Kinder mehr!"

"Daemon languebat,
Melior tunc esse volebat;
Postquam convaluit,
Mansit ut ante fuit."

„Der Teufel war sehr übel auf
Und stund ihm schier das Leben drauf:
Drum wollt er in die Kirche gehen
Und von der alten Art abstehen.
Nachdem er aber genommen ein
Und wieder kommen auf die Bein,
Hat er's als wie zuvor getrieben
Und ist der alte Teufel blieben."

So durchhechelt Pater Abraham alle Sünden und Laster seiner Zeit und meint, daß auch an eine Besserung kaum gedacht werden könne. Einer gucke es immer dem Andern ab, und die Kinder folgten ihren Eltern getreulich nach:

„Wie der Vater, also der Sohn; wie der Herr also der Unterthon.
Wie der Baum, also das Obst; wie der Bischof also der Probst.
Wie der Christoph, also der Dofferl; wie die Sophia, also die Sofferl.
Wie der Obrist, also der Reiter; wie der Lieutenant, also der Gfrehter.
Wie der Acker, also die Ruben; wie der Meister, also die Buben.
Wie der Jäger, also die Jagd; wie die Frau, also die Magd.
Wie der Philipp, also der Lippel; wie der Präceptor, also die Discipel.
Wie das Haupt, also die Glieder; ist solchs krank, legen sich diese nieder."

Wie gewöhnlich, illustrirt er dieses mit Beispielen. — David mit seiner Bethsabe hätte einen Sohn gehabt, Salomon, der sei auch nicht weit vom Stamm gefallen, Salomon aber habe einen noch liederlicheren Sohn gehabt, den Absalon ꝛc.

Unter andern Dichterkünsteleien liebte er die Alliteration, d. h. das Anfangen der meisten Worte mit dem gleichen Buchstaben. Diese Liebhaberei zieht sich durch fast alle seine Schriften. In einer Predigt über die Liebe, in welcher er die sinnliche Liebe der göttlichen gegenüber stellt, spricht er über die erstere: Liebt länger Lappen, liebt länger Lümmel, liebt länger Lecker, liebt länger Lugner, liebt länger Luderer, liebt länger Liendel, liebt länger Löffler, liebt länger Lauser, liebt länger lose Leut, liebt länger

Lumpengesind, liebt länger Lottergesind, liebt länger Lastergesind, der Teufel wird euch um solches Lieben danken, und all eure Mühe bezahlen, dann was ist diese eure stinkende Lieb?"

Dann geht er auf diese Weltliebe ins Einzelne über: „Die Lieb ist ein Dieb, dann sie stiehlt die Gesundheit. Kerl, du hast rothe Augen, wie ein Cyprianische Tauben; weißt was? die Venus ist aus Cypern gebürtig. Gesell, du hast Zähn, die unterhalb so frisch, wie ein Zaunstecken im Krautgarten; weißt was? des Cupidinis Pfeil seynd üble Zahnstierer (Zahnstocher), sie verursachen die Mundfäul. Domine, ihr seyd schon wurmstichig, wie ein sechzigjähriger Baukladen; aber wißt ihr was? ein Holz das man schlägt unter dem Planeten Venus, dauret nit lang. Signora, ihr seyd noch nit alt, und schnaufet schon, wie ein matter Müllereſel; wißt ihr was? wo zuviel Geil, da verfault die Lungen. Freund, du bist kraftlos, wie ein Bauernkrös (Bauern-Hemdskrause) welches aus der Stärke gangen; weißt aber was? solches caro macht allzeit carne vale. (Caro, eigentlich cor = das Herz und carne vale, besser bekannt unter dem volksthümlicheren Wort Karneval, heißt „Fleisch, lebe wohl", von carne = das Fleisch und vale = lebe wohl. Der Karneval findet bekanntlich in den Tagen vor Aschermittwoch statt.)

Er hat noch eine ganze Reihe böser Eigenschaften der sinnlichen Liebe in Vorrath, die er in ähnlicher Weise illustrirt. Die Liebe sei ein Dieb, sie stehle den guten Namen; sie stehle die zeitlichen Mittel und Habschaften (d. h. Geld und Gut); sie stehle den Verstand und mache die Leute zu Narren; sie stehle die Seligkeit und noch viele andere Vergleiche. Die Narrheiten, welche um der Liebe willen getrieben würden, erzählt er mit breitem Gusto. Ich will nur aus mehr als einem Dutzend Beispielen ein paar herausheben: „Venus" (die personifizirte Liebe), sagt er, „ist Venenum (Gift), und ein solches Gift, das zum allerersten das Hirn angreift und den Allerweisesten zum Narren macht. . . . . Einer vor etlich Jahren, mein Wohlbekannter, hat sich wegen seiner Liebsten selbst erschossen. (Also auch damals schon!) O N! (Narr) Ein anderer hat den Pantoffel von seiner Liebsten durch ein Kammermensch mit Geld an sich gehandlet, und selbst nach und nach, wie eine Katz einen Laib Brod, abgekieflet (abgenagt), O N! Einer zu Wien, und zwar ein guter vom Adel, hat vor viel Jahren den ausgeworfenen Speichel seiner Liebsten von der Erden aufgeschleckt (er fügt noch etwas Unapetitlicheres hinzu, das ich weglasse), O N! Ein anderer hat einen Floh von seiner Liebsten um 30 Thaler bezahlt, O N! . . . . . Einer hat ihm (sich) von dem Bader auf dem Rucken und die Brust mit dem Scheermesser den Namen seiner Liebsten auf groß Fraktur schneiden lassen, O N! Ein anderer hat sogar das Wasser, worin die Kleider seiner Liebsten gewaschen worden, vor den besten Muscateller (Wein) ausgesoffen, O N! Einer hat seinen Dienern befohlen, sie sollten ihn nicht mehr Herr Alphons

heißen, sondern ihn nennen wie seine Liebste, Herr Theresl, (der Pater fügt in Parentheſe hinzu — beſſer geredt der Eſel,) O Nl" u. ſ. w.

Außer der zopfigen und veralteten Alliteration, die damals in der Dichtkunſt Mode war, wählte Pater Abraham auch vielfach die Form der Priameln, d. h. ein Spruchgedicht, in dem die Erklärung auf einen einzigen Löſepunkt ausgeht, z. B.:

Eine Uhr, die nicht geht,
Einen Tiſch, der nicht ſteht,
Ein Pferd, das nicht zieht,
Einen Ofen, der nicht glüht,
Eine Glocke, die nicht ſchellt,
Einen Hund, der nicht bellt,
Eine Katze, die nicht mauſt
Läßt du beſſer aus dem Haus.

Die Löſung der Darſtellung aller dieſer werthloſen Dinge liegt in dem einen Schlußvers:

Läßt du beſſer aus dem Haus.

Die Löſung braucht aber nicht immer am Ende zu ſtehen, ſie mag gleich am Anfang oder ſich durch das Ganze ziehen, wie die folgende von P. Abraham:

„Der Menſch iſt ein Schatten, der bald vergeht,
Iſt ein Gras, das nit lang ſteht.
Der Menſch iſt ein Faim (Schaum), der bald abfließt,
Eine Blume, die bald abſchießt.
Der Menſch iſt ein Rauch, der nit lang währt,
Ein Feuer, das ſich ſelbſt verzehrt.
Der Menſch iſt ein Waſſer, das bald abrinnt,
Ein Kerzen, die bald abbrinnt.
Der Menſch iſt ein Glas, das bald zerbricht,
Ein Traum, der zeiget nicht.
Der Menſch iſt ein Wachs, das bald erweicht,
Ein Roſen, die bald erbleicht.
Der Menſch iſt ein Fleiſch, das bald ſtinkt,
Ein Schiffel, das bald verſinkt.

Alte Weiber, junge Madel,
Bauerleut, und gut vom Adel,
Kaiſer, König, Weltregenten,
Doktor, Schüler und Studenten,
Fürſten, Herren, Potentaten,
Mönche, Bettler und Soldaten,

Scepter, Kron und Hauerhacken,
Thut er (der Tod) all's zusammenpacken.

Wie die Glocken, also der Klang,
Wie der Musikus, also der Gsang,
Wie der Vogel, also das Ey,
Wie der Koch, also der Brey,
Wie der Schuster, also der Schuch,
Wie der Scribent, also das Buch,
Wie der Arzt, also die Salb,
Wie die Kuh, also das Kalb,
Wie der Acker, also das Treid (Getreide),
Wie die Wiesen, also die Weid,
Wie der Meister, also der Jung,
Wie der Tanzer, also der Sprung,
Wie der Baum, also die Birn,
Wie die Frau, also die Dirn,
Wie der Herr, also der Knecht,
Wie der Soldat, also das Gfecht,
Wie der Hirt, also die Rinder,
Wie die Eltern, also die Kinder.

Auch hier äußert sich der Zopf der damaligen Zeit, die solchen Schwulst, wenn nicht für schön, so doch als belustigend finden konnte. Die letzte Priamel findet sich im ersten Theil des „Judas", wo P. Abraham von den Eltern Iskariots handelt, welches Thema er zu einer Predigt über Kindererziehung verwerthet. Obige von Schwulst strotzende Reimerei, ganz im Stil der Lohensteine und Hoffmannswaldaue gehalten, läßt sich in den bekannten Spruch zusammenfassen:

Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm.

Seine Beispiele entnahm P. Abraham wo immer er konnte, den Hofständen und dem Hofleben. Er verfehlte auch nicht, darauf hinzudeuten, daß die laxe Moral der Höfe aus Frankreich importirt würde, wo das Buhlerleben am Hofe Ludwig's XIV. das ganze Volk angefault habe. Wie sich diese immoralische Pest auch nach Deutschland ausbreitete, darüber berichtet ein zeitgenössischer Geschichtschreiber, Hiob Ludolff, in seiner „Schaubühne der Welt" vom Jahr 1680:

„Inzwischen", schreibt Ludolff, „suchten die Franzosen bei denen Einwohnern [der südwestlichen deutschen Staaten] sich auf alle Art und Weise einzuschmeichlen. Denen Ehrgeizigen versprachen sie Beförderung, und grosse Bedienungen, denen Geizigen wusten sie mit Geld, die lustigen Brüder aber mit einem Glas Wein zu gewinnen. Das Frauenzimmer war die-

ser Nation ohnedies nicht abhold; ihre freye, und doch höfliche Manieren, ihre Artigkeit im Sprechen, ihr bunter Aufputz in Kleydungen, ihr Scherzen, ihr Tanzen, ihr Singen und insonderheit ihre Geschicklichkeit, einer verliebten Chloris etwas zärtliches vorzusagen, alles dieses hatte ihnen (den Franzosen) schon längst den Beyfall des andern Geschlechts erworben; also, daß bey demselben nichts artig, nichts galant, nichts liebenswürdig erschien, als was Frankreichs Moden erdachten und entweder mit ihrem bon air oder mit ihrer Sprache aufgezogen kam. Wer nun das Frauenzimmer auf seiner Seiten hat, der hat insgemein auch das Volk gewonnen."

Daß Pater Abraham diese Ansicht Ludolff's theilte, geht aus seinen Predigten und Schriften überall hervor. So predigte er eines Sonntags über das verbuhlte Wesen, welches auch am Wiener Hofe, der französischen Maitressenwirthschaft Ludwig's XIV. nachahmend, sich einzunisten drohte, in der allerderbsten Weise. Er meinte die kaiserlichen Hofdamen trieben es nicht minder arg, als die Buhlerinnen in Frankreich (Metzen nennt er sie) und schließt dann mit den für unsere Zeit doch allzukräftigen Worten: „Sie", die kaiserlichen Hofdamen, „seynd nit werth, daß die Hund sie besudeln" (er benutzt für das letzte ein noch deutlicheres Wort). Das gab nun ein Halloh! am Hofe, und der Kaiser ließ ihn rufen und befahl ihm, dieses wieder zurückzunehmen. Am darauffolgenden Sonntag predigte er wieder vor dem Hofe, und erklärte dann: er habe am verflossenen Sonntag in der Predigt gesagt, die kaiserlichen Hofdamen seien nicht werth, daß sie die Hunde u. s. w. Kaiserliche Majestät habe ihm befohlen, dieses zu widerrufen, was er hiermit thue: sie seien es werth, daß die Hunde sie besudelten. Der Kaiser, welcher zugegen war, lachte darüber, und ließ den sarkastischen Hofprediger gewähren.

Als die Hofdamen sich dann beschwerten und behaupteten, sie seien es nicht allein, welche das Uebel stifteten, sondern die verliebten Männer am Hofe hätten die größte Schuld, erzählt er den Damen eine Geschichte, die er nach dem Franziskaner Frater Johann Pauli, welcher um das Jahr 1500 in Straßburg lebte, aus dessen Büchlein „Schimpf und Ernst" mit einigen Abänderungen entnahm, wie folgt:

„Jene Wittib, von der jetzo erzählt wird, hat mit lächerliche Manier drey Liebhaber zu Narren gemacht. Weil solche gar eine junge Wittib und an Leibsgestalt von Natur sehr wohl beschaffen, also wurde sie allerseits von vielen anerfucht, vorderist aber von dreyen so mächtig geliebt, daß ein jeder absonderlich sich anerboten, alles ihrenthalben auszustehen, auch gar das Leben zu lassen. Wie nun diese verliebte Signori (Herren) oder Signarri (gezeichnete Narren) auf einen Tag zu ihr kommen, hat sie die Sach also meisterlich angestellt, daß keiner von dem andern wußte. Wohlan, sprach sie zu dem Ersten, mein lieber Herr, weil der Herr mir al-

les anerbietet, auch sogar das Leben, also wird es mir der Herr nit vor ungut aufnehmen, wann ich dessen einiges (ein einziges) Probstuck begehre, benanntlichen dieses: wann mich der Herr recht lieb hat, so verlang ich nit, daß er meinetwegen das Leben lasse, welches gar zu kostbar, sondern daß er sich in diese Kammer nur auf die Bahr niederlege, und sich todt stelle so lang, bis ich ihm wieder erlauben werde, aufzustehen. Ja, ja, ja, tausendmal und ein doppeltes ja, ja hinzu, gehen und aber gehen, und übergehen, und obergehen, ein vielverliebter Narr thut alles. Dieser legt sich nieder, war aber mehr ein Thor, als todt, ein schwarzes Tuch über ihn, ein paar Leuchter neben sein, ein Weihbronnkessel ober sein, solcher Gestalt vertrat dieser seine Person. Nicht lange hernach kommt der andere Galan, welcher mit centner-gewichtigen Worten, mit klafterlangen Ceremonien, mit trapezuntischem Discurs seine Lieb, Affect, Inclination versprochen, deme gleichergestalten die junge Wittib geantwortet, wie daß sie zwar sein Wort für glaubwürdig halte, allein sie möchte doch ein wenig Gewißheit einnehmen, ob er sie inniglich liebe, und so es ihm beliebig wäre, so soll er zu Zeugniß seiner Affection diesen Dienst thun, weil sie eine Todtenleich in dem Haus, und soll eine Zeitlang bey derselben wachen und beten, dann es ihr Anverwandter gewest seye. (Bruder Pauli fügt hinzu, daß er sich als Engel kleiden mußte, in einem weißen Gewand, mit Flügeln geziert, einen Schleier über das Gesicht und eine brennende Kerze in der Hand ꝛc.) Ja was denn, entgegnete der Narr, ja, warum das nit? ja in allem ganz urerbietig. Er tritt nun auf ihren Befehl in die Kammer hinein, fällt auf seine Knie nieder, fangt an ganz eifrig zu beten, weiß nit, ob's das placebo Domino oder vielleicht das placebo Dominae (die Bitte des Herrn oder die Bitte der Frau). Es wußte keiner von dem andern, und glaubte gleichwohl, es wäre dieß eine Todtenleich (und ein Engel).

„Endlichen kommt auch der Dritte, so da mit unbeschreiblichen Liebesgebährden sattsam an Tag gabe, wie inniglich er sie liebe, ja ihrentwegen tausend Tod auszustehen sich nit weigere. Wann dem also, sprach sie, so soll er ihr den einigen Favor (die einzige Gefälligkeit) erzeigen, und sich wie ein Teufel anlegen (kleiden), nachmals mit grosser Ungestüm in die Kammer hinein lauffen; welches er auch emsigst vollzogen, denn ein verliebter Narr sich in allem brauchen läßt. Wie nun dieser vermaskerirte Teufel in die Kammer hinein gerumpelt, so glaubte der unter dem schwarzen Tuch verhüllte Narr, der sich vor todt gestellt, der Teufel wolle ihn wahrhaftig wegführen, fangt an, sich demnach stark zu bewegen und aufzuspringen; der verstellte Teufel, weil er um die Sach nichts wußte, war der festen Meinung, dieser stehe wahrhaftig von den Todten auf; der dritte, der daselbst (als Engel) gebetet, glaubte, es seye Tod, Teufel und Höll alles beyeinander, dahero ein jeder die Flucht genommen, der Engel über den Tod, der Tod über den Teufel, über die Stiegen heruntergefallen, und

mit erschrecklicher Forcht das Haus quitirt." — So, meinte P. Abraham, wäre es leicht, die lästigen und verliebten Buhler fortzuschaffen.

Daß man auf jede denkbare Weise am Hof gegen Abraham intriguirte, berichtet uns der Geschichtschreiber Faßmann, der ein Hof- und Zeitgenosse des Paters war, in seinen „Gesprächen im Reich der Todten" (73. Entrevue, Seite 630), indem er schreibt: „Gedencken muß ich annoch, daß, obgleich Pater Abraham bey vielen tausend Menschen über alle Massen beliebt gewesen, es ihm dannoch auch an einigen Feinden nicht ermanglet, welches daraus erhellet: Er befande sich einstmals in einem Zimmer der kayserlichen Burg, allwo von Fürsten und Grafen in der Carten gespielet wurde. An einem Tische trischackete (Dreiblatt oder Zwicken) man, und ein gewisser, in diesem Spiel engagirter Graf stund auf, gab vor, er habe eine kleine Verrichtung, und bat ihn, er möchte indessen statt seiner vor sein Geld spielen. Abraham erkuhrte sich zwar Anfangs, es zu thun, war aber endlich dennoch so complaisant und nahm die Commission auf sich. Kaum hatte er sich gesetzet, so wurde dem Kayser schon hinterbracht, daß er in einem seiner Zimmer säße und spielete. Hierüber betrübete sich der fromme Kayser zwar Anfangs gar sehr, sprach auch, „daß er ihme die Begehung eines solchen Excesses nimmermehr zugetrauet hätte", gab sich aber endlich zufrieden, als er wuste, daß es aus purer Complaisance vor einen seiner hohen Bedienten geschehen war, und nur eine kleine Weile gewähret hatte."

Daß Abraham gelegentlich über derartige Intriguen gegen ihn am Hofe sein Mißbehagen äußerte, geht aus zahlreichen Bemerkungen, die überall in seinen Schriften wiederkehren, deutlich hervor. Das folgende vierstrophige Lied findet sich in seinem Buch: „Gehab dich wohl", und scheint gleichsam auf vorstehendes Ereigniß gemünzt zu sein. Er singt:

„Der welcher sich nach Hof will wagn
muß haben einen Straußen-Magn,
Der gar viel harts verdaut.
Er muß viel grobe Brocken schlicken,
Und sich in jeden Sattel schicken,
so er nicht hat entraut. (von entrauhen = glätten.)
Beynebens plagt ihn jederzeit
der Neid.

Ist mancher in des Fürsten Guad
er gar viel Neider um sich hat,
ob er sie schon nicht kennt.
Ein jeder thut sich vor ihm bucken,
das Füßl und das Hütl zucken
mit tausend Compliment.

Im Hertzen steckt doch jederzeit
der Neid.

Meritn (Verdienste) seynd ein Spitz in Augn,
die thun den Neidern gar nit taugn,
bei Hof und im Pallast.
Man thut sich hin und her bedencken,
wie man mit List und argen Schwäncken
den Frommen macht verhaßt.
Darumb bemüht sich jederzeit
der Neid.

Der Neid der wird bey Hof gebohrn,
dardurch wird Leib und Seel verlohrn,
das ist genug bekannt.
Wer sich nit lassen will beneyden,
muß Fürsten- Höff und Höfling meiden,
in allem Ort und Land.
Dann dort grassiret jederzeit
der Neid."

An andern Stellen spricht er von „Hofkatzen, die vorne lecken und hinten kratzen", und meint: „Bey Hof lügen nit allein die Zungen, sondern auch die Augen, die Händ und Füß ꝛc." „Verzeiht mirs, ihr Hof- Herren, Hof- Leuth, Hof- Beambte, Hof- Diener, daß ich euch dermahlen keinen Hofmann und fein die Wahrheit als ein edles Bissel auf eure Thäller lege, bin schon vergwist, daß ihr euch daran und darin kein Zahn werd ausbeißen, weilen euch die Zähn nit so sehr darnach wässern." Und in derselben Predigt schildert er dann noch eingänglicher das Hofleben und was man alles am Hofe erfahren könne, in nachfolgend drastischer Weise:

„Ach, ach, ach, was wirst du für Wunderding zu Hof sehen!

Du wirst zu Hof sehen lauter Fechter, aber nur solche, die da über die Schnur hauen.

Du wirst zu Hof sehen lauter Soldaten, aber nur solche, die Parteyen, oder, ich hab gefehlet, Partitereyen (vom italienischen Partite = Ränke) wissen zu führen.

Du wirst zu Hof sehen lauter Meßner, aber nur solche, die mit der Sauglocke läuten.

Du wirst zu Hof sehen lauter Fischer, aber nur solche, die mit faulen Fischen umgehen.

Du wirst zu Hof sehen lauter Schneider, aber nur solche, die einem die Ehr abzuschneiden, und einen Schandflicken anzuhängen suchen.

Du wirst zu Hof sehen lauter Kaufleute, aber die nur mit Bärenhäuter-Zeug handlen.

Du wirst zu Hof sehen lauter Drechsler, aber nur solche, die einem suchen eine Nasen zu drehen.

Du wirst zu Hof sehen lauter Huter (Hutmacher), aber nur solche die unter dem Hütel wissen meisterlich zu spielen.

Du wirst zu Hof sehen lauter Mahler, aber nur solche, die einem was Blaues für die Augen mahlen.

Du wirst zu Hof sehen lauter Musicanten, aber nur solche, die das Placebo (ich suche zu gefallen) singen.

Du wirst zu Hof sehen lauter Tischler, aber nur solche, die einem pflegen zu verleumden. (Und so noch viele andere Künste und Gewerke.)

Du wirst zu Hof sehen, daß alldort so viel Treu zu finden, wie Speck in der Judenkuche.

Du wirst zu Hof sehen, daß es mitten im Sommer Eis gefroren, dann allda das Schlüpfern (doppelsinnig — Ausgleiten und Unzucht treiben) und Fallen gar gemein ist.

Du wirst zu Hof sehen, daß allda schlechte Suppen, aber viel Löfflerey (Buhlereien).

Du wirst zu Hof sehen, daß allda wenig Metall, aber viel Erz: viel Erz-Dieb, Erz-Schelmen, Erz-Betrüger" ꝛc. ꝛc. — Ein wahres Leporello Regiester. —

Den eigenen (geistlichen) Stand hat er ebensowenig geschont, als die übrigen Stände; aber er meint, es seien doch nur die Ausnahmen von der Regel. Zwar wäre ohne die Versunkenheit der Geistlichkeit die Reformation wohl nicht gekommen, aber man müsse das dem hohen Stand nicht allzuscharf anrechnen, es sei ja auch ein Judas unter den Apostoln gewesen: „was sollen deshalben viel Religiosen und Geistliche entgelten, wann einer oder der andere nit geistlich, sondern geißlich ist?"

Auf das Schimpfen über den Klerus ist er freilich nicht gut zu sprechen, aber in seiner Vertheidigung desselben spukt oft der Schelm, so daß man unwillkürlich an das französische Sprichwort, "qui s'excuse, s'accuse", erinnert wird. So ruft er den Spöttern auf die Geistlichkeit zu: „Wie oft hört man in denen Wirthshäusern bei Kandl und Andl (bei der Kanne und der Anne, d. h. den Weibsleuten) solche verruchte Music über die arme Geistliche? Das seynd Pfaffen, die der und der erschaffen; sie seynd Vormittags in Choro, Nachmittags in Foro. (Vormittags im Chor, beim Amt, Nachmittags auf dem Markt) Vormittag in Officio, Nachmittag in Vitio, (bei den Sündern) sie thun Vormittag pfalliren, Nachmittag trapuliren (Karten spielen, von Trapola, einem dem Tarok ähnlichen italienischen Spiel), sie thun mehr bravi ren (prahlen), als brevi ren (ihr Brevier beten), sie seynd Nequam in cute, Schelmen in der Kutten,

sie saufen wie die Bad-Schwammen, sie raufen wie die Hund, sie laufen wie die Juden, sie laufen wie die Marktschreyer" ꝛc. — „Halt's Maul", meint er schließlich, „daß euch der Henker die Zähn stür (stochere) ihr singulares Nequam in plurali (ihr einzelnen Nichtsnutze insgesammt), ihr Erz- und über Erz-Schelmen!"

Im Allgemeinen geht er am glimpflichsten mit dem Kriegerstand um. So lobt er in einem Sermon vor den kaiserlichen Offizieren gehalten, die Soldaten, welche tapfer und treu sind und tadelt die faulen und feigen. Ueber die letzteren ergeht er sich folgendermaßen:

„Soldaten, welche da seynd wie der Salat, wo mehr Oel als scharfer Essig, die verdienen nichts.

Soldaten, die ins Quartier eilen, wie die Schwalmen (Schwalben) ins warme Sommerland, verdienen nichts.

Soldaten, die vor dem Feind zittern, wie ein espenes Laub, verdienen nichts.

Soldaten, die ein Grausen haben vor dem Streit, als hätten sie einmal ein Haar darinnen gefunden, verdienen nichts.

Soldaten, die wünschen, ihre Roß hätten 6 Füß, damit sie desto hurtiger möchten durchgehen, verdienen nichts.

Soldaten, die weniger Wundmäl-Zeichen, als der Raab weiße Federn, verdienen nichts.

Soldaten, die lieber tummeln, als trummeln hören, verdienen nichts.

Soldaten, die lieber den guldenen Adler am Wirthshaus, als den schwarzen Adler am Kriegsfahn sehen, verdienen nichts.

Soldaten, die mehr nach Laschi (Faullenzen) als Curaschi trachten, verdienen nichts.

Soldaten, die nur den Bauren zwagen, aber den Feind nit jagen, verdienen nichts.

Aber Soldaten, die sich tapfer und ritterlich halten, verdienen alles.

Dann ein Federbusch auf dem Hut machet keinen Soldaten, sonsten wär auch der Wiedehopf ein Kriegs-Offizier; ein Schärpen um die Lenden macht keinen Soldaten, sonst wären auch die Engel am Frouleichnamstag Soldaten; die Beckelhauben auf dem Kopf macht keinen Soldaten, sonst wären auch die Kothlerchen Soldaten; ..... sondern ein ansehnliche Tapferkeit, unerschrockene Generosität und unüberwindlicher Heldenmuth macht einen Soldaten."

Er meint, die Soldaten seien gemeiniglich ein „nichtsnutziges Ludervolk: So seynd die Soldaten, sie haben lieber die Sabinel als den Sabel; so seynd die Kriegsleut, sie liegen lieber bey Magdeburg, als in Fünf-Kirchen in Ungarn; so seynd die Offizier, sie nehmen ihr Quartier lieber zu Frauheim als zu Mannheim" u. s. w. In seinen Kriegspredigten gegen die Türken, welche seinerzeit großes Aufsehen

erregten und in dem Büchlein, „Auf, auf, ihr Christen!“ gedruckt wurden, ermahnt er zur Ausdauer, Tapferkeit und Treue. Da reimt er:

„Zu einer Dame gehört ein Page,
Zu einem Kaufmann gehört ein Lage,
Zu einem Hut gehört ein Plumage,
Und zu einem Soldaten gehört Curage!“

Nicht beten allein und fromm sein genüge zu einem Soldaten. „Den Feind schlagen, den Türken jagen, die Mahomedaner zwagen, die Muslmänner plagen ꝛc. ist nit genug das Gotteshaus, sondern Gotteshaus und Zeughaus müssen bey einander seyn; es ist nit genug der Rosenkranz, sondern Schanzen und Rosenkranz müssen bey einander seyn; es ist nit genug, die Händ zu Gott aufheben, sondern die Händ aufheben und die Händ anlegen müssen bey einander seyn; es seynd nit genug die Schußgebetl, sondern Schußgebetl und Schießen müssen bey einander seyn; auf Mirakel müssen wir uns nicht steifen, weilen noch menschliche Mittel bey Handen, sondern mit Segen und Degen bringen wir Victori zuwegen.“

Er fährt dann fort, eine Anekdote vom König Antiochus Soter zu erzählen. Derselbe habe einen dreifach geflochtenen Triangel gehabt, welcher aus fünf lateinischen Buchstaben A gebildet worden sei. Diese fünf A müsse der tüchtige Krieger haben, nämlich: Auf Gott vertrauen, Abgerichtet sein, Aufgemuntert werden, Auserwählt für jedes Fach sein, und wohl Ausstaffiret (gerüstet) sein. In Bezug auf das zweite A (Abrichten, d. h. tüchtig geschult sein) meint er unter anderem:

„Ein unabgerichteter Soldat schickt sich zum Fechten wie eine Sichel in der Messerscheid; ein Leinweber, welcher heut vom Spulen kommt, soll morgen schon können mit der Pique umspringen? ein Schneider, welcher heut vom Schneidern kommt, soll morgen schon wissen, dem Feind einen Vortheil abzuschneiden? ein Schnurmacher, der erst heut vom Spitzmachen herkommt, soll morgen schon wissen, dem Feind die Spitz zu zeigen? ein Bauer, der erst heut vom Viehsohlen (doppelte Furchen pflügen) kommt, soll schon morgen wissen, mit Pistolen umzugehen? ein Müller, der erst heut den Sack ausgestaubt, soll morgen schon wissen, wie man muß den Feind in den Sack schieben? ein Haderlumpen, der erst heut mit Fetzen umgangen, soll morgen schon wissen, drein zu schlagen, daß Fetzen giebt? ꝛc. Alles dieß glaub ich heut nit, vielleicht auch morgen nicht; ein solcher unerfahrene Soldat ist einer Armee mehr schädlich als nützlich, denn pflegt in allen und jeden Feldschlachten nit sowohl die Menge, als die Erfahrenheit und stete Kriegsübung den Sieg zu erhalten.“ Die Türken hätten ein starkes, wohleingeübtes Heer, und das sollten die Christen ihnen gleichthun, auch ein geschultes, wohldisziplinirtes Heer ihnen entgegen stellen, wenn sie zu siegen verhofften.

Unter dem dritten A, der Aufmunterung, versteht er den Muth, die Tapferkeit, Beherztheit. „Es möchten wohl einige der Christen gefunden werden, die sich die asiatischen, tatarischen, barbarischen, taurisarischen, kappadozischen Türken“ als grausame Unmenschen vorstellten, und schon beim bloßen Namen derselben erbleichten. „Aber Curage, ihr verzagten Gemüther!“ ruft er, „es kann zwar niemand widersprechen, daß sie nit gute und wohlerfahrene Kriegsleute seien, aber doch Menschen wie ihr, nit mehr Finger an Händen als ihr, kein besseres Bley zum Schießen als ihr ꝛc.“ Es müsse demnach ein guter Soldat nur beherzt und unverzagt wider die Feind gehen. „Ein guter Soldat muß in seinen Karten nichts mehrers haben als Herz; ein guter Soldat muß einen Magen haben wie ein Strauß;“ er müsse nicht im Angesicht erbleichen, sondern sein Degen müsse roth werden von dem Blut des Feindes; er müsse keine Blumen mehr lieben, als die Schwertlilien, er müsse seinen Feind „nicht mit der Zunge, sondern mit dem Degen die Stichwörter geben ꝛc.“

Das vierte A (Auserwählt) bezöge sich auf die Offiziere: dazu sollten nur die besten und tüchtigsten Krieger berufen werden; und von dem fünften A (der Ausstaffirung) meint er, sie müsse gut besorgt werden. Hier findet sich auch das Vorbild zu der Stelle der Kapuzinerpredigt in Schiller's „Wallensteins Lager“: „Zu dem Prediger in der Wüsten, wie wir lesen im Evangelisten“ u. s. w. Pater Abraham gibt die Szene folgendermaßen: „Zu dem heil. Johanni in der Wüsten seynd unterscheidliche Standespersonen getreten, und den hl. Bußprediger um Rath gefragt, was doch ihnen nothwendig sey zu Erhaltung der Seligkeit; unter andern seynd auch etliche skrupulöse Soldaten zu ihm getreten, sprechend: „Was sollen denn wir thun?“ worauf Johannes geantwortet: „Thut niemand Ueberlast noch Gewalt, contenti estote stipendiis vestris, und seyd mit eurem Sold zufrieden.“ Schiller sagt dies so: „Contenti estote, begnügt euch mit eurem Kommißbrote.“

Auf solche Weise behandelt Pater Abraham alle Volksstufen und Stände in seinen Predigten. Man könnte leicht hundert Abhandlungen wie meinen heutigen Vortrag über Pater Abraham halten, ohne die bildlichen Darstellungen und den sprudelnden Humor des gewandten Kanzelredners auch nur im geringsten zu wiederholen. Er war unerschöpflich in seinen heitern Erfindungen; und die tausende von eingeflochtenen Beispielen und Erzählungen zeugen von einer Belesenheit in der Geschichte und der Novellistik, wie wir, außer Shakspeare, wohl kaum einen zweiten Schriftsteller aufzuweisen haben. Was ihn für die Zeitkunde und Litteratur so wichtig macht, ist, daß er in seinen Werken uns das vollkommenste Bild der sittlichen und gesellschaftlichen Zustände der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts hinterlassen hat, welches wir besitzen.

Ich habe schon von der heiteren Temperamentsanlage Abraham's gesprochen. Freiherr von Karajan, der eine größere biographisch-litterarische Studie von ihm veröffentlicht hat, meint, daß er viel seines lebendigen Wesens wohl aus der Wirthsstube des Vaters herausgetragen habe. Er konnte tanzen, fechten, liebte Gesellschaftsspiele, besonders Schach und Karten, sogar von einer ganzen Reihe von Hazardspielen hatte er Kenntniß, als vom „Trischacken, Labetten, Quindiziren" und vom „Würfeln an der Dräh-Bank", letzteres in Oesterreich auch unter dem Namen „Hanferl-" oder „Draunl-Spiel" bekannt, einem Würfelspiel mit einer Drehscheibe. Auch in der Musik war er wohlbewandert, spielte fertig Geige, Klavier und Orgel, und häufig versuchte er sich in der Komposition; seltsam aber ist es, daß alles was sich von ihm auf diesem Gebiete erhalten hat, nur in die Gattung der Volks- und Studentenlieder fällt. Von diesen Liedern dichtete er sowohl Texte, als Melodien. Darunter weltbekannt ist vor allem das studentische: "Ecce quam bonum et jucundum, habitare fratres, fratres in unum", von dem heute gewöhnlich nur mehr die erste Strophe gesungen wird; Pater Abraham aber hat vier Strophen dieses Liedes gedichtet. Andere Studentensprüche von ihm verfaßt, nennt Karajan: „Feti gran, — Du mein lieber Gispan! Es gilt dir — Ein Maß drei oder vier." — Ein zweites: „Mir zu — Wie einer Kuh; — Er ist gut, — Macht mir Muth!" — Ein drittes: „Essen und trinken, — Das lustige Leben — Hat mir mein Vater zum Heyrathgut geben." Dazu die noch heute allbekannte Schnaderhupfl-Melodie. Endlich ein viertes: „Ich bin meines Vaters — Einiger Sohn, — Und was er nur gewinnt, — Das bring ich ihm an!" — Von Volksliedern nennt Karajan die beiden hübschen österreichischen; das erste:

„Arme Leut, arme Leut
Haben nit viel;
Springen wohl gar nit weit,
Schweigen fein still." ꝛc.

Das zweite:

„Alleweil, alleweil
Geht's a so zue;
Der Pfleger nimmt's Kalberl,
Die Herrschaft die Kuh!" ꝛc.

Gegen diesen sentimentalen Ton, der selbst die Bitterkeit nicht verbeißen kann, — und hier ist es am Platz zu bemerken, daß Abraham das Kind von Leibeigenen war, und er selber, als er sich dem geistlichen Stande widmen wollte, sich mit 12½ Gulden loskaufen mußte — mag noch das folgende von ihm gedichtete und komponirte tolle Studentenlied angeführt werden:

"Qualis est vita auf der Welt,
Quod mihi semper wohlgefällt,

Iſt es nicht das Studentenleben?
Ita vere, das iſt's eben.
Studenten ſeynd jucundi,
Bißweilen furibundi.

Kommen ſie aus dem Collegio,
Frequentant forum in otio;
Da kommen die ſchönen Virgines
Mit ihren gemalten Facies.
Die eine machts Pſt! Pſt!
Die andere mit dem Studenten iſt."

Außer dieſen Volks- und Studentenliedern begegnen wir in ſeinen Schriften vielen hunderten von Scholaren- und Mönchsſprüchen, wie die folgenden:

Camilla, Ludmilla, Sibilla ſeid ſtilla.

Quotidie Stockfiſch auch ein Grauſen verurſacht.

Semper luſtig, nunquam traurig!

Beatus vir, qui habet multum Silbergeſchirr.

Sicut ferrum trahit magnes,
Ita Ferdinandum trahit Agnes.

Stramen, Amen!

Erben und reich heyrathen iſt gut vor das Schwitzen.

Und folgende luſtige Grabſchrift:

Hic jacet Jodocus,
Qui fuit Romae coquus,
Doctor in partibus,
Magister in artibus,
De gratia speciali,
Mortuus in hospitali.

Er war eben ein "Pastor fidelis artibus in fidelium", wie der alte Pfaffenspruch lautet. Selbst in späteren Jahren war er kein Freund der Kopfhängerei, des düstern Hinbrütens und sauertöpfischen Wesens. Empört ruft er einmal aus: „Was seynd melancholische Leut? Solche Sauertöpf, solche Angshasen, solche finstere Wolken, solche Ofenscherben, solche Wandschatten, solche Triebswinkler, solche gnospete Gift? Es seynd Holzäpfel-Kramer, es seynd Spital-Grillen, es seynd Essig-Krüg, es seynd Quinta-Essentia des Unlusts, es seynd gestumpffete Bratpürsten, es seynd tumpere Ochsen-Köpff, die sich nicht viel ins Liecht trauen, es seynd Brut-Hennen Elephantischer Grasmucken, seynd des Tods seyne nächste Schwäger, dann die Melancholey ist des Tods Schwester; und was das mehreste, die Melancholische Leut seynd Gott zuwider." Dahingegen äußert er an einer späteren Stelle: „Mir gefallen lustige Leut wol, ist ein gewisses Zeichen, daß Gott bey ihnen und in ihnen."

Einzelne Litteraturhistoriker, wie Gervinus, Pischon u. A., haben ihm Rohheit und ungeschlachtes Wesen zum Vorwurf gemacht und seinen, wie sie sich ausdrücken, burlesken Ton bespöttelt, aber ich glaube ganz mit Unrecht. Es war eben die Zeit der zweiten schlesischen Dichterschule, von Hoffmannswaldau, Lohenstein u. A. geführt, die sich in Schwulst und Unfläthereien erging, wovon wir heute kaum einen Begriff mehr haben. Diese zopfigen Dichter waren es, welche mit kindischen Affekten und den aus Frankreich importirten Schlüpfrigkeiten den Ton angaben. In diesen Ton mußte P. Abraham einstimmen, wollte er Zuhörer finden; und daß er es mit der größten Mäßigkeit gethan, läßt sich hundertfältig beweisen. Nicht mit Unrecht sagt Ebner, daß Abraham, der wohl durch die Verhältnisse ganz das Kind seiner Zeit und seines Landes war, doch in so manchen seiner Ansichten und Gedanken seiner Zeit weit vorausgeeilt gewesen sei. Goethe findet in ihm einen reichen Schatz, der stets die höchste Stimmung mit sich führt und Schiller nennt ihn ein prächtiges Original, vor dem man Respekt haben muß. Das Urtheil dieser beiden größten Dichter des deutschen Volkes sollte uns genügen, denn sie haben nicht bloß das Drastische in ihm gefunden, sondern auch eine Gemüthstiefe, welche Pater Abraham den besten Dichtern seiner Zeit an die Seite stellt, wie es die folgenden vier Gedichte desselben zur Genüge bekunden. Seine Tadler haben diese wohl nicht gefunden (vielleicht auch ihn gar nicht einmal ordentlich gelesen), sonst hätten sie ihm den wahren Dichter nicht so ohne weiteres wegdisputirt.

Bauernglück.

Mein Vater ist kein Edelmann,
Das sieht man an sein Gbärden an,
Verträulich, aufrichtig, wacker,
Sein Kutschen ist ein Ackerpflug,

Die Rößlein haben Arbeit gnug,
Den ganzen Tag im Acker.

Der Apfel fällt nit weit vom Stamm,
Hab ich doch meines Vaters Nam,
Und hab auch seine Tugend.
Ich setz mein Leben nach dem Ziel,
Was ich im Alter treiben will,
Beweis ich in der Jugend.

Die goldne Kettn und Silbergschmeid
Seynd von den Bauren fern und weit,
Es tragens nur die von Adel.
Kein Baur mit einem Kleinod prangt,
Sein Kleinod an einem Strohhalm hangt,
Das ziert seinen Hof und Stadel.

Den ganzen Tag wohl durch und durch,
Wann ich im Acker mach ein Furch,
Geht alles wohl von Handen.
Die Lerchen-Vögel mancherley,
Sie singen schöne Melodey,
Seynd meine Musicanten.

Die Schwalben trösten mich immerzu,
Zu Mitternacht, zu Morgens fruh,
In meinem Haus sie nisten,
Sie singen, kosten doch nit viel,
Ich liebe dieses Federspiel
Vor sieben Lauteniſten.

Zu Morgens, wann der Tag angeht,
Die blumenfarbe Morgenröth
Vergüldt die Spitz der Eichen;
Den Tag hat schon gekündet an
Der Gockelhahn, der Hennen-Mann,
Auf, auf! gibt er ein Zeichen.

Der Baursmann hat ein bsondern Luſt,
Ob es ihn gleich viel Arbeit kost,
Kann er sich dannoch laben;
Den Bauren wird voran vergunnt
Auf grüner Haid ein Ort gesund,
Gleichwie sie's wollen haben.

Ihr Burger, bleibt ihr in der Stadt,
Bedeckt mit euren Häusern satt,
Verschlossen hoch mit Mauren;
Wir wohnen gern im freyen Ried,
Da wird gleichwohl ein frisch Gemüth
Vergönnt uns armen Bauren.

Nur eins ist (sey es Gott geklagt!)
So da uns arme Tropfen plagt:
Die Pfleger und Verwalter;
Die zwagen uns und schinden gleich,
Wollt lieber sie wärn im Himmelreich,
Ich betet gwiß ein Psalter.

Zunächst ein lustiges Volkslied aus dem dritten Theil von Pater Abraham's „Narren Meß“:

Nachtmusikanten.

Hier sind wir arme Narr'n
Auf Plätzen und auf Gassen
Und thun die ganze Nacht
Mit unsr'er Musik passen.

Es gibt uns keine Ruhe
Die starke Liebesmacht,
Wir stehen mit dem Bogen
Erfroren auf der Wacht.

Sobald der helle Tag
Sich nur beginnt zu neigen,
Gleich stimmen wir die Laut,
Die Harfen und die Geigen.

Mit diesen laufen wir
Zu mancher Schönen Haus,
Und legen unsern Kram,
Papier und Noten aus.

Der erste gibt den Takt,
Der ander bläst die Flöten,
Der dritte schlägt die Pauk',
Der viert stößt die Trompeten.

Ein ander aber spielt
Theorb' und Galischan
Mit gar besonderm Fleiß,
So gut er immer kann.

Wir pflegen auch so lang
An einem Eck zu hocken,
Bis wir ein schön Gespenst
Hin an das Fenster locken.

Da fängt man alsbald an
Vor der Geliebten Thür
Verliebte Arien
Mit Pausen und Suspir (Seufzer).

Und sollten vor der Wacht
Wir endlich weichen müssen,
So macht man, statt der Händ',
Die Läufe mit den Füßen.

Und also treiben wir's
Oft durch die lange Nacht,
Daß selbst die ganze Welt
Ob unsrer Narrheit lacht.

Ach, schönste Phillis, hör
Doch unser Musiciren,
Und laß uns eine Nacht
In deinem Schoos pausiren.

Wem fallen bei diesem Lied nicht „Die Prager Musikanten" von Wilhelm Müller und „Die jungen Musikanten" von Ludwig Tieck ein?

Das bekannteste von Pater Abrahams Gedichten ist wohl

Des P. Antonius von Padua Fischpredigt.

Antonius zur Predig
Die Kirche findt ledig,
Er geht zu den Flüssen
Und predigt den Fischen;
Sie schlag'n mit den Schwänzen,
Im Sonnenschein glänzen.

Die Karpfen mit Rogen
Seynd all hierher zogen,
Haben d'Mäuler aufrissen
Sich Zuhörens beflissen:
Kein Predig niemalen
Den Karpfen so gfallen.

Spitzgoschete Hechten,
Die immerzu fechten,
Seynd eilend herschwommen
Zu hören den Frommen;
Kein Predig niemalen
Den Hechten so gfallen.

Platteißl so da klein
Woll'n die letzte nit seyn,
Antoni zu Ehren
Sein Predig zu hören:
Kein Predig niemalen
Den Fischen so gfallen.

Auch jene Phatasten
Die immer beim Fasten,
Die Stockfisch ich meine,
Zur Predig erscheinen.
Kein Predig niemalen
Dem Stockfisch so gfallen.

Sardellen gut Bißln
Wann's liegen in Schüsseln,
Schwimmen emsig zum Port,
Zum göttlichen Wort.
Kein Predig niemalen
Den Fischeln so gfallen.

Gut Aalen und Hausen,
Die Vornehme schmausen,
Die selber sich bequemen,
Die Predig vernehmen.
Kein Predig niemalen
Den Aalen so gfallen.

Die Sälbling und Aschen,
Sonst trefflich zu naschen,
Vor Freuden schier gsprungen
Zu hören die Zungen.
Kein Predig niemalen
Den Fischen so gfallen.

Auch Krebsen, Schildkroten,
Sonst langsame Boten,
Steigen eilend vom Grund,
Zu hörn diesen Mund.
Kein Predig niemalen
Den Krebsen so gfallen.

Fisch groß und Fisch kleine,
Vornehm' und gemeine,
Erheben die Köpfe
Wie verständ'ge Geschöpfe:
Auf Gottes Begehren
Antonium anhören.

Die Predig geendet,
Ein jedes sich wendet,
Die Hecht bleiben Diebe,
Die Aale viel lieben.
Die Predig hat gfallen,
Sie bleiben wie alle.

Die Krebs gehn zurücke,
Die Stockfisch bleiben dicke,
Die Karpfen viel fressen,
Die Predig vergessen.
Die Predig hat gfallen,
Sie bleiben wie alle.

Auf Goethe's Wunsch hat Zelter dies Lied in Musik gesetzt, und wurde es früher häufig von den Männergesangvereinen gesungen. — In den drei hier mitgetheilten Liedern wiegt der Humor und in der „Fischpredigt" außerdem eine feine, scharfe Satyre vor. Aber auch der tiefe Ernst ging dem Pater Abraham nicht ab. Das schönste und sinnigste von seinen Gedichten ist wohl das in seiner „Todten-Bruderschaft" zuerst angedeutete und später vollendet als Flugblatt herausgegebene

Erntelied.

Es ist ein Schnitter, der heißt Tod,
Hat Gewalt vom höchsten Gott,
Heut wetzt er das Messer,
Es schneidt schon viel besser,
Bald wird er drein schneiden,
Wir müssens erleyden.
Hüte dich, schöns Blümelein!

Was heut noch grün und frisch da steht,
Wird morgen schon hinweg gemäht:
Die edlen Narzissen,
Die Zierden der Wiesen,
Die schön Hyazinthen,
Die türkischen Binden.
Hüte dich, schöns Blümelein!

Viel hunderttausend ungezählt,
Was noch unter die Sichel fällt;
Ihr Rosen, ihr Liljen,
Euch wird er austilgen,
Auch die Kaiserkronen
Wird er nicht verschonen.
Hüte dich, schöns Blümelein!

Das himmelfarbe Ehrenpreis,
Die Tulipane gelb und weiß,
Die silbernen Glocken,
Die goldenen Flocken,
Senkt alles zur Erden,
Was wird daraus werden?
Hüte dich, schöns Blümelein!

Ihr hübsch Lavendel, Roßmarein,
Ihr vielfarbige Röselein,
Ihr stolzen Schwertliljen,
Ihr krause Basiljen,
Ihr zarte Violen,
Man wird euch bald holen.
Hüte dich, schöns Blümelein!

Trotz! Tod, komm her, ich fürcht dich nit,
Trotz! eil daher in einem Schnitt.
Werd ich auch verletzet,
So werd ich versetzet
In den himmlischen Garten,
Auf den alle wir warten.
Freu dich, du schöns Blümelein!

Man findet dieses Lied in seiner Predigt über den Text: "Beati mortui, qui in Domino moriuntur" — Selig sind, die in dem Herrn sterben. — Auch hier hat sich Goethe wieder um das Andenken des großen Kanzelredners und Dichters verdienstlich gemacht, indem er Mendelssohn bewog, diesen schönen Text in Musik zu kleiden. Später wurde er auch von Robert Schumann komponirt, und so wird dies Lied noch so lange fortleben, als schöner, edler Gesang die Menschen erfreut. Aber neben den Tonsetzern, sollte auch der Dichter nicht vergessen werden, der ewig heitere und gemüthsvolle Pater Abraham a Sankta Clara!

Anmerkung.

Die gesammelten Schriften P. Abrahams in den Passauer und Lindauer Ausgaben füllen über zehntausend Druckseiten groß Oktav. Diese sind vorwiegend von mir in den Zitaten Abrahams benutzt worden und zwar in der leicht verjüngten Orthographie dieser Ausgabe. Nur hier und da sind auch alte Ausgaben herangezogen worden, mit der dort gebräuchlichen Schreibweise. Außerdem liefert Theodor von Karajan in seiner Biographie des großen Kanzelredners noch einige Beiträge, die man in den gedruckten Werken nicht findet, theils aus noch vorhandenen Manuskripten, theils aus erhaltenen Flugblättern genommen, und in diesen unterscheidet sich die Orthographie wiederum von einander. Alle diese Schreibweisen wurden von mir in den Zitaten genau beibehalten, ohne die Quellen einzeln zu bezeichnen. Es handelt sich ja auch nicht um Streitfragen, welche eine strenge Quellenangabe nöthig machen würden, und so wird dieser allgemeine Kredit wohl genügen.

Denkrede zur Feier des hundertſten Todestages von Karl Wilhelm Ramler.

Gehalten im "Deutſchen Litterariſchen Klub von Cincinnati" am 11. April 1898.

Kein Geräth von Elfenbein
Noch Tafelwerk von Gold schmückt meine Säle;
Kein Hymettisches Gebälk
Drückt Säulen, tief in Libyen gehauen;
Keines Attals reichen Schatz
Ererbt' ich schlauer Fremdling; mir spinnt keiner
Edlen Klientinnen Hand
Den Purpur Sparta's: Tugend aber ward mir
Und ein dichterischer Geist
Von unversiegter Ader. —

So sang vor einem Jahrhundert ein deutscher Dichter dem großen römischen Lyriker Horaz nach, dessen Werke er in metrisch vollgültige deutsche Verse vor allen Andern dem deutschen Volke zu Gehör brachte, lange bevor Johann Heinrich Voß an seine Uebersetzung des Horaz dachte. Und der Mann, der diese Verse dem alten Lateiner nachdichtete, hat damit quasi sein eigenes Epitaphium geschrieben, denn sein Andenken verkündet heute kein stolzes Denkmal des Ruhmes mehr, und keiner begeisterten Leserin Hand spinnt ihm heute den Purpurmantel der Bewunderung. Und doch war er dereinst der Liebling der Musen, den sie mit hohem dichterischen Talent begabten und der eine unversiegbare Ader der Poesie sein nennen durfte. So hoch stand der Poetenruf des Mannes, dessen hundertjähriges Todesgedächtniß wir heute feiern, daß man ihn den größten Dichter Deutschlands nannte, trotzdem Goethe und Schiller, die heute die Lieblinge der deutschen Dichterwelt, bereits auf der Höhe ihres Schaffens standen. Drei Jahre nach dem Tode des Dichters schrieb Schiller in seinen Distichen: „Die Flüsse" das bekannte Verspaar:

Die Spree (Berlin).

Sprache gab mir mein Ramler und Stoff mein Cäsar, da nahm ich
Meinen Mund etwas voll, aber ich schweige seitdem.

Hier wird der Dichter mit dem Cäsar, Friedrich II., in bestimmtester Weise erhoben, und wenn die Bedeutung, welche dem großen König von Schiller zugemessen, mit dem Dichter in Vergleich gezogen wird, so geht hieraus klar hervor, daß selbst Schiller damals Ramler für eine Größe in der deutschen Litteratur hielt, deren Schimmer doch im Laufe eines Jahrhunderts mehr und mehr verblaßt ist, so daß man heute seinen Namen kaum mehr nennt und seine Gedichte nicht mehr kennt. Ramler aber hat einen Einfluß auf die Entwickelung der deutschen Poesie geübt, wie nur wenige Dichter

vor und nach ihm. Es ist eben Alles vergänglich in der Welt und auch die Dichtung hat ihre modischen Wechsel. Dieses will ich versuchen, in einem Lebensbilde des Mannes anschaulich zu machen, dessen Gedächtniß wir heute in unserm Verein wieder auffrischen.

Es war ein merkwürdiger Mann, einer jener sonderbaren Gattung von Menschen, die der rechnenden Klasse ein ewiges Räthsel bleiben wird, diese harmlosen Träumer, welche kaum etwas anderes, als die Kunst und diese nur um ihrer selbst willen lieben. Sie müssen fast immer geflissentlich von dem Glück oder Unglück aufgesucht werden, wenn sich irgend ein besonderes Ereigniß in den Kranz ihres Andenkens schlingen soll, wie z. B. unsere heutige Gedenkfeier. Dem heiteren Wahnsinn seiner Begeisterung hingegeben

„- - - - - - - - - - - - ist das Gemüth des Dichters
Der Habsucht fremd. Nur Verse sucht er auf,
Nur diese Kunst treibt er mit Lust. Entflieht
Ein Sklav, verzehrt ein Brand sein Haus, er sieht
Dem Schaden lächelnd zu; nie sinnt er
Dem Freund zu schaden, oder seinem Mündel.
Er lebt von schwarzem Brod und Hülsenfrüchten,
Und ungeschickt zum Kriegsdienst nützt er doch
Der Stadt."

Diese Worte des Horaz, der sich, nur Geringes ausgenommen, in ihnen selbst schildert, enthalten auch die Grundzüge von dem Karakter des Mannes, der so recht sein Nachfolger zu heißen verdient. Beide Männer glichen sich an Geist und Herz, und was dem deutschen Horaz an Zärtlichkeit, Anmuth und Weltsinn gebrach, ersetzt die größere Unschuld seines einfachen Lebens, auf dessen Dunkelheit kein August und Mäcenas einen verführerischen Glanz fallen ließ. Beide waren gleich gutmüthig, edel, bescheiden, Freunde der Freiheit, und in keiner Weise dem Golde feil, auch selbst dem Golde ihrer Wohlthäter nicht. Dem Andenken solcher Männer kann man in unserem materialistischen und realistischen Zeitalter nicht oft genug huldigen; und wenn uns das mannigfaltige Leben des Geschäftsmannes in den Strudel der Welt reißt, und wenn uns die neuere Naturalistik an die Stätten des Lasters und des Verbrechens, der versumpften Liebe und der grellen Leidenschaften geleitet, so führt uns das einfache Leben solcher Dichter in uns selbst zurück, und zeigt uns in der stillen Tiefe des Herzens die einzigen wahren und unversiegbaren Quellen der Begeisterung für das Schöne und Erhabene.

Karl Wilhelm Ramler wurde am 25. Februar 1725 zu Kolberg in Pommern geboren, wo sein Vater, Nikolaus Wilhelm Ramler, die Stelle eines Accise-Inspektors bekleidete. Der Dichter widmet dieser seiner Vaterstadt, welche im Jahre 1760 vergebens von einer russischen und schwe-

dischen Flotte belagert wurde, eine Ode: „Lied der Nymphe Persante", worin er am Schluß auch seiner Jugend gedenkt, indem er sich von der Nymphe anreden läßt:

Und du, mein Barde, der du vor den Thoren
Von deiner mütterlichen Stadt
Einst Lieder lalltest, wenn sie, die dich geboren,
Noch deine Liebe hat:

So singe meinen Liebling, meinen Retter (Friedrich d. Große),
In jene Laute, die dir jüngst
Besaitet ward, in welche du den Kampf der Götter
Und der Titanen singst.

Von seiner Jugenderziehung ist nichts bekannt. Im elften Lebensjahr wurde er mit seinem Stiefbruder Fiddechow — später Inspektor des kön. Pädagogiums in Halle — auf das Waisenhaus zu Stettin geschickt und als dieses 1738 von Friedrich Wilhelm I. aufgehoben ward, auf das Waisenhaus in Halle, wo er seine vorbereitenden Studien vollendete.

Wie er in der Ode an seinen Freund „Lycidias" (den Dichter Christian Ewald von Kleist) erzählt, machte er schon in seinem zehnten und elften Jahre Verse:

„Wen seine Mutter unter den zärtlichen
Gesängen heller Nachtigallchör' empfing,
– – – – – – – – – – – – – – – – – –
Ununterwiesen wird er als Knabe schon
Die Frühlingsblume singen, und froh bestürzt
Sich einen Dichter grüßen hören."

„Er ist ja ein Poet", hatte sein Lehrer zu dem zehnjährigen Schüler gesagt, „mache er doch Verse aus biblischen Sprüchen." Und nun, erfreut über diesen unerwarteten Ehrennamen, machte der Knabe Verse über Stellen aus den Psalmen und dem Propheten Jesaias. Auf dem Waisenhaus zu Halle suchte man dieser dichterischen Neigung des Knaben eine Richtung zu geben, die dem damaligen Karakter der Anstalt angemessen war; aber von allen Pfaden, die man ihm wies und die seinen Geistesflug hätten lähmen müssen, bewahrte er nur die Neigung zur Mythologie, den einzigen Weg, der ihn zum Begriff der Poesie und zum Verständniß der Prosodie führen konnte. Er hatte über diese selbstgewählte Richtung vielfachen Tadel und sogar kleine Verfolgungen zu erdulden, allein die Angriffe auf seine heimlichen Entwürfe und eigenen Gedichte brachten bei ihm die Wirkung hervor, die sie immer haben müssen, sie verstärkten die Neigung, die sie unterdrücken sollten.

In Halle ward Ramler mit Gleim und Uz, den nachher so hochgeschätzten Dichtern, bekannt und aus der Uebereinstimmung ihrer Neigungen und Anlagen entwickelte sich eine dauernde Freundschaft. Und gerade die Uebereinstimmung, welche man zwischen diesen in ihrer Zeit einzigen deutschen Dichtern ihrer Gattung wahrnimmt, läßt auf die wechselseitigen Einflüsse in ihrem Bildungsgang, wie auch auf ihre gemeinsamen Studien schließen.

Nach Vollendung seines Kursus in Halle kehrte Ramler in seine Vaterstadt zurück, woselbst er seine Studien privatim fortsetzte. Vier Jahre blieb er daheim, dann wurde es ihm, der schon die Gesellschaft der geistigen Kapazitäten des damaligen Deutschlands hatte kennen gelernt, und dem die eingeschränkte Lage, in der er zu Hause leben mußte, die seiner Forschbegierde zu enge Grenzen setzte, zur dringenden Nothsache, in die größere Welt hinauszustreben, und so trieb es ihn 1746 nach Berlin, wo sein Vater früher gestanden hatte und noch Freunde besaß. Hier knüpfte er neue Bekanntschaften an und sah sich nach einem passenden Wirkungskreise um, der ihm bei seinen Neigungen zu den schönen Wissenschaften genehm sein durfte, zumal sein Vater kein Mann von Vermögen war und er deshalb nicht unabhänig hätte bleiben können. Nach dem damaligen Zustand der deutschen Litteratur war das für Ramler keine leichte Sache. Seine Talente aber blieben nicht unbemerkt.

Im Jahre 1748, als er kaum 23 Jahre alt war, wurde er zum Professor der Logik und schönen Wissenschaften an der Akademie des Kadettenkorps berufen, eine Stelle, die er 42 Jahre lang, obwohl nur bei geringem Gehalt, bekleidete. Seine Vorlesungen betrafen die Grundzüge der schönen Künste, der deutschen Sprache und des Stils. Sie wurden aber vor einer Zuhörerschaft gehalten, die größtentheils roh und unvorbereitet zu seinem Unterricht kam; und so scheint er nur wenige Köpfe geweckt zu haben. Indeß war seine Mühe doch nicht ganz fruchtlos und etliche seiner Hörer haben sich als geistreiche Freunde und auch als Pfleger der Poesie bekannt gemacht.

Die Mußezeit welche ihm sein Amt übrig ließ, widmete er vorzüglich der Poesie und Kritik, und die zahlreichen Werke, an deren Bearbeitung und Herausgabe er Antheil genommen, bezeugen seine anhaltende Thätigkeit. Man kann sagen, daß ihm keine Wissenschaft fremd war, selbst nicht die ernsteren, aber er leitete sie alle in den einen Kanal der Befriedigung seiner herrschenden Neigung und seines Gemüthes, der Poesie.

Seiner Kunst ergeben lebte Ramler obwohl in ziemlicher Beschränktheit, doch genügsam, heiter und ohne zu klagen. Niemals hat er das Ansehen, welches er in der gelehrten Welt besaß, dazu benutzt, etwas zu fordern. Ganz Deutschland bewunderte ihn, seine Oden gingen von Mund zu Mund und vermehrten die Begeisterung für den großen König, und dieser König kannte seinen größten Ruhmessänger nicht. In seiner Freundschaft und

Gunst lebte der Dichter einer fremden Nation, einer Nation, die den König und sein Volk, wenn nicht haßte, doch verachtete, Voltaire. Niemals aber hat Ramler, der nach mancherlei Richtung hin dem großen Franzosen als Dichter überlegen war, diese Vernachlässigung mit Bitterkeit erwähnt; ja, er scheint sie von seinem deutschen Unterwürfigkeitsgefühl und allzu bescheidenen Standpunkt aus als natürlich gefunden und nichts Anderes erwartet zu haben. Darum schickte er seine Oden nie dem König zu, und an der einzigen Stelle, wo er des Vorurtheils desselben gegen die deutsche Sprache gedenkt, geschieht es auf eine dem König fast ehrenvolle Art. Er singt Friedrich den Großen ohne dessen Gunst zu fordern:

Darum schweige du nie, mein Lied,
Stolzer als der Celtische
Und Thebanische Päan,
Keinem Golde feil,
Auch selbst dem seinigen nicht.
Und ob er gleich auch diesen Triumpf verlenkt
Und deiner Töne ungeachtet,
Sein Ohr zu Gallien's Schwänen neigt:
So singe du doch den Brennusföhnen
Ihren Erretter unnachgesungen!

So weit war Ramler von jener kleinlichen Eitelkeit mancher Dichter entfernt, welche sich einbilden, große Thaten würden nur gethan, um von ihnen besungen zu werden, und die den Mann, der ihrer Muse nicht stets ein geneigtes Ohr leiht, als einen Barbaren der Verachtung preisgeben.

Erst nach dem Tode des Königs, dem Ramler seine Muse gewidmet, sollte ihm ungesucht die Belohnung zu Theil werden, die ihm längst gebührt hatte. Friedrich Wilhelm II., welcher nicht so französisch gesinnt war, wie sein Oheim, und der die deutsche Dichtkunst kannte und Ramlers Talente schätzte, schien die prophetischen Worte wahr machen zu wollen, die unser Dichter bei seiner Geburt geäußert hatte, — indem er schrieb:

Zu glücklich, wenn ich dann das Loos erhielt,
Ich Unbestechlicher, mit milden Händen
Die theuren Urnen und Tripoden auszuspenden
Den edlen Barden, die gespielt,
Die Flöte süß gespielt, die Laute süß,
Und kühn die mäonidische Drommete:
Die Laute, wie der Greis von Theos, und die Flöte,
Wie Syrakusen's Hirt sie blies.

Die deutschen Musen erfreuten sich jetzt des Schutzes des Königs, deutsche Gelehrte und Künstler theilten die Gunst, welche ehedem nur den französischen zugefallen war. Ramler wurde nicht vergessen. Der König bewilligte ihm eine ansehnliche Pension, wodurch seine Lage eine bequeme

und ehrenvolle wurde. Auch ward er zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften erwählt, und zugleich mit Engel erhielt er die Direktion des Nationaltheaters, die er seit 1790, in welchem Jahr er seine Stelle beim Kadettenkorps niederlegte, allein bekleidete, bis Dezember 1797, als ihm der König den gesuchten Ruhestand mit Beibehaltung des vollen Gehaltes bewilligte. Zum Mitglied der Akademie der Künste hatte ihn schon 1787 der Minister von Heinitz ernannt.

Ramlers häusliches Leben war, wie Heinsius berichtet, einfach und sparsam. Er ist nie verheirathet gewesen, und Günther-Göckingk meint in seiner Biographie Ramlers, er habe vielleicht auch nie geliebt. Doch war er gern in Frauengesellschaften, wo er sich angenehm zu unterhalten pflegte. Göckingk fragte ihn einst auf einem Spaziergange in vertraulicher Weise, ob er nie eine Geliebte gehabt habe? worauf Ramler antwortete: „Ich bin wohl verliebt gewesen, aber ohne meine Liebe zu erklären." Vielleicht gibt das einen Aufschluß, warum seine eigenen Gedichte so wenig Liebe athmen, und warum gerade so manche Stellen leidenschaftlicher Liebe in erotischen Gedichten Anderer, die er für die Herausgabe umarbeitete oder feilte, ihm gänzlich verunglückten. Wo immer ein Dichter liebt oder geliebt hat, wird auch die Liebe einen harmonischen Akkord in seine Leyer hauchen, und wem in seinen Gedichten dieser Akkord mangelt, der hat auch nie geliebt.

Kurz nach Niederlegung seines Amtes bekam Ramler einen Anfall von Lungenentzündung, die seine Kräfte mehr und mehr schwächte, und nach einer fast sechswöchentlichen Krankheit wurde er am 11. April 1798 vom Fieber dahingerafft.

„Im Umgang war Ramler", wie Jördens im Berliner Musenalmanach vom Jahr 1799 berichtet, „bieder und leutselig. Er besaß das Talent, lustige Geschichten mit Laune und Geist zu erzählen, in einem vorzüglichen Grade, so wie ihm auch der Vortrag komischer Erzählungen und Dramen außerordentlich gelang. Dagegen war seine Deklamation des Ernsthaften, und insbesondere des Lyrischen, auf die unrichtigsten Grundsätze gebaut. Statt den Sinn des Ganzen zu umfassen, malte er die einzelnen Worte mit einer schlechterdings komischen Abwechslung der Modulation."

Zu den engeren Freunden Ramlers in Berlin gehörten, um die Dichter und Schriftsteller besonders zu nennen, Lessing, welcher kurz nachdem unser Dichter die Professur an der Kadettenschule antrat, mit seinem Vetter Christlob Mylius nach der preußischen Hauptstadt kam. Vielleicht hat der damals neunzehnjährige große Kritiker und Dichter die Vorlesungen Ramlers besucht: sie haben ja auch später gemeinsam gearbeitet und die Sinngedichte Logau's vereint herausgegeben. Dann der Dichter Christian Ewald von Kleist, der als preußischer Lieutenant und später Hauptmann seit 1747 in Berlin stand; Friedrich Nikolai; der Dich-

ter Christian Felix Weiße; der Idyllendichter Salomon Geßner; der Fabeldichter Gottlob Wilhelm Buhrmann und der Philosoph Moses Mendelssohn. Auf alle diese Freunde hat Ramler einen beeinflussenden Eindruck ausgeübt, was wir besonders an Lessings Ideengang bemerken können, der ja unser größter Kritiker geworden ist, wie Ramler wohl den Namen des frühesten Kritikers und Kunstästhetikers unserer Nation verdient. Lessing's und Ramler's Schriften bewegen sich vielfach auf der gleichen Bahn, wie die Abhandlungen Lessings über die Ode und das Epigramm, über Martial, Horaz, Logau, Wernicke ꝛc. und Ramlers Bearbeitung aller dieser Dichter zur Genüge zeigen dürften. Ich komme später auf dieses Verhältniß noch wieder zurück.

Was Ramlers moralischen Karakter anbetrifft, so hat er ihn in der Ode: „An meinen Philibert" wohl am treuesten selbst geschildert:

Des Patrioten Muse, mein Philibert,
Haßt eitle Selbstsucht, eifert um Vorrang nie;
Stolz auf des Vaterlandes Ehre,
Heischet sie Kränze für ihre Schwestern.

Sie fröhnet nie dem Glück, das ererbet ward,
Dem unverdienten Ehrenamt nie; sie drängt
Sich nicht mit heuchlerischem Weihrauch
Schamlos zum Thron der Erdengötter.

So zeigt er sich in allen seinen poetischen Werken, die schlechterdings auf keinem unreinen Boden gediehen sein können. Wenn er zuweilen in der Bequemlichkeit der Unterhaltung mit einiger Eitelkeit von sich selbst sprach, so erhob sich doch sofort wieder eine so reine Achtung des Guten, ein so schöner Patriotismus, eine so bescheidene Selbstverleugnung, daß aller Egoismus augenblicklich zurücktrat. Ueberall in seinen Gedichten treibt diese edle und uneigennützige Schätzung des Großen und Guten in jeder Art die reinsten Strahlen der Begeisterung hervor, durch die wir auf den hellen und klaren Grund eines edlen Herzens sehen. Dem Hochmuth, dem Neid und der Selbstüberhebung war er jederzeit fremd. „Welch ein reiner Enthusiasmus für das Schöne, nie auf Kosten des Guten", schreibt Spalding, welcher nach dem Tode des Dichters Blumen auf sein Grab legte, „beherrscht seine gesammten Dichtungen. Der Dichter, der sich bisweilen selber schildert, ist ganz im Innern so, wie ihn das Ideal verlangt. Man lese nur seine Gedichte mit Ruhe und Aufmerksamkeit. O, es wird immer gute Zeit in unserem Vaterlande sein, so lange diese Lieder gefallen!"

Ich habe bis jetzt nur den Schriften unseres Dichters eine allgemeine Aufmerksamkeit geschenkt und die Begeisterung gezeigt, welche sie zu seiner Lebenszeit erweckten, ohne tiefer in die Einzelnheiten derselben einzugehen.

Wenn man Ramler als Schriftsteller beurtheilt, muß man den Dichter von dem Kritiker trennen. Er hat sich auf beiden Feldern Ruhm erworben, aber wenn der Ruhm des Dichters seit seinem Tode so sehr gesunken ist, so mögen auch wohl die Fehltritte, die er als Kritiker that, mit Schuld daran haben.

Ramler war noch nicht zwanzig Jahre alt, als er die Ode auf die Geburt des Kronprinzen Friedrich Wilhelm (II.) schrieb; eine Ode, die nicht ein aufkeimendes Talent, sondern eine gereifte Kraft ankündigte. Vorher schon hatte er eine Ode an den König, Friedrich den Großen, gedichtet und einige anakreontische Oden, welche, wie bereits bemerkt, an sein Zusammenleben mit Gleim und Uz in Halle erinnern. Auch hier vereinigen sich schon alle Eigenschaften seines poetischen Genies, und diese Frühgedichte übertreffen vielleicht manche seiner späteren Arbeiten durch eine lebendigere Beredtsamkeit, die hier in jugendlicher Fülle ausströmt. Wenige Jahre später wurden die Kriege des großen Königs, sowie der Zeitraum des größten Glanzes der preußischen Monarchie, auch die eigentliche Epoche von Ramlers Ruhm. Seine anerkanntesten Arbeiten fallen in diese Zeit, und was er späterhin dichtete wurde nur zum Theil durch den Ruhm der früheren Epoche aufrecht erhalten. Ramlers Genie bedurfte, wie es scheint, der doppelten Belebung von jugendlicher Energie und patriotischem Enthusiasmus; und als das Feuer der Jugend erlosch und die Zustände im Vaterlande nicht mehr zur Begeisterung anregten, erschlafften allmählig die Fittige des lyrischen Adlers bis zur gänzlichen Lähmung.

Die meisten Oden unseres Dichters aus dieser glänzenden Periode gelten dem großen König,

„– – – – – der keinen Schritt that, wo nicht ein Lorbeer,
Wo nicht ein Amaranth aus seinem Fußtritt emporstieg."

Ihr Inhalt empfahl sich dem Herzen des Volkes und die edle Behandlung dem Beifall der Gebildeten. Der größte August des 18. Jahrhunderts hatte einen seiner würdigen Horaz gefunden. Das reine Feuer der Vaterlandsliebe, das in seinen Oden aufloderte, der Adel seiner Gesinnung, der Glanz seines Ausdrucks und der Reichthum seiner Sprache, wodurch er den Sänger Heinrichs und die ganze Zunft der Ruhmsinger Ludwigs weit hinter sich ließ, war eine eben so seltene Erscheinung auf dem deutschen Parnaß, als die weise Regierung und der unbesiegliche Muth des Königs, welcher „seine Schlachten selbst gewann," und ganz Europa mit Bewunderung und Erstaunen erfüllte.

Ramler war in der That der erste Dichter, welcher die Thaten eines Königs ohne Schmeichelei besang und seinen Stoff, ohne der historischen Treue zu nahe zu treten, mit dem Glanz der Poesie bekleidete. Die Thaten Friedrichs schienen die Wunder der alten Welt zu erneuern, und sie spielten

auch die Phantasie des Dichters in dieses ihr eigenthümliche Gebiet hinüber, wodurch er seine Dichtungen in die Ferne stellte, in welcher sie allein das allgemeine Wohlgefallen erwecken können, aber auch eben dadurch dem dauernden Blick entfremdet werden.

Die Werke eines Dichters, der zu sehr für die Gelegenheit schreibt, werden vergessen, so wie die Gelegenheiten, der die Dichtungen dienen, aus dem allgemeinen Gesichtskreise zu schwinden beginnen oder durch andere Ereignisse in den Hintergrund gedrängt und verdunkelt werden. So sind von Ramlers Oden, außer einigen allgemeinen lyrischen Ergüssen aus der Jugendzeit, auch nur die auf Friedrich dem Großen gedichteten in der Kunstwelt, nicht im Volke, übrig geblieben, und diese sind so sehr mit dem antiquarisch-mythologischen Beiwerk verbrämt, daß auch sie quasi der Vergessenheit anheim fielen.

Ein anderer Grund für das frühe Absterben der Dichtungen Ramlers liegt in seiner übermäßigen Sucht des Feilens und Polirens. Er hat dieses sowohl an den eigenen Gedichten bis zum Erzeß geübt, als auch an seinen Uebersetzungen und den Werken Anderer, die er herausgab. Durch das Bestreben, seinen Gedichten einen besondern Glanz zu verleihen, wurden alle kräftigen, urwüchsigen Ausdrücke vertilgt und eine Masse von Schönmalerei aufgehäuft, wodurch das Natürliche verwischt und das Fremdartige in den Vordergrund gehoben wurde.

Um dieses Fremde, der Masse Unbekannte verständlich zu machen, schrieb Ramler eine wahre Unzahl von Anmerkungen, die ihn eher verschlimmert, als verbessert haben. Diese Anmerkungen zu den eigenen Gedichten haben in vielen Fällen einen doppelten und mehrfachen Umfang der Dichtungen selber und in ihrer Gesammtheit sind sie fast doppelt so stark als das, was sie erklären sollen. Dadurch sind Ramlers Oden dem Volke entfremdet worden und nur mehr Denjenigen vorbehalten, welche sie zum Zweck des Studiums benutzen wollen. Es ging ihm, wie es auch noch heute manchem Dichter geht, der in dem Streben, seinen Schriften besondere Schönheiten zu verleihen, sie unverständlich und dadurch unpopulär macht. Der Leser von Gedichten will empfinden, nicht grübeln und analysiren. Bürger hat ganz treffend den Ausspruch gethan: „Was die Dichter nicht populär gedichtet haben, das ist zuverlässig schon bei ihren lebendigen Leibern vergessen, oder gar niemals in die Vorstellungskraft und das Gedächtniß ihrer Leser aufgenommen worden."

Diese Sucht des Verbesserns, die kritische Seite Ramlers, übte er nicht bloß an sich und seine eigenen Dichtungen, sondern er maßte sich auch an, die Schriften Anderer zu feilen. So erlaubte er sich (freilich mit Bewilligung des Dichters) die Idyllen seines Freundes Geßner in metrische Form zu übertragen, wodurch sie die naive Natürlichkeit einbüßten. In gleicher Weise gab er auch die Fabeln Lichtwers, nach seiner Manier kritisch zurecht

gestutzt, heraus, worüber Lichtwer erboßt war, während Geßner stillschwieg. Wohl hätten die Dichtungen Lichtwers, die meist ohne Selbstkritik, oft roh hingeworfen waren, einer Verbesserung bedurft, aber diese hätte mit des Dichters Erlaubniß besorgt werden müssen; und Ramlers Feile war auch keine besondere Besserung, indem er oft in das entgegengesetzte Extrem, aus dem Rohen in das Zahme umschlug.

So gab er nach des Dichters Tode die Gedichte seines Freundes C. E. von Kleist heraus, an welchen er nach seiner gewohnten Weise herumfeilte und verbesserte. In Kleists bekannter Ode auf das Landleben war der Ausdruck freilich etwas schwach, aber der idyllische Karakter des Stückes, die Einheit des Tons und Kolorits und das zarte Licht der Empfindung, das durch das Ganze spielt, zieht anmuthig an und läßt uns die kleinen Nachlässigkeiten vergessen. Ramler feilte jene Einheit des Tones weg und läßt uns nach dieser verstimmten Musik nicht wieder in den rechten Ton kommen. Dieses regte eine scharfe Gegenkritik an, und Ramler wurde darüber vielfach getadelt und sogar verspottet. Lichtenberg in seinem „Göttingischen Magazin" trieb diesen Spott besonders heftig. Er ließ sich von dem berühmten Karrikaturisten Chodowiecky zwei satyrische Zeichnungen machen, wovon die eine Kleist im Sarge liegend darstellt, und Ramler daneben, der ihn rasirt, mit der Unterschrift: „Lasset die Todten ungeschoren!" Die andere Karrikatur stellt Kleist auf dem Pegasus zum Himmel fliegend dar, hinter welchem Ramler, eine Feile in der Hand, nachläuft mit dem Ruf: „Halt! der letzte Nagel am linken Hinterhuf bedarf noch einer Feile!"

Man hätte wahrscheinlich nichts gegen Ramlers Unternehmungen einzuwenden gehabt, wenn er bloß die Werke längst verstorbener Dichter übergearbeitet, bzw. sie modernisirt hätte, wie die Sinngedichte Logau's, die er mit Lessing gemeinschaftlich neu herausgab, und die Ueberschriften Wernicke's, die mit Lessing begonnen, aber erst nach des letzteren Tode von Ramler allein herausgegeben wurden. In beiden Fällen besorgte Ramler die Auswahl (von Logau etwa ein Drittel der Sinngedichte, von Wernicke's Ueberschriften Dreiviertel und einen Theil des Spottgedichtes auf Hans Sachs), Lessing aber schrieb die Aenderungen des Logau, (von Wernicke ist dies nicht bekannt), sowie die Einleitung und Erklärungen. Nach Lessing's Tode gab Ramler noch eine zweite Auflage des Logau heraus, die auf die Hälfte des alten Epigrammatisten erweitert wurde, und die nun eine merkliche „Verbesserung" oder auch „Verschlechterung" durch Ramler erhielten, wie dies ebenfalls von den Ueberschriften Wernicke's zu sagen ist.

Diese schulmeisterliche Thätigkeit begann sich bei Ramler zu regen, als er den "Cours des belles lettres" des Batteaux aus dem Französischen in die deutsche Sprache übersetzte und statt der französischen Muster deutsche Gedichte und Erzählungen einflocht. Beim Aufsuchen der in diese Uebersetzung aufgenommenen Beiträge las Ramler alle deutschen Dichter

mit beurtheilendem Nachdenken durch; und wo er, selbst bei den besten der Dichter, zuweilen Nachlässigkeit im Ausdruck oder in der Gedankenfolge fand, da verbesserte er sie mit derselben Liebe, die er seinen eigenen Werken widmete, und diese so gefeilten Sachen nahm er in seinem Batteaux auf. Er wollte, daß die Beispiele in dem Lehrbuche, das zur korrekten Bildung des Geschmackes besonders bestimmt war, so nahe wie möglich vollkommen sein sollten.

Dadurch fand er immer mehr Geschmack am Verbessern fremder Arbeit, und es wurde ihm schließlich zum Bedürfniß, wo immer er ein Gedicht oder ein Schriftstück vor sich hatte, das er nicht in Prosodie, Wohllaut und Geschmack für tadelfrei hielt, dieses zu verbessern. Berechtigt dazu war er, wo er die Aufforderung und Vollmacht der Verfasser selbst vor sich hatte, wie dies bei Lessing (siehe Lessings Briefwechsel), bei Weiße in Bezug auf dessen Trauerspiel „Crispus" und einiger Operetten, bei Nicolai, dessen sämmtliche Gedichte er verbessert hat, und mehreren Andern der Fall war. Die Erstlingswerke Lessings, besonders die Epigramme, Lieder und Fabeln, sogar der „Nathan", sind von Ramler gefeilt worden.

Im großen Ganzen war diese Schulmeisterei Ramlers nützlich, und trug wesentlich zur Verbesserung des Geschmacks der Dichter seiner Zeit bei, aber wo er nicht dazu beauftragt war, hatte seine Besserungssucht doch einen unleidlichen Zug, und mit Gleim zerfiel er darüber. Mit einigem Recht sagt darum auch Edmund Götze (in Goedeke's „Grundriß", IV, 103): „Von den Sammlungen die Ramler veranstaltete, hat keine persönlichen oder geschichtlichen Werth, da sie, ein Mischmasch von fremden Gedanken und Ramlerischen Flickereien, weder ihm noch Andern gehören."

Ein großer Fehler Ramlers war es, daß er die Form als etwas Wesentliches begriff, das selbstständige Bedeutung habe, daß er gleichsam das Kleid für den Menschen hielt. Dadurch stand er mit Klopstock im grellsten Gegensatz, bei dem die Individualität, der dichterische Gehalt hervortritt, während bei Ramler die äußere Erscheinung blendet. Dieser Schimmer, diese formelle Korrektheit verleitete selbst die bedeutendsten seiner Zeitgenossen, so daß er noch bis weit ins 19. Jahrhundert hinein als der erste unter den lyrischen Dichtern Deutschlands galt. Den Schulpedanten, die an Worten und Buchstaben tüfteln, müßte Ramler noch heute die helle Freude erwecken.

Der wichtigste Grund aber, warum Ramler so sehr in Vergessenheit gerieth, ist der Umschwung in der Geschmacksrichtung unserer Zeit, die auf das Leichte und Seichte zusteuert, statt dem Ernsten und Würdigen zu huldigen. Wir leben eben im Zeitalter des Verfalls der Ideale, in der Degeneration. Da wird für „Naturdichter" und „naturalistische Dichter" geschwärmt und dem Niedrigen und Gemeinen Beifall und Bewunderung gezollt, wo doch wahrlich keine Spur von gutem Geschmack zu finden ist.

„Die Ode", schrieb mir einst ein deutsch-amerikanischer Dichterling, „ist, trotz Klopstock veraltet und undeutsch." Wie oft kann man nicht hören: „Was ist denn an Platen's Gedichten? Wenn es nicht für die paar Balladen wäre, so würde man ihn nicht mehr kennen." Das sind die Leute, die wie Kinder sich an einer mit Flittergold überzogenen Nuß am Weihnachtsbaum erfreuen, und die den süßen inneren Gehalt der Frucht nicht ahnen; die die Schriften einer Naturdichterin bewundern, und dort mit dem Vergrößerungsglas Schönheiten suchen, welche überhaupt keine Schönheiten sind, und die zu träge sind, die Tiefen einer vollendeten Ode oder Elegie zu ergründen; es sind Leute, die eine holzgeschnitzte Statue als Kunstwerk bewundern und an die wundervollen Schönheiten von Begas' „Eva" kalt vorübergehen. Schon Goethe hat diesen Verfall des Geschmacks bitter empfunden, indem er kurz vor seinem Tode schrieb: „Nachdem uns Klopstock vom Reim erlöst'te und Voß uns prosodische Muster gab, so sollen wir wohl wieder Knittelverse machen, wie Hans Sachs." Wahrlich! wir sind eben auf dem besten Wege, wieder in das Zeitalter des Knittelverses zurückzusinken!

Auf der andern Seite ist nicht zu verkennen, daß in den Dichtungen Ramlers zu viel Verstand und zu wenig Gemüth sich äußern. Daß er von der Frauenliebe völlig entblößt war, wirkte auch auf alles Poetische, was seinem Geiste entfloß. Die äußerst seltene Berührung des Themas von der Liebe, meistens nur in den Uebersetzungen des Horaz bemerkbar, wirkt frostig auf jeden warmblütigen Leser seiner Gedichte. Dieser liebeleere Zug durchweht seine sämmtlichen Schriften und das ist noch eine weitere Ursache, warum sie in Vergessenheit fielen.

Ganz in Vergessenheit wird indessen Ramler nicht zurücksinken. Wo immer man Händel's „Alexanderfest" deutsch aufführt oder Graun's prächtige Kantate, „Der Tod Jesu", da singt man auch die von Ramler gedichteten Worte; und diese beiden Werke werden in Deutschland und auch in der übrigen gebildeten Welt noch jährlich des öfteren zu Gehör gebracht, so gut wie der von Johann Heinrich Voß gedichtete deutsche Text des Messias. Die „Hirten von Bethlehem", ebenfalls von Graun komponirt und die „Auferstehung" von Bernhard Klein in Musik gesetzt, kommen seltener zur Aufführung. Ramlers weltliche Kantaten: „Das Fest des Daphnis", „Ino", „Pygmalion", alle drei von Hiller komponirt; „Die Krönung" von Quantz in Musik gesetzt, sowie „Sulamith und Eusebia" von Ramler auf den Tod Moses Mendelssohns gedichtet und von Hiller komponirt, sind wohl als Musikwerke der Vergessenheit zugefallen.

Hierbei darf noch erwähnt werden, daß der erste bedeutende Versuch, den Chorgesang in Deutschland zu bilden, d. h. den Lieder-Chorgesang, woraus die heutigen Gesangvereine hervorgegangen sind, unserem Ramler zu verdanken ist: indem derselbe mit seinem Freunde, dem Klavierlehrer und Organisten Krause 1758 die erste vierstimmige Liedersammlung

herausgab, zwei Hefte: „Vierstimmige Lieder der besten deutschen Dichter, mit Melodien von Graun, Quanz, [J. Adam] Hiller und andern Berliner Musikern, herausgegeben von Carl Wilhelm Ramler und Christian Gottlieb Krause."

Ramler besaß eine gesellige Naturanlage und ein heiteres Temperament, allein bis in die letzten Jahre seines Lebens verstatteten seine Umstände es nicht, daß er sich in großer Gesellschaft bewegte. Später liebte er die angewöhnte Ruhe und Bequemlichkeit zu sehr, um noch in den Strudel der Salonwelt einzutreten. Statt dem geräuschvollen Gesellschaftsleben zu fröhnen, war Ramler an einer Vereinigung von Schriftstellern und Künstlern thätig, die im Jahre 1748 von Ramler, Lessing, Schulthes und anderen jungen Männern unter dem Namen „der Montags-Klub" gegründet wurde, der zur Zeit, als Ramler starb, die Vorbereitung einer glänzenden Feier seines 50jährigen Stiftungstages (16. April 1798) traf. In diesem litterarischen Klub nahm Ramler, der Senior, vorzüglich an Gegenständen der Besprechung und Unterhaltung theil, auch durch Vorträgen, die Bezug auf Litteratur und besonders seine Kunst hatten. Aber fünf Tage vor dem bestimmten Jubiläumsfest starb der Greis in den Armen seines ältesten Freundes, des Kriegsraths Wackenroder. Sein Tod wurde von der ganzen litterarischen Welt Deutschlands tief betrauert, und in Berlin und Wien wurden nach seinem Ableben solenne Denkfeiern abgehalten. Der Dichter Denis in der Kaiserstadt an der Donau verfaßte für Ramlers Grabdenkmal folgende lateinische Inschrift:

Nenia nulla tibi, nec funus inane paretur,
Urna super vacuo nulla stet officio.
Qui vivens Flacci citharam, Ramlere! tenebas,
Nunc Flacci penna tolleris albus olor.

Johann Heinrich Voß hat sie in folgende Verse übersetzt:

Fern sei die Wehklag' und eitele Pracht der Bestattung,
Nicht mit vergeblichem Dienst traure die Urn' an der Gruft.
Lebend schlugst du des Flaccus harmonische Saiten, o Ramler;
Jetzt auf des Flaccus Schwing' hebst du dich glänzend, ein Schwan.

Ramlers über hundert Werke enthaltenen Druckschriften umfassen alle Gebiete der Litteratur. Sie hier einzeln aufzuzählen, würde diese Abhandlung ohne Nutzen monoton machen. Man kann sie in Meusel's „Gelehrtes Deutschland", in Jördens' „Schriftsteller Lexikon", in Rothermund's Nachtrag zu Jöcher's „Gelehrten-Lexikon" und im IV. Band von Goedeke's „Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtkunst" sämmtlich verzeichnet finden. Von seinen eigenen Gedichten wurde noch im Jahr 1825 eine Auflage in zwei Bänden veranstaltet.

Um auch ein paar Beispiele von Ramlers Gedichten zu geben, habe ich ein Herbstlied aus seiner Jugendzeit und die Ode auf die Rückkehr Friedrichs des Großen aus dem siebenjährigen Krieg gewählt:

Sehnsucht nach dem Winter. (1744.)

Die Stürme durchheulen die Luft, und schleudern Wolken auf Wolken,
Und donnernd stürzen die Ströme durchs Land.
Die Wälder trauern entblößt; das Laub der geselligen Linde
Wird weit umher in die Thäler gejagt.
Der Weinstock, ein dürres Gesträuch ..... Was klag ich so müssig den Weinstock?
Auf, Freunde! trinket sein schäumendes Blut!
Schon seht ihr den triefenden Herbst mit leerem Fruchthorn entweichen;
Bald kömmt der Winter mit Tannen bekränzt
Und deckt den donnernden Strom mit diamantenem Schilde,
Der alle Pfeile der Sonne verhöhnt,
Und hüllt in Blüthe den Wald, (dem fröhlichen Barden ein Frühling!)
Und streuet Lilien über das Thal.
Dann schwimmt der Jüngling nicht mehr durch reißende Fluthen, dann schweift er
Auf harten Wassern laut jauchzend umher,
Die Füße beschuhet mit Stahl, und überwindet den Reiter,
Der am Gestade den Wettlauf gewagt.
Dann zittern die Bräute nicht mehr in wankender Gondel, sie fliegen
Beherzt auf gleitenden Wagen dahin,
Erwärmt vom Siberischen Pelz, durch silberne Schleyer beschirmet,
An ihre zärtliche Führer gelehnt.
O Winter! eile voll Zorn, und nimm den kältesten Ostwind,
Und treib die Krieger aus Böhmen zurück,
Und meinen erstarreten K l e i s t! Noch hab' ich ihm seine Lykoris
Und Wein von mürrischem Alter bewahrt.

In diesem Gedicht kündet sich noch die Jugendheiterkeit, aber daneben auch schon die Schule des Horaz an, die ihn von der Natur wegzog und in die Fesseln der Antike oder auch des Antiquarischen schmiedete. In nachfolgender Ode bewegt er sich ganz auf den Pfaden der alten Lyrik; und hier bedarf es, wie fast zu allen seinen Oden, einer Erklärung: Als der Konsul Camillus vom Sieg über die Gallier nach Rom zurückkehrte, fuhr er im Triumpf auf einem Wagen mit vier weißen Rossen nebeneinander bespannt, dem Symbol des Sonnenwagens, was vom römischen Volk, als eine Selbsterhebung zur Gottheit, übel aufgenommen wurde. — Bei der Rückkehr Friedrichs aus dem siebenjährigen Krieg hatte man ihm zu Ehren Triumpfbögen in Berlin errichtet und die Häuser mit Guirlanden und Fah-

nen geschmückt, um den König festlich zu empfangen. Dieser aber, dem Getümmel auszuweichen, hielt sich bis zur Nachtzeit von der Stadt fern, und fuhr mit seinem Reisewagen auf einem Umweg in der Dunkelheit in sein Schloß.

Der Triumpf.

Schäme dich, Camill,
Daß du mit vier Sonnenpferden
In dein errettetes Rom zogst!
Und du, Romulischer Heere
Glücklicher Sieger, o Julius!
Daß dich, umgeben mit Städten und Schlachten
Aus nachahmendem Silber
Und aus indischem Elfenbein,
Und mit Adlern und Spolien
Deiner Brüder umgeben
Zum hohen Kapitol dein stolzer Wagen trug. —
Friedrich, ein Prinz der Brennen,
Ward angefallen von Völkern Hungariens,
Von Illyriens Reitern und Daciens:
Alle dem Zepter der Königin zinsbar,
Die Vindobonens saatenreiche Fluren
Und die Belgischen Auen beherrscht,
Und der Bojohämen Gebirge
Und Hesperiens goldene Gärten;
Dieser erhabenen Fürstin,
Deren Wohlfahrt vom Ewigen
In sieben Sprachen erfleht wird;
Deren Heere, geführt vom Stab Eugens,
Ehmals unbezwinglich, und jetzt
Verbunden waren mit allen, die
Am Mäotischen, Kaspischen, Finnischen
Sunde wohnen, den rauhen
Samojeden und Ostiaken,
Und dem Tartar am Sangarfluß:
Einer Monarchin dienstbar, Einer,
Die den weiten Umkreis
Ihrer Welten nicht kennt.
Auch trat zu ihnen der Söhne Sarmatiens
Selbsterwählter König,
Und stellte seine Sachsen, ein treues Volk,
Mitten auf den Pfad des Sieges,
Unter eine Felsenburg.

Und die hohen Satrapen Germaniens
Fielen zahlreich dem Bunde bei.
Und die theuer erkauften Suenonen
Drangen aus dem beeisten Norden hervor:
Enkel der Helden, mit denen ein Jüngling
Europen und Asien schreckte.
Und Gallien, das an zwei Meeren thront,
Dessen Fahnen und Wimpel
Unter allen Himmeln wehn,
Ließ seinen Schwarm aus,
Gleich dem Heer schwirrender Grillen,
Die vor sich blühende Fluren
Und hinter sich Wüsten sehn. —

Aber, Thalia, laß ab,
Die Flotten und Fußknecht und Reiter zu zählen!
Friedrich, so sage, bekriegt
Von scheelsüchtigen oder getäuschten
Oder gezwungenen Fürsten,
Kehrte nach sieben blutigen Jahren
So mächtig zurück, als er auszog,
Nur an Ehren größer,
Und triumpfirte nicht. —
Siehe! er lenkt unsern Ehrenbogen aus
Und unsern goldbehängten Rossen
Und besteigt den prahlenden Wagen nicht.
Denn sich selbst mit eines Gottes Zufriedenheit
Ansehn, ist der Triumpfe
Allerhöchster; — und des Dichters
Allerhöchster Triumpf ist
Solchen König besingen.
Darum schweige nie dein Lied von ihm, dein Lied,
Stolzer als der Ceïsche
Und Thebanische Päan,
Keinem Golde feil,
Auch selbst dem seinigen nicht.
Und ob er auch dem Ehrenbogen
Von deinen Händen auslenkt,
Und, nicht gewöhnt an deine Töne,
Sein Ohr zu Galliens Schwänen neigt,
So singe du doch den Brennussöhnen
Ihren Erretter unnachgesungen!

Lessings Einfluß auf die Entwickelung der modernen Kunst in Deutschland.

Vortrag gehalten im "Deutschen Litterarischen Klub von Cincinnati" bei Gelegenheit der hundertjährigen Todesfeier von Gotthold Ephraim Lessing, am 15. Februar 1881.

Die unter dem Schutz der Kirche im Mittelalter und später in der Renaissancezeit auf's Neue emporgeblühte Kunst erlebte nicht sowohl durch die Reformation und folgend den blinden Fanatismus der Bilderstürmer ihren härtesten Schlag, als vielmehr durch die fälschlich unter dem Namen der „Restauration" herbeigeführte Era des Zopfthums. Nachdem durch die furchtbaren Kriegsereignisse während der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts fast alle Felder der Kultur länger als ein Menschenleben brach gelegen hatten, fiel ihre allmählige Wiederbelebung in ein Zeitalter der Verweichlichung und der Sittenverderbniß. Frankreich, das durch den gewaltigen Krieg von allen europäischen Staaten am wenigsten gelitten hatte, war die Stätte dieser Neubelebung der Kunst; leider aber auch die Pflanzstätte jener üppigen Frivolität, welche die Regierungsjahre der Ludwige XIV. und XV. so bemerkenswerth kennzeichnen.

Die durch den vierzehnten Ludwig und seine Zeit zur Blüte gebrachte Glanzepoche der Kunst gerieth bei dem waltenden falschen Geschmack in eine verkehrte Richtung und die damaligen Meister, von diesem Geschmack befangen, verfielen über ihrem Bestreben nach Grandiosem in's Schwere und Schwülstige. Die Epoche der erhabenen, frommedlen, im begeisterten religiösen Enthusiasmus gipfelnden christlichen Kunst, die in Raphael, Michael Angelo, Albrecht Dürer, Rubens, Murillo und Anderen ihre höchste Stufe erreichte, sank dahin, und an ihrer Stelle trat das Zeitalter des Bizarren, des Drastischen, welches in der niederländischen Schule in einem Wetteifer in der Erzielung der höchsten Farbenpracht und der vollendetsten Ueppigkeit der dargestellten Figuren ihren Ersatz suchte.

Der eingeführte manieristische Stil hielt sich länger als ein Jahrhundert fest, und verbreitete sich von Frankreich aus auch nach Deutschland hin, wo die Nachahmungssucht des liederlichen französischen Wesens durch die damals verlotterten kleinen Fürsten und Fürstchen, an deren Spitze besonders aber durch Friedrich den Großen, sorgsam gepflegt wurde. Man kennt diesen Stil unter dem Namen des Rokoko-Zeitalters. Wunderliche, ja kindische Gedanken, oft unedler, immer aber gezierter Ausdruck und theatralische Effekthascherei sind die Kennzeichen desselben.

Auch die Kritik war damals eine Sklavin der Zeit und der Geschmacksrichtung geworden, wie sie es ja gewöhnlich ist; und so schien es denn um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, als ob die Kunst keinen Erlöser mehr

finden sollte, der sie aus dieser tiefen, verkommenen Lage befreien würde. Nur wenige Stimmen wurden laut, die es beklagten, daß die hohe erhabene Dienerin der Kultur so sehr auf Abwege gerathen sei.

Den ersten Propheten einer neuen Richtung, vielmehr einer Umkehr zur alten Richtung, brachte das weniger in den Strudel der Zeit hineingerissene britische Inselreich, Joseph Spence. Er war es, der in seinem "Polymetis" (1747) nicht sowohl eine Aenderung vorschlug, als durch einen Vergleich der griechischen Poesie mit der griechischen Plastik und Malerei zuerst auf die antike Kunst wieder die Aufmerksamkeit lenkte. Ihm folgte der Franzose Caylus, der dann zur Nachbildung homerischer Schilderungen in der Malerei und Bildhauerei aufforderte. Spence und Caylus sahen jedoch, wie Lessing sich ausdrückte, „nur auf einer Seite die Kunst und die Poesie zugleich." Sie vermochten auch keinen bemerkbaren Eindruck auf die Aenderung der herrschenden Richtung auszuüben. Da trat 1755 der Begründer der wissenschaftlichen Archäologie und der Geschichte der alten Kunst, Johann Joachim Winckelmann, mit seinen „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in Malerei und Bildhauerkunst" hervor. Das war der Freiheit der Kunst, d. h. der Wiederbelebung einer edleren Richtung derselben, eine Gasse gebahnt. Die Antike ward wieder zum Muster erhoben und der widersinnigen barocken Manier der Krieg auf Leben und Tod angekündigt.

Allein es war nicht so leicht, das herrschende Zopfthum in der Kunst zu brechen. Zwar hatte sich der schleswig'sche Maler Asmus Jacob Carstens mit Erfolg wieder der alten Griechenform zugewandt und diese mit deutschem Geiste erleuchtet, so daß die von ihm idealisirte Natur in einer edlen Reinheit strahlte und der Künstler allgemeine Bewunderung und Anerkennung errang, allein Carstens war nur ein Apostel des neuen Evangeliums, ein einziger. Die Hohenpriester der herrschenden Manier und ihre hülfbereiten Diener erhoben ein wildes „Kreuzige! Kreuzige!" gegen die neue Ketzerei, welche ihre unbestrittene Herrschaft bedrohte. Carstens malte indessen weiter und fand an Gottlieb Schick, Joseph Koch und einigen Andern Nachahmer; und Winckelmann schrieb seine „Geschichte der Kunst des Alterthums", die zuerst 1757 angekündigt wurde und 1764 im Druck erschien.

Das Ideal Winckelmann's in der Kunst, welches er den Griechen, als von ihnen zuerst und am vollkommensten erreicht, zuerkannte, war eine „edle Einfalt und stille Größe, sowohl in der Stellung als im Ausdruck", und da dieses dem ganzen schwülstigen Wesen des damals herrschenden Zeitgeists schnurstracks entgegen war, so fand er die heftigsten und zugleich eifrigsten Widersacher. Friedrich der Große, der die deutsche Sprache eine Pferdesprache nannte, bezeichnete die von Winckelmann und seinen Gesinnungsgenossen angestrebte Kunst, „eine hölzerne Kunst, ohne Sinn

und Verstand." Man muß dem großen König dieses nicht verargen, da er allzusehr von dem in Frankreich herrschenden Unwesen befangen und von französischen Tonangebern in der Kunst und in der Litteratur umringt war. Dem Potsdamer Hofe aber wurde an den übrigen Höfen und Höflein mit der sorgsamsten Genauigkeit alles nachgeäfft, was damals von französischer Sitte und französischem Ton dort angeschlagen wurde, und so hatte die neue Richtung nur äußerst schwache Hoffnung auf Erfolg.

Da trat Lessing in die Schranken, der bereits auf andern Gebieten (im Drama, in der Litteraturkunde und Poesie) als ein kühner Gegner des manieristischen Zopfes galt, und legte für die Befreiung der Kunst von der ihr aufgedrungenen Unnatur eine mächtige Lanze ein. Sein „Laokoön" erschien (1766). Dieses war nicht sowohl eine Vertheidigungsschrift der neu begonnenen Richtung, als vielmehr eine Kritik der darüber herrschenden Meinungsverschiedenheiten. Besonders sollte sie die Unabhängigkeit und eigenartige Bestimmung der Poesie gegenüber der Malerei und Skulptur darlegen, worüber zur Zeit viel Unklares im Volke umherlief. Lessing kritisirt die Engländer Spence und Addison, weil sie die Kunst und Poesie unter gleiche Regeln gebannt wissen wollten. Er tadelt Caylus, der eine sklavische Nachbildung homerischer Bilder in der Malerei und Bildhauerei forderte. Die kruden Begriffe, welche eine große Anzahl der damaligen Kunstrichter von einer Uebereinstimmung der Malerei und der Poesie hatten, zu reinigen, das war sein Bestreben.

„Diese Afterkritik", schreibt er in der Einleitung seines Buches, „hat zum Theil die Virtuosen selbst verführt. Sie hat in der Poesie die Schilderungssucht und in der Malerei die Allegoristerei erzeugt, indem man jene zu einem redenden Gemälde machen wollte, ohne eigentlich zu wissen, was sie malen könne und solle, und diese zu einem stummen Gedichte, ohne überlegt zu haben, in welchem Maße sie allgemeine Begriffe ausdrücken könne, ohne sich von ihrer Bestimmung zu entfernen und zu einer willkürlichen Schriftart zu werden." Diesem falschen Geschmack und jenen ungegründeten Urtheilen entgegen zu wirken, das war Lessings Absicht bei der Abfassung seines Laokoön. Sein Ziel, das er vor Augen hatte, war demgemäß eine Klarstellung der Grenzen zwischen der Dichtkunst und der darstellenden Kunst. Jeder wollte er die eigene von einander streng unabhängige Grenze angewiesen haben. Seine Motivirungen sind zahlreich. „So weit das Leben über das Gemälde ist", schreibt er, „so weit ist der Dichter über dem Maler." Und an einer andern Stelle: „Der Ausdruck in Marmor ist unendlich schwerer, als der Ausdruck in Worten."

Seine Behandlung des Laokoön neigt sich mehr einer Vertheidigung der Dichtkunst zu, gegenüber den damals aufgeworfenen thörichten Behauptungen, daß sie nur eine Schwesterkunst der Malerei und Bildhauerei sei, und daß ihre Rechte nicht über die Rechte der Schwestern hinausreichten.

Er weist nach, daß die Grenzen der Poesie viel ausgedehnter seien, als die der übrigen Künste, und daß der Artist Manches entbehren müsse, was dem Dichter erlaubt sei. Manches Gewand, welches der Poet seinem Gemälde gäbe, kleide das Bild des Malers durchaus nicht. „Wenn die Malerei," schreibt er, „trotzdem die Schwester der Dichtkunst sein will, so sei sie wenigstens keine eifersüchtige Schwester, und die jüngere untersage der älteren nicht allen Putz, der sie selbst nicht kleidet." Das könnte uns also verleiten zu glauben, daß Lessing nur ein Vertheidiger der Poetik gegenüber den übrigen Künsten, also ein Gegner der Befreiung der Kunst war, aus dem Dickicht der Verirrung, in das sie gerathen, mehr als ein Fürsprecher derselben. Dem ist jedoch nicht so. Er wollte nur bei der Rückkehr nicht auch noch den ganzen Ballast des Schwülstigen mitgezogen haben, sondern die Kunst wieder in die reine, antike Form, ohne jegliches Anhängsel des Zopfstils zurückgeleitet wissen, mit einem Worte, er wollte sie geläutert haben, was nicht möglich war, wenn man ihr die Grenzen der Dichtkunst erlauben würde. Die poetischen Schilderungen würden in der Kunst nur den Schwulst in einer anderen Form übertragen haben. Dieses zu verhindern und die Kunst in ihrer idealen Reinheit und Einfachheit wieder zurückzuführen, das ist der Kerngedanke des Laokoön.

Lessing's Laokoön wurde vielfach kritisirt, besonders aber von dem nicht unverdienstvollen Schriftsteller Christian Adolph Klotz, dessen Angriffe Lessing's „Briefe antiquarischen Inhalts" (1768) und die wunderliebliche kunstarchäologische Abhandlung: „Wie die Alten den Tod gebildet" (1769) zur Folge hatten. Der Kampf zwischen diesen beiden Kritikern war ein äußerst heftiger. Lessing setzte in seinen „Antiquarischen Briefen" in der That „auf einen groben Klotz einen groben Keil." Den darin genommenen Ton erklärt er mit den Worten Cicero's, welche dieser dem lauten Atticus, der ihm vorwarf, daß er sich Etwas wärmer, rauher und bitterer ausgedrückt habe, als man von seinen Sitten hätte erwarten sollen, zurief: "Vide quam sim antiquorum hominum!" Der süße, schleichende Komplimentirton, meint Lessing, schicke sich nicht zu dem Vorwurf, noch zu der Einkleidung der Briefe. Der bittere Streit hatte indessen das Gute, daß er die Frage lebendig vor das Volk brachte, und so profitirte denn die Kunst mächtig von der lebhaften Diskussion, in welcher Lessing sich als den kühnsten Vorkämpfer ihrer Emanzipation aus den Fesseln der eingewurzelten Schwülstigkeit erwies.

Würden wir annehmen, daß Lessing's Einfluß auf die Hebung der Kunst in Deutschland ein unmittelbarer war, so würden wir von einer falschen Prämisse ausgehen. Erst nach Winckelmann's Tode, der 1768 ermordet wurde, trat Lessing quasi als dessen Nachfolger auf. Seine bereits genannte Abhandlung: „Wie die Alten den Tod gebildet" (1769) ist zwar noch vorzüglich kritischer Natur, dahingegen ist seine Schrift: „Vom Alter

der Oelmalerei," die er unter dem Pseudonym „Theophilus Presbyter" (1774) veröffentlichte, eine kunstarchäologische Studie. Wenngleich Lessing auch mit dieser letztgenannten Abhandlung einen Fehlblick gethan hat, indem er, durch ein aufgefundenes altes Manuskript verleitet, den Brüdern Hubert und Jan van Eyck ihre Erfindung abzusprechen suchte, so brachte es doch auch diese in der Gemäldekunde hochwichtige Frage lebendig in Anregung. Seine übrigen Schriften aber auf dem Gebiet der Kunst sind nur indirekt solche, sind nur Kritiken der herrschenden Meinungen und Zustände; allein als Kritiken schnitten sie tief in's Volk. Sie waren die Aetze, welche den unächten Ueberzug des verhüllten Goldes auflösten und nun das reine Edelmetall zum glänzenden Dasein brachten. Wie Luther die Reformation quasi als Kritiker der versunkenen Zustände in der Kirche begann und eigentlich selber nie aus der Rolle eines Kritikers hinausgelangte, die Reformation ihm aber trotzdem fast ihr Alles zu verdanken hat, so steht auch Lessing als der Reformator der Kunst da; nur noch scharfsichtiger, klarer und bestimmter, denn Lessing gab alles in der vollendetsten, überzeugendsten Sicherheit hin, wogegen kein Widerspruch aufkommen konnte. Seine prominenten Fähigkeiten als Schriftsteller, seine schneidige Dialektik, seine scharfe Logik und seine innige Vertrautheit mit den Geheimnissen der Aesthetik sowie seine feine Beurtheilungsgabe, erlangt durch das eifrigste Studium auf den Gebieten der Kunst, der Alterthümer, der Theologie, der Poesie, des Dramas und der Geschichte, sein großer Enthusiasmus für alle diese Zwecke, verliehen ihm eine höhere Macht auf die intellektuelle Kulturentwickelung des deutschen Volkes, als sie irgend einem Manne unserer Nation zu Theil wurde.

Das Studium der Schriften Lessings gewährt uns jederzeit großen Genuß, nicht weil er der fertigste Schriftsteller, der bedeutendste Dichter, der hervorragendste Prosaist des deutschen Volkes war, nicht weil er in der formenreinsten Gewandtheit der Sprache Meister war, sondern weil er in Allem ursprünglich war, weil er auf fast allen Gebieten der Kultur ein Messias war, ein Anreger und Bahnbrecher.

Das Bestreben zweier solcher Heroen auf dem Felde der Hebung und Wiederbelebung der Kunst, wie Winckelmann und Lessing — Namen, die man nicht auf diesem Gebiete getrennt nennen kann, — mußte endlich gelingen, und die reine, ideale Antike erstand auf's Neue. Die Begründer derselben sollten ihre Auferstehung jedoch nicht mehr erleben oder vielmehr nur die spärlichsten Rudimente derselben erblicken. Canova gelangte noch nicht zur vollsten Erkenntniß der Antike, vielmehr verließ er ihren Pfad wieder, um seinen eigenen Weg einzuschlagen. Seine Sentimentalität brachte nur noch den Zeitgeist zum eigenartigen Ausdruck. Dahingegen drang Thorwaldsen zuerst wieder in den vollen objektiven Gedanken der edlen Kunst ein, indem er den allgemeinen, rein menschlichen, mehr als den

Zeitgeist zum Ausdruck brachte. Auf Thorwaldsen baute sich die neue Richtung dann mächtig auf, und der Zopf mußte schließlich dem Ideale weichen. Für ihren endlichen Sieg aber gebührt, neben Winckelmann, der erste Lorbeerkranz unserem Gotthold Ephraim Lessing, dem Luther der deutschen Kunst.

Anmerkung.

Bei der Lessing-Feier im Klub war das Vorstehende nur einer der gehaltenen Vorträge, und war mir nur dies Thema vom Vorstand übertragen worden. Eine Denkrede auf Lessing vom Präsidenten, Dr. Thomas Vickers; ein Vortrag von Prof. H. H. Fick: „Lessing als Bahnbrecher des deutschen Dramas"; sowie Deklamation einer Szene aus „Nathan der Weise", von den Herren Julius Peltasohn und L. R. Klemm; und des Schlußakts des Trauerspiels: „Emilia Galotti", von Hans Ravene; ferner ein Originalgedicht von Wilhelm Müller, vorgetragen vom Dichter; bildeten das Programm des Abends. Gesang und Musik, sowie kürzere Reden von verschiedenen Mitgliedern des Klubs und eingeladenen Gästen füllten den Rest der Gedenkfeier aus. Hierbei mag noch bemerkt werden, daß der seitdem verstorbene Richter Patrick Mallon, zur Zeit Präsident des "Literary Club" von Cincinnati, in einer kurzen Rede dem hohen Geiste Lessings würdigendes Lob spendete. Er schloß mit dem folgenden prächtigen Gedanken: "Lessing was a man who thought the thought, who spoke the thought, and who acted the thought." Kann man wohl schöner und faßlicher eine Karakteristik Lessings geben, als sie hier der Anglo-Amerikaner aussprach?

Friedrich Gottlieb Klopstock,
der Wegebahner der deutschen klassischen Litteratur.

Geschrieben im August 1899, als Vortrag bestimmt für den
"Deutschen Litterarischen Klub von Cincinnati."

Gelesen am 25. April, 1900.

Mühselig zwar ist der Weg der Kunst, aber wer ihn mit Verständniß und begeisternder Liebe wandelt, dem sprossen aus jedem Fußstapfen Rosen und Lilien hervor, unverwelkliche Blüten, die den Garten des Menschengeistes zieren und der Welt zur Wonne dienen. Dieser Gedanke drängt sich dem ernstgesinnten Biographen auf, der das Leben eines wahrhaft großen Mannes zu schildern beabsichtigt und die Spuren verfolgt, die der Gegenstand seiner Forschung hinterlassen hat, die anfänglich wie kleine Kindertritte und endlich wie die Stapfen eines Riesen vor ihm liegen. Dann ist auch die Aufgabe des Biographen nicht gering, wenn er ganz in den Geist des großen Meisters, den er zum Helden seiner Darstellung auserkoren hat, und in dessen Schöpfungen eindringen will.

Die Hofpoeten, die seit dem Mittelalter nie so recht mehr in Deutschland zur Geltung kamen, und die mit dem dreißigjährigen Krieg fast ganz von der Bildfläche verschwanden, hatten zur Zeit der litterarischen Gilden noch einen Ankerplatz in den Orden und Verbindungen, welche die Dichter zusammenhielten und nach deren Regeln sie schulgemäß in bestimmten Strömungen ihre Geisteserzeugnisse produzirten. Aber schon zur Zeit der zweiten schlesischen Dichterschule ging auch dieser Zusammenhalt aus den Fugen. Die Dichter genossen in der bürgerlichen Welt nicht länger mehr den geringsten Vortheil vor jedem andern Beruf. Sie hatten, wie Goethe sagt, „weder Stand noch Ansehen, als in sofern sonst ein Verhältniß ihnen günstig war; und es kam daher bloß auf den Zufall an, ob das Talent zu Ehren oder Schande geboren sein sollte. Ein armer Erdensohn, im Gefühl von Geist und Fähigkeiten, mußte sich kümmerlich in's Leben hinein schleppen und die Gabe, die er allenfalls von den Musen erhalten hatte, von dem augenblicklichen Bedürfniß gedrängt, vergeuden." Das Gelegenheitsgedicht, diese Quelle der von den Musen stiefmütterlich begabten Poeten, war versiegt, ihre Erzeuger wurden verachtet und verschmäht. Wer in dürftigen Verhältnissen lebte, wie Johann Christian Günther, und wenn er wie dieser auch mit den höchsten schöpferischen Talenten begabt war, mußte untergehen. Nur wenige mit irdischen Glücksgütern gesegnete Männer in unabhängigen Stellungen konnten, wenn ihnen die Muse auch einen Schönheitstropfen in die Seele gesenkt hatte, der Neigung zur Dichtkunst fröhnen.

Aus diesem Zustande wurde es nun offenbar, daß, wenn die Dichtung bestehen wollte, sie auf einer inneren Begabung beruhen müsse und durch Studium nicht erlernt werden könne. Das „Gedichte machen" hatte ihr Ende erreicht und an Stelle desselben trat das Dichtergenie, das sich die eigenen Wege bahnen, aus sich selbst und für sich selbst schaffen konnte und das Fundament zur eigenen Würde zu legen verstünde. Ein solches Genie war Klopstock, der erste des erhabenen Sechsgestirns der deutschen Litteratur, den ich zum Gegenstand meines Vortrags gewählt habe. Ein unbefangener Geist, der durch keinerlei Verknöcherung von Ideen und sonstigen Schranken der eben gang und gäben Methoden eingeengt aufgewachsen war, betrat er eine eigene Bahn der Kunst, wie sie ihm die Natur und das eigene Glück im Inneren vorzeichneten, frisch und frei von jeglicher konventionellen Fessel. Das läßt sich am besten durch den Lebensgang des Dichters erklären, den ich hier in Kürze darlegen will.

Friedrich Gottlieb Klopstock war der Sohn eines nicht unbemittelten Kaufmanns und Kommissionsraths in Quedlinburg, wo derselbe als ältestes von zehn Kindern am 2. Juli 1724 geboren wurde. Bald nachher pachtete sein Vater das Amt Friedeberg im Mannsfeldischen, wo der Knabe seine erste Jugend in der freien Natur mit körperlichen Uebungen, Laufen, Springen, Klettern und Jagen zubrachte und so sich lebensfrisch und kräftig entwickelte. Klopstocks Vater war ein eigenthümlicher Mensch, mit mystischen Schrullen behaftet, welcher an Teufelsspuk, Hexen und Gespenster glaubte; sonst ein biederer Karakter, der den Sohn nicht allzuviel mit Schule und Kirche plackte. Dahingegen war des Knaben Großmutter, die im Hause ihres Sohnes sich die Erziehung des Enkels zur besonderen Aufgabe machte, eine strenggläubig orthodoxe Protestantin, und die spätere religiöse Denkweise Klopstocks muß hauptsächlich ihrem Einfluß zugeschrieben werden.

Im Alter von dreizehn Jahren kam der junge Klopstock auf die Lateinschule in Quedlinburg und im Jahre 1739 wurde er nach Schulpforta gebracht, wo er sich mit großem Eifer den klassischen Studien hingab. Hier äußerte sich auch an dem Knaben der von seinem Vater ererbte Hang zum Mystizismus, neben der großmütterlichen Frömmigkeit. An den gewöhnlichen Vergnügen der anderen Schuljugend fand er keinen Gefallen, doch entsagte er den körperlichen Uebungen, besonders dem Schlittschuhlaufen im Winter nicht, was ihn bei der mönchsartigen Disziplin des Hauses zuweilen mit dem Vorstand der Anstalt in Konflikt brachte. Einmal wollte man ihn relegieren, weil er bei einer Rauferei zwischen zwei Klassen sich besonders hervorgethan und seine Partei durch Reden im Geiste des Livius angefeuert hatte. „Es ist karakteristisch für den Vater", sagt sein Biograph, „daß derselbe auf die Nachricht hiervon zwar äußerte: „der Handel komme ihm unbequem, es sei ihm aber lieb, daß sich der Sohn so tapfer gehalten." Indessen wurde die Sache beigelegt und Schulpforta sollte nicht um den Ruhm kommen, daß sich ein Klopstock in ihr gebildet habe."

Bis zum Jahr 1745 blieb Klopstock in Schulpforta. Sein Geist hatte sich bereits ganz nach der Richtung entwickelt, die er seitdem unablässig verfolgte, der Liebe für Freiheit und Vaterland. Schon in seiner gedruckten Abschiedsrede, gehalten am 21. September 1745, äußert sich das Vaterlandsgefühl in begeisterter Weise. Er hofft, daß sich Deutschland geistig erheben, daß es sich den Nationen des Alterthums und der Mitwelt durch große, unsterbliche Werke der Dichtkunst, vor allem aber durch ein großes Epos, ebenbürtig an die Seite stellen werde; er jauchzt darin dem kommenden großen deutschen Dichter im Geiste entgegen. Ueberdenkt man sich den Entwickelungsgang Klopstocks von dieser Erstlingsblüte des 21jährigen Jünglings bis zur letzten seiner Oden und Dramen und bis zum Schlußsatz seiner „Gelehrtenrepublik", so war diese Abiturienrede schon eine vollendete Ouverture zu der großen Oper, die sein Genius in seinen Werken der Welt als reifste Frucht eines Dichters dargeboten hat. Daß er selber dieser große Meister, dieser Verherrlicher seiner Nation werden wollte, das verschweigt er noch.

In Schulpforta wurde der Poetik, besonders in den klassischen Sprachen, lateinisch und griechisch, große Aufmerksamkeit geschenkt, und der junge Klopstock machte auch schon früh Versuche darin und später in der Muttersprache, die er aber von seinen veröffentlichten Werken selbst ausschloß. Er eignete sich dabei nicht bloß die Kenntniß der metrischen Regeln und Formen an, sondern er dachte auch damals schon, durch große Leistungen sich unsterblichen Ruhm zu erringen und Deutschlands Namen und Ehre zu retten. Er wollte ein großes Epos dichten und suchte nach einem vaterländischen Helden, verweilte bei dieser und jener Gestalt, die dazu würdig schien, bei Karl dem Großen, Heinrich dem Vogler ꝛc. Da tauchte plötzlich bei ihm die Idee auf, einen Messias in klassischen Versen zu dichten. Damit ergriff er den Stoff zum kühnsten, großartigsten und ungeheuersten Gebilde, das alles Menschliche und Göttliche umfassen sollte; und in Schulpforta entwarf er schon den vollständigen Plan zu diesem gewaltigen Werk, noch ehe er Miltons „Verlorenes Paradies" hatte kennen lernen. Als ihm endlich dieses Gedicht zu Gesicht kam, da schwand auch der letzte Zweifel an der Wahl seines Gegenstandes. Dieser harmonirte ganz mit seiner religiösen Erziehung, und so entzündete sich in ihm die Flamme der Begeisterung, die den Dichter zum Himmel emportrug. Aber obgleich der Plan fertig war, mit dem Bau wollte er nicht eher beginnen, bis sein Geist die volle Manneshöhe und Manneskraft erreicht haben würde.

So ausgestattet mit den Karaktereigenschaften, die dem Genius innewohnen müssen, wenn sich sein Talent voll entfalten soll, bezog er im Jahre 1745 als Student der Theologie die Universität Jena. Hier arbeitete er die drei ersten Gesänge des „Messias" in Prosa aus, da er bezüglich der Wahl des Versmaßes noch nicht ganz mit sich im Klaren war. Bis dahin

war der Hexametervers nur wenig im Deutschen angewandt worden. Einige unbedeutende Proben aus dem 17. Jahrhundert abgerechnet, hatte nur der Schweizer Bodmer etliche Versuche damit gewagt, die aber so schwach ausgefallen waren, daß die alte Meinung, der Hexameter sei in der deutschen Sprache unmöglich, neue Bestärkung fand. Auch sagte ihm (Klopstock) das Studium der Theologie nicht zu, und so verließ er Jena und begab sich nach Leipzig, wo er in den Strudel der litterarischen Fehde, die zwischen Gottsched und dessen Gegnern ausgebrochen war, mit hineingezogen wurde. Gottsched spielte sich als Diktator auf in Bezug auf alles was die Schönlitteratur betraf, indem er die französische Poesie als Muster allein gelten lassen wollte, und hatte in dieser Annahme einen großen Anhang. Er wurde von den Schweizern Bodmer, Breitinger und Anderen bekämpft, welche die klassische Litteratur und besonders Milton und andere englische Dichter als Vorbilder anerkannten und diese mit vaterländischem Geiste ausgestattet sehen wollten.

An die Schweizer Initiative anlehnend bildete sich damals in Leipzig eine Gesellschaft jugendlicher Antagonisten der Gottsched'schen Schule, die ein litterarisches Journal, die sogenannten „Bremischen Beiträge", gründeten. Zu dieser Gesellschaft gehörten Gellert, der Satyriker Rabener, Andreas Kramer, Joh. Elias und Adolph Schlegel, Gärtner (welcher der nominelle Herausgeber war), Ebert, Giesecke, H. G. Rothe und Zachariä. Klopstock schloß sich ihnen bald nach seiner Ankunft in Leipzig an und wurde einer der eifrigsten Mitarbeiter an den „Beiträgen", darunter die erste von ihm bekannte Ode: „Der Lehrling der Griechen", ferner „Wingolph", worin er seine Leipziger Freunde Olde, Rothe und Kühnert feiert, „An Giesecke" und im IV. Band, 6. Stück, „Die künftige Geliebte" (seine erste Elegie), „An Ebert", „Salem", „Petrarka und Laura" 2c.

Zu gleicher Zeit arbeitete er jetzt an der Dichtung seines „Messias", von welchem er die ersten drei Gesänge bis Ende 1747 vollendet hatte, ohne den Freunden davon Kunde zu geben. Nur seinem Vetter Schmidt, mit dem er zusammenwohnte, verstattete er Einblicke in seiner Beschäftigung und besprach mit diesem die Anordnung der Einzelnheiten. Als Schmidt aber in gutmüthig neckischer Weise das Geheimniß an die „Beiträger" verrathen hatte, ließ Klopstock die drei ersten Gesänge im 4. und 5. Band dieser Zeitschrift erscheinen (1748–1749).

So wenig auch diese Dichtung in dem Rahmen der „Beiträge" paßte, ja, dieser sogar verhängnißvoll wurde, so gewaltiges Aufsehen erregte sie in der litterarischen Welt. Keine deutsche Dichtung hatte solches Staunen erweckt. Es war gleichsam ein heller Lichtstrahl, der sich auf die Poesie Deutschlands ergoß und eine ganz neue Epoche verkündete. Alles von dem Werk war unerhört, der riesenhafte Plan, die Erhabenheit der Gedanken,

die Kraft und Würde der Sprache, das antike Versmaß. „Wer den Dichter nicht ganz begriff," sagt Herrmann Schmidlin, „huldigte doch dem Christen, und so war, trotz zahlreicher Klagen über die Dunkelheit, die Theilnahme, wenn auch nicht allgemein, doch außerordentlich groß, und alle erblickten im „Messias" die Morgenröthe eines neuen Tages deutscher Poesie." Lessing, in seinen Briefen, „die neueste deutsche Litteratur betreffend", schrieb darüber: „So ist es auch wirklich: die wahren Kenner der Dichtkunst sind zu allen Zeiten, in allen Ländern eben so rar, als die wahren Dichter selbst gewesen. Homer ward eben so wenig von allen Griechen verstanden, als Klopstock von allen Deutschen."

In den kritischen Journalen weckte dieses Werk, so neu, so eigenartig, eine mächtige Kontroverse. Gottsched schrieb eine Kritik in Nicolai's „Bibliothek der schönen Wissenschaften", worin er im allgemeinen das Klopstock'sche Werk lobt, an der Form und Sprache jedoch manches auszusetzen hat. Gegen ihn veröffentlichte Lessing eine scharf analysirende Vertheidigung des „Messias", besonders der Form und Sprache Klopstocks (Siehe Lessing's „Briefe d. neueste deutsche Litteratur betreffend", 18. u. 19. Brief). Lessing war ein aufrichtiger Bewunderer Klopstock's, und machte sich sogleich daran, den „Messias" in's Lateinische zu übersetzen, brachte jedoch nur etwas über hundert (112) Hexameterverse davon fertig, als er ermüdete. Gleichwohl fand auch er manches an der Klopstock'schen Dichtung auszusetzen. (Siehe Briefe aus dem zweiten Theil der Schriften — 14. bis 19. Brief.) Gerade dieser Streit brachte den Dichter an die Oberfläche und an die Spitze der Poeten Deutschlands.

Klopstock fand bald einen mächtigen Anhang, der in die Fußstapfen des Wegebahners trat: Ramler, Ewald von Kleist und Andere. Die damalige Generation meinte allen Ernstes, die goldene Zeit sei da; eine spätere hat ihrer gespottet, aber ohne den schönen Eifer jener rastlos Strebenden wäre die Ehre des deutschen Geistes vielleicht noch lange nicht gerettet worden, und das Hauptverdienst hat Klopstock, der, nachdem er sich für den Hexameter in diesem Epos entschieden, auf der Bahn der Griechen weiter ging und nun auch als Lyriker sich ihrer Versmaße mit einer Kühnheit bediente, die durch das herrliche Gelingen ihre Rechtfertigung fand.

Mit Klopstock fand erst die elegische Dichtung in der deutschen Sprache ihren kräftigen Begründer, denn alles vor ihm seit den Minnesängern Dagewesene dieser Art war nur eine kalte, empfindungslos hingeworfene Darstellung äußerlicher Eindrücke, ohne daß die fühlende Seele der Dichter mitzureden verstand. Was Klopstock als lyrischer Dichter sein werde, verkünden gleich seine ersten Oden aus den Jahren 1747–1748. Hier äußert sich schon sein glühender Durst nach Unsterblichkeit und die tiefe Empfindung dessen, was er aus seinem Innern hervorströmen ließ. Er war der wahre Nachfolger der Griechen, der seinem Freund Bernstorff singen konnte:

Der Lehrling der Griechen.

– ⏑ [⏑ ⏑] – ⏑ ⏑ – ‖ – ⏑ ⏑ – ⏑ –
– ⏑ [⏑ ⏑] – ⏑ ⏑ – ⏑ –

Wen des Genius Blick, als er geboren ward,
Mit einweihendem Lächeln sah,
Wen, als Knaben, ihr einst, Smintheus Anakreons
Fabelhafte Gespielinnen,
Dicht'rische Tauben, umflogt und sein mäonisch Ohr
Vor dem Lärm der Scholien
Sanft zugirrtet und ihm, daß er das Alterthum
Ihrer faltigen Stirn nicht säh',
Eure Fittige lieht und umschattet,
Den ruft, stolz auf den Lorbeerkranz,
Welcher vom Fluche des Volks welkt, der Eroberer
In das eiserne Feld umsonst,
Wo kein mütterlich Ach, bang bei dem Scheidekuß
Und aus blutender Brust geseufzt,
Ihren sterbenden Sohn dir, unerbittlicher,
Hundertarmiger Tod, entreißt!
Wenn das Schicksal ihn ja Königen zugesellt,
Ungewöhnt zu dem Waffenklang,
Sieht er, von richtendem Ernst schaudernd, die Leichname
Stumm und seelenlos ausgestreckt,
Seguet den fliehenden Geist in die Gefilde nach,
Wo kein tödtender Held mehr siegt.
Ihn läßt gütiges Lob oder Unsterblichkeit
Deß, der Ehre vergeudet, kalt,
Kalt der wartende Thor, der, des Bewunderns voll,
Ihn großäugigen Freunden zeigt,
Und der lächelnde Blick einer nur schönen Frau,
Der zu dunkel die Singer ist. *)
Thränen nach besserem Ruhm werden Unsterblichen,
Jenen alten Unsterblichen,
Deren dauernder Werth, wachsenden Strömen gleich,
Jedes lange Jahrhundert füllt,
Ihn gesellen und ihn jene Belohnungen,
Die der Stolze nur träumte, weihn.
Ihm ist, wenn ihm das Glück, was es so selten thut,
Eine denkende Freundin gibt,

*) Die Singer = die Sprache des Gesangs.

Jede Zähre von ihr, die ihr sein Lied entlockt,
Künftiger Zähren Verkünderin.

Ihm waren nicht die „Leichname" seiner Schöpfungen „stumm und seelenlos ausgestreckt", sondern der volle Odem der Poesie umhauchte sie. Seine Liebesgedichte aus dieser ersten Zeit sind vielleicht die zartesten und seelenvollsten, welche irgend eine Sprache aufzuweisen hat. Schon früh singt er an „die zukünftige Geliebte:"

„Dir nur, liebendes Herz, euch meine vertraulichsten Thränen,
Sing' ich traurig allein dieß wehmüthige Lied.
Nur mein Auge soll's mit schmachtendem Feuer durchirren,
Und an Klagen verwöhnt, hört' es mein leiseres Ohr.
Ach, warum, o Natur, warum, unzärtliche Mutter,
Gabest du zum Gefühl mir ein zu biegsames Herz
Und in das biegsame Herz die unbezwingliche Liebe,
Dauernd Verlangen und, ach, keine Geliebte dazu?"

Das Ideal seiner Wünsche war kein bloßes Traumbild seiner Phantasie: ein wirkliches Wesen schwebte ihm vor die Seele und bald stand sie lebendig vor dem Dichter. — Er verließ Leipzig im Jahre 1748 und ging nach Langensalza, wo er der Erzieher eines Sohnes des Kaufmanns Weiß wurde. Dort lebten viele seiner Verwandten, welche aber wohlhabender waren, als seine Eltern; und zu diesen Verwandten gehörte auch sein weibliches Ideal, die Schwester seines Freundes Schmidt, seine Fanny, die ihm jahrelang die heftigsten Seelenschmerzen bereitete, und deren Unempfindlichkeit wir viele seiner herrlichsten, zartesten Lieder verdanken. Eine Perle dieser stillen, unerwiderten Liebe hat der Dichter uns mit dem Namen der Geliebten hinterlassen. Es ist die Elegie

An Fanny.

⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ ‖ – ⏑ ⏑ – ⏑ –
⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ ‖ – ⏑ ⏑ – ⏑ –
⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑
– ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑ – ⏑ –

Wenn einst ich todt bin, wenn mein Gebein zu Staub
Ist hingesunken, wenn du, mein Auge, nun
Lang über meines Lebens Schicksal,
Brechend im Tode, nun ausgeweint hast

Und stillanbetend da, wo die Zukunft ist,
Nicht mehr hinauf blickst, wenn mein errung'ner Ruhm,
Die Frucht von meiner Jünglingsthräne
Und von der Liebe zu dir, Messias,

Nun auch verweht ist oder von Wenigen
In jene Welt hinüber gerettet ward;
Wenn du alsdann auch, meine Fanny,
Lange schon todt bist, und deines Auges

Stillheitres Lächeln und sein beseelter Blick
Auch ist erloschen, wenn du, vom Volke nicht
Bemerket, deines ganzen Lebens
Edlere Thaten nunmehr gethan hast,

Des Nachruhms werther, als ein unsterblich Lied,
Ach, wenn du dann auch einen Beglückteren
Als mich geliebt hast — laß den Stolz mir,
Einen Beglückteren, doch nicht Edlern —

Dann wird ein Tag sein, da werd' ich auferstehn!
Dann wird ein Tag sein, da wirst du auferstehn!
Dann trennt kein Schicksal mehr die Seelen,
Die du einander, Natur, bestimmtest.

Dann wägt die Wagschal' in der gehob'nen Hand,
Gott Glück und Tugend gegen einander gleich;
Was in der Dinge Lauf jetzt mißklingt,
Tönet in ewigen Harmonien!

Wenn dann du dastehst jugendlich auferweckt,
Dann eil' ich zu dir, säume nicht, bis mich erst
Ein Seraph bei der Rechten fasse
Und mich, Unsterbliche, zu dir führe.

Dann soll dein Bruder, ewig von mir umarmt,
Zu dir auch eilen; dann will ich thränenvoll,
Voll froher Thränen jenes Lebens
Neben dir stehn, dich mit Namen nennen

Und dich umarmen. Dann, o Unsterblichkeit,
Gehörst du ganz uns. Kommt, die das Lied nicht singt,
Kommt, unaussprechlich süße Freuden,
So unaussprechlich, als jetzt mein Schmerz ist!

Rinn' unterdeß, o Leben! Sie kommt gewiß,
Die Stunde, die uns nach der Cypresse ruft!
Ihr andern, seid der schwermuthvollen
Liebe geweiht und umwölkt und dunkel!

Es ist leicht begreiflich, daß ein junges Mädchen, welches in die reale Welt blickt und noch das heitere Dasein zu durchleben erwartet, vor solcher Verhimmelung erschrecken mußte. Wohl ahnte der Dichter schon für sich den künftigen Nachruhm, den dauernden Lorbeer um sein Haupt geflochten, aber konnte sie es fassen? Was sollte ein unbefangenes Kind thun, das von dieser wachsenden Größe in der Zukunft keinen Begriff hatte, und das er einzig damit zu gewinnen hoffte, indem er sie auf ihren Antheil an diesem Nachruhm hinwies, auf ihr Mitfeiern dieses Ruhmes, „wenn einst ich todt bin?"

„Ein äußeres Hinderniß seines Glücks", schreibt Schmidlin, „scheint allerdings das gewesen zu sein, daß die Eltern der Geliebten mit ihren Ansichten von irdischem Glück dem Verhältniß ihrer Tochter mit einem jungen Mann ohne Vermögen, ohne Amt und Rang, entgegen wirkten; aber die meiste Schuld hatte er wohl selbst durch seine Schüchternheit und Blödigkeit. Seine Liebe war die eines echten deutschen Jünglings: das Mädchen wußte kaum, daß er in einsam stillen Nächten darauf sann, ihr Haupt mit der Glorie der Unsterblichkeit zu schmücken."

Klopstock war indessen mit den schweizerischen Gegnern Gottscheds, Bodmer und Breitinger bekannt geworden und bald kam er mit Bodmer in regelmäßigen Briefwechsel, aus welchem sich die liebevollste Freundschaft entwickelte. Er machte Bodmer zum Vertrauten seiner Liebe, und der Freund schrieb in dieser Sache an Verwandte der Geliebten, aber vergeblich: der junge Dichter fand die Gegenliebe nicht, die er ersehnte, würde aber auch nicht ganz Klopstock gewesen sein, wenn er sie gefunden hätte. Ein Gemüth und Karakter wie Klopstocks mußte durch unglückliche Liebe zur religiösen Schwärmerei und Sentimentalität geführt werden. Ohne das durchdringende Gefühl der eigenen Liebe würde er schwerlich die berühmte Liebesszene zwischen Semida und Cidli im vierten Gesang des „Messias" mit so elegischer Weichheit und frommer Schwärmerei dargestellt haben; es fehlte aber dann dem „Messias" Das, was am Allgemeinsten dafür einnahm und auf die folgende Periode unserer schönen Litteratur vom wesentlichsten Einfluß war.

Diese unglückliche Liebe hemmte jedoch des Dichters Thätigkeit nicht, im Gegentheil, sie schien sich noch dadurch verstärkt zu haben. Die meisten seiner frühen Oden geben uns Kunde von dem Leid und Herzensweh, das ihn quälte. Während dieser Zeit vollendete er noch den vierten Gesang des „Messias", dichtete mehrere Oden und machte Umdichtungen von alten Kirchengesängen, vielleicht auch einige eigene dazu. Indessen hatte sich sein Verhältniß in Langensalza höchst unangenehm gestaltet und einer freundlichen Einladung Bodmers zum Besuch der Schweiz Folge leistend, verließ er im Mai 1750 Langensalza, besuchte zuerst noch seine Eltern in Quedlinburg, welche er seit sieben Jahre nicht mehr gesehen hatte und ging dann

auf die Reise zum Land der Alpen. Sein Freund, der dänische Staatsrath von Bernstorff, hatte ihn zu einem Besuch in Kopenhagen eingeladen und versprach dem Dichter, eine Hofpredigerstelle oder Professur für ihn zu ermitteln, einstweilen ihm eine Pension vom König zu erwirken. Dazu würde es aber nöthig sein, daß der erste Band des „Messias" vollendet und dem König Friedrich V. von Dänemark gewidmet würde. Den Besuch Kopenhagens lehnte Klopstock ab, mit der Bemerkung, er müsse noch den fünften Gesang des „Messias" dichten, was er in der Schweiz thun wolle.

Auf seiner Reise besuchte er Gleim in Halberstadt, mit dem er eine innige Freundschaft schloß, die bis zu des Dichters Tode währte. Am 23. Juli 1750 kam er in Zürich an, wo er von den Schweizern liebevoll empfangen wurde. Hier verlebte er, hochgeachtet von den Männern und fast vergöttert von den Frauen die heitersten Tage. Festlichkeiten, Ausflüge auf das Land ꝛc. wurden veranstaltet, und die Gesellschaft lernte in dem tiefsinnigen Sänger des „Messias" und den schwärmerischen Liebhaber der Fanny einen heiteren, liebenswürdigen Menschen kennen, der bald durch Vorlesungen aus seinem großen Gedicht den weiblichen Augen Thränen der Rührung entlockte, bald beim munteren Spiel schalkhaft die Küsse der Sprödesten eroberte. Was er hier sah und genoß, hat er in einer seiner schönsten Oden geschildert:

Der Zürchersee.

– ⏑ – ⏑ ⏑ – ‖ – ⏑ [⏑] – ⏑ –
– ⏑ – ⏑ ⏑ – ‖ – ⏑ ⏑ – ⏑ –
– ⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑
– ⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑ –

Schön ist, Mutter Natur, deiner Schöpfung Pracht,
Auf die Fluren verstreut, schöner ein froh Gesicht,
Das den großen Gedanken
Deiner Schöpfung noch einmal denkt.

Von des schimmernden See's Traubengestaden her
Oder, flohest du schon wieder zum Himmel auf,
Komm' in röthendem Strahle
Auf dem Flügel der Abendluft,

Komm und lehre mein Lied jugendlich heiter sein,
Süße Freude, wie du, gleich dem beseelteren,
Schnellen Jauchzen des Jünglings,
Sanft, der fühlenden Fanny gleich.

Schon lag hinter uns weit Uto, an deſſen Fluß
Zürch in ruhigem Thal freie Bewohner nährt;
Schon war manches Gebirge
Voll von Reben vorbeigeflohn.

Jetzt entwölkte ſich fern ſilberner Alpen Höh',
Und der Jünglinge Herz ſchlug ſchon empfindender,
Schon verrieth es beredter
Sich der ſchönen Begleiterin.

Haller's „Doris", die ſang, ſelber des Liedes werth,
Hirzel's „Daphne", die Kleiſt innig wie Gleimen liebt;
Und wir Jünglinge ſangen
Und empfanden wie Hagedorn.

Jetzo nahm uns die Au in die beſchattenden
Kühlen Arme des Wald's, welcher die Inſel krönt;
Da, da kameſt du, Freude,
Volles Maßes auf uns herab!

Göttin Freude, du ſelbſt! dich, wir empfanden dich!
Ja, du wareſt es ſelbſt, Schweſter der Menſchlichkeit,
Deiner Unſchuld Geſpielin,
Die ſich über uns ganz ergoß!

Süß iſt, fröhlicher Lenz, deiner Begeiſt'rung Hauch,
Wenn die Flut dich gebiert, wenn ſich dein Odem ſanft
In der Jünglinge Herzen
Und die Herzen der Mädchen gießt.

Ach, du machſt das Gefühl ſiegend, es ſteigt durch dich
Jede blühende Bruſt ſchöner und bebender,
Lauter redet der Liebe
Nun entzauberte Mund durch dich!

Lieblich winket der Wein, wenn er Empfindungen,
Beß're, ſanftere Luſt, wenn er Gedanken weckt,
Im ſokratiſchen Becher
Von der thauenden Roſ' umkränzt;

Wenn er dringt bis in's Herz und zu Entſchließungen,
Die der Säufer verkennt, jeden Gedanken weckt,
Wenn er lehret verachten,
Was nicht würdig des Weiſen iſt.

Reizvoll klinget des Ruhm's lockender Silberton
In das schlagende Herz, und die Unsterblichkeit
Ist ein großer Gedanke,
Ist des Schweißes der Edeln werth!

Durch der Lieder Gewalt bei der Urenkelin,
Sohn und Tochter noch sein, mit der Entzückung Ton
Oft beim Namen genennet,
Oft gerufen vom Grabe her,

Dann ihr sanfteres Herz bilden und, Liebe, dich
Fromme Tugend, dich auch gießen in's sanfte Herz,
Ist, beim Himmel, nicht wenig,
Ist des Schweißes der Edeln werth.

Aber süßer ist noch: schöner und reizender,
In dem Arme des Freunds *) wissen ein Freund zu sein,
So das Leben genießen,
Nicht unwürdig der Ewigkeit.

Treuer Zärtlichkeit voll, in den Umschattungen,
In den Lüften des Walds, und mit gelenktem Blick
Auf die silberne Welle
That ich schweigend den frommen Wunsch:

Wäret ihr bei uns, die ihr mich ferne liebt,
In des Vaterlands Schoß einsam von mir verstreut,
Die in seligen Stunden
Meine jauchzende Seele fand:

O, so bauten wir hier Hütten der Freundschaft uns!
Ewig wohnten wir hier, ewig! Der Schattenwald
Wandelt' uns sich in Tempel,
Jenes Thal in Elysium!

Das Leben in Gesellschaft der schweizer Freunde und die allgemeine Aufmunterung, die er hier fand, gewährten ihm nicht nur großen Genuß, sondern regten neuen Schaffenstrieb an. Bei allen Zerstreuungen wurde nun doch der fünfte Gesang des „Messias" vollendet, den er an Bernstorff sandte, mit dem Bemerken, daß dieses den ersten Band des großen Werkes beschließe. Er erhielt darauf die erfreuliche Nachricht, daß ihm der König von Dänemark ein Jahresgehalt von hundert Thalern bewilligt habe,

*) Bodmer.

„damit er den „Messias“ mit größerer Muße vollenden könne.“ Zugleich wurde ihm Hoffnung gemacht, daß er auf eine baldige Vermehrung dieses Gehaltes rechnen könne. In dankbarer Anerkennung schrieb er jetzt seine beiden Oden: „Friedrich der Fünfte“ (an Bernstorff und Moltke) und die gleichnamige „Ode an den König“ (Nro. 17), welche dem ersten Band des „Messias“ als Widmung vorangedruckt wurde. Die Ode schließt mit dem beglückten Erguß des Dichters, daß er nun die erhoffte Hülfe zur Vollendung seines großen Werkes gefunden habe:

„Fang' den lyrischen Flug stolz mit dem Namen an,
Der oft lauter getönt, dir um die Saite schwebt,
Singst du einst von dem Glück, welches die gute That
Auf dem freieren Throne lohnt!

Danien's Friedrich ist's, welcher mit Blumen dir
Jene Höhen bestreut, die du noch steigen mußt.
Er, der König und Christ, wählt dich zur Führerin,
Bald auf Golgatha Gott zu sehn.“

Die versprochene Erhöhung seines Jahresgehalts auf vierhundert Thaler erfolgte jetzt und zugleich damit die erneuerte Einladung zum Besuch der dänischen Hauptstadt, die der Dichter sofort annahm. Im Februar 1751 verließ Klopstock die Schweiz und eilte nach Kopenhagen.

Auf der Durchreise durch Hamburg lernte er Meta Moller kennen, ein geistreiches, schwärmerisches Mädchen, das mit vielen deutschen Gelehrten und sogar mit den Engländern Richardson und Young in Briefwechsel stand. Gleich der erste Eindruck, den beide auf einander machten, war sehr tief, und es entspann sich ein lebhafter Briefwechsel zwischen ihnen. Semida hatte seine Cidli gefunden, und obgleich des Dichters Seele noch von dem Bilde der kalten, grausamen Fanny voll war, so verblaßte dies doch bald vor dem Bild einer neuen harmonischeren Liebe. Diesen Uebergang hat Klopstock in der Ode, „Der Verwandelte“, lebendig geschildert:

„– – – – O Schmerz, da sie erschienen war,
Warum trafest du mich mit dem gewaltigsten
Deiner zitternden Kummer,
Schwermuthsvoller, wie Nächte sind?“

Und an die neue Geliebte sich offenherzig wendend, singt er am Schluß:

„Ach, du kennst ja mein Herz, wie es geliebet hat!
Gleicht ein Herz ihm? Vielleicht gleichet dein Herz ihm nur!
Darum liebe mich, Cidli,
Denn ich lernte die Liebe dir!“

Die Verbindung der Liebenden erfolgte übrigens nicht so schnell, da Meta's Mutter derselben Widerstand leistete, weil sie ihre Tochter keinem Unbekannten geben wollte, und bis zu ihrer Ehelichung verflossen noch zwei Jahre. Aber ihre Liebe war unwandelbar fest und treu. Klopstock schildert diese Liebe in dem zarten lyrischen Erguß

Das Rosenband.

Im Frühlingsschatten fand ich sie,
Da band ich sie mit Rosenbändern:
Sie fühlt' es nicht und schlummerte.

Ich sah sie an; mein Leben hing
Mit diesem Blick an ihrem Leben:
Ich fühlt' es wohl und wußt' es nicht.

Doch lispelt' ich ihr sprachlos zu
Und rauschte mit den Rosenbändern:
Da wachte sie vom Schlummer auf.

Sie sah mich an; ihr Leben hing
Mit diesem Blick an meinem Leben,
Und um uns ward's Elysium.

Und nun folgt eine ganze Reihe lyrischer Herzensergießungen, die seine neu entflammte Liebe in glühendster Sprache schildert: „An Sie", „Ihr Schlummer", „Furcht der Geliebten", „Gegenwart der Abwesenden" ꝛc.

In Kopenhagen wurde Klopstock auf's Ehrenvollste empfangen und gestaltete sich sein dortiger Aufenthalt zu einer förmlichen Huldigung. Der König, der ihm immer mehr zugethan wurde, lud ihn zu einem Besuch in seiner Sommerresidenz Friedensburg ein, wo er aufs zuvorkommendste bewirthet wurde, was er in der 19. Ode: „Friedensburg", seiner und des Königs würdig schildert, fern von aller höfischen Schmeichelei, zu der er sich überhaupt in seinem Leben nicht herabließ.

Den Sommer 1752 verlebte er theils in Hamburg, theils bei den Eltern in Quedlinburg, und beschäftigte er sich vorzugsweise mit der Dichtung des zweiten Bandes des „Messias", der 1753 vollendet wurde. Von den ersten beiden Bänden dieses Werkes wurden jetzt zwei Ausgaben veranstaltet, eine in Halle und eine andere, bessere in Kopenhagen, womit ihm der König ein Geschenk machte. In seinen oft verdrießlichen Verhandlungen mit den Buchhändlern blieb er seinem reinen, uneigennützigen Karakter treu, bewies sich aber zugleich als der Mann, der von der Ehre des deutschen Dichters und Schriftstellers die höchsten Begriffe hatte, der von jeder Seite strenge Rechtlichkeit forderte und Achtung vor dem geistigen Eigenthum besaß.

Im Juni 1754 endlich wurde Meta seine Gattin; und nun schien das Maß seines Glückes im Schooß liebreichster Häuslichkeit, umgeben von einem Kreise auserwählter Freunde, zu denen auch Gerstenberg gehörte, voll. Diese Tage der Wonne lassen sich am besten mit den Worten seines langjährigen Freundes Sturz schildern: „Klopstock ist heiter in jeder Gesellschaft, fließt über von treffendem Scherz, bildet oft einen kleinen Gedanken mit allem Reichthum seiner Dichtergaben aus, spottet nie bitter, streitet bescheiden und verträgt auch Widerspruch gern; aber ein Hofmann ist er nicht. Seine Geradheit hält ihn vielmehr von der Bekanntschaft mit Vornehmen zurück. Er forscht tiefer nach innerem Gehalt, sobald Erziehung und Glanz ihn blenden könnten, und er fürchtet als eine Beschimpfung die kalte, beschützende Herablassung der Großen. Darum muß nach dem Verhältniß des Ranges, immer ein Vornehmerer einige Schritte mehr thun, wenn ihm um Klopstock's Achtung zu thun ist.

„Am liebsten zog er mit ganzen Familien seiner Freunde auf's Land und mischte sich nicht selten in die Spiele der Jugend. Er ist überhaupt immer mit Jugend umringt; aber auch dies ist Gefallen an der unverdorbenen Natur. Nur wenn sie (die Natur) aus dem Kunstwerk athmet, ist die Kunst seiner Huldigung werth, aber sie muß wählen, was Herzen erschüttert oder sie sanft bewegt. Gemälde ohne Leben und Weben, ohne tiefen Sinn und sprechenden Ausdruck fesseln ihn nicht. So auch die Musik: sie durchströmt ihn, wenn sie klagt wie die leidende Liebe, Wonne seufzt wie ihre Hoffnung, stolz daher tönt wie das Jauchzen der Freiheit, feierlich durch die Siegespalme hallt ..... Die freudigste Zeit für Klopstock war,

„Wenn der Nachthauch glänzt auf dem stehenden Strom."

Gleich nach der Erfindung der Schifffahrt verdient ihm „die Kunst Tialf's" ihre Stelle. Eislauf predigt er mit der Salbung eines Heidenbekehrers. Kaum daß der Reif sichtbar wird, so ist es Pflicht, der Zeit zu genießen und eine Bahn oder ein Bähnlein aufzuspüren. Ihm waren um Kopenhagen alle kleineren Wassersammlungen bekannt und er liebte sie nach der Ordnung, wie sie früher oder später zufroren. Auf die Verächter der Eisbahn sieht er mit hohem Stolz herab. Eine Mondnacht auf dem Eise ist ihm eine Festnacht der Götter. Im Eislauf entdeckte sein Scharfsinn alle Geheimnisse der Schönheit, Schlangenlinien, gefälliger als Hogarth's, Schwebungen wie des pythischen Apolls. Die Holländer schätzt er gleich nach den Deutschen, weil sie ihre Tyrannen verjagten und die besten Eisläufer sind."

Im Jahre 1756 starb sein Vater, allein dieser Schlag war leicht überwunden. Viel schwerer traf ihn das Schicksal im November 1758 als seine Meta zu Hamburg an ihrer ersten Entbindung starb. Klopstock begrub sie auf dem Kirchhof zu Ottensen hinter Altona, wo ihre Schwestern eine Linde auf das Grab pflanzten. Fast fünfzig Jahre später wurde auch der Dichter hier neben seiner Meta-Cidli begraben, was Friedrich Rückert in seiner

Elegie: „Die Gräber zu Ottensen“ (3. Gesang), lebendig geschildert hat. Klopstock aber setzte seiner Meta einen Denkstein mit der Inschrift:

„Saat, von Gott gesät, dem Tage der Garben zu reifen.“

Sein Schmerz war stumm und blieb es, er hat sein Gefühl bei diesem Verlust in keinem besonderen Gedicht ausgedrückt, doch hat er ihr Andenken durch die Herausgabe ihrer Schriften, Dichtungen und ihren Briefwechsel der Zukunft vermacht. Und noch ein anderes Denkmal hat er seiner geliebten Cidli errichtet, indem er (Gedor) im 15. Gesang des „Messias“ die Szene ihres Todes lebendig ergreifend schildert:

„ - - - - - - - Der schwache Sterbliche fühlte
Sich der Erde gewaltig entrissen und nahte dem Eingang
Zu der Herrlichkeit, welche sich seiner Cidli schon aufthat.
Und er trat zu ihr hin mit mehr als Ruhe, mit Freude,
Legt' auf ihre Stirn die Hand und begann sie zu segnen:
Wandl' hinüber im Namen des Herrn, der Abraham's Gott war,
Isak's und Jakob's, im Namen des angebeteten Helfers!
Ja, sein Wille geschehʼ, es geschehe sein gnädiger Wille!
Und sie sprach mit der Stimme der Zuversicht und der Freude:
Ja, er machʼ es, wie er es beschloß! Gut wird er es machen!
Gedor hielt ihr die Hand: Wie ein Engel hast du geduldet!
Gott ist mit dir gewesen, mit dir wird Gott sein! - - - -
- -
Sei mein Engel, läßt Gott es dir zu. — Du warst der meine,
Sagte Cidli. — Sei nun, du Himmelserbin, mein Engel,
Läßt der Herr es dir zu. — Und liebend erwiederte Cidli:
Gedor, wer wollt' es nicht sein?“

Liest man das Vorwort Klopstocks zu den von ihm herausgegebenen „Schriften von Margareta Klopstock“, worin er den Tod seiner geliebten Meta-Cidli schildert, so sieht man, daß er die dortige Prosa hier in sein großes Werk dichterisch eingeflochten hat.

Nach dem Tode seiner Gattin verweilte er bis zum Sommer 1759 in Hamburg und Quedlinburg und ging dann nach Dänemark, das er bis 1762 nicht wieder verließ. Hier verfaßte er mehrere größere religiöse Oden: „Das Anschauen Gottes“, „Die Frühlingsfeier“, „Der Erbarmer“ und „Die Glückseligkeit Aller“; und nach einer glücklich überwundenen Krankheit seines Gönners Friedrich „Die Genesung des Königs.“ Auch schrieb er an dem dritten Band des „Messias“ und dichtete sein erstes Drama: „Der Tod Adams“, ein Trauerspiel in Prosa. Er setzte voraus, wie er in dem Vorwort selbst schreibt, daß das Stück nicht aufgeführt werden würde. Er habe es auch „nicht zu dem Zweck gemacht“, meint er, sondern er fände nur zur Schilderung dieser Begebenheit die Form des Trauerspiels bequemer, als eine andere Art der Dichtung.

Seine Vorliebe für den Eislauf sollte ihm im Winter 1762 lebensgefährlich werden, indem er beim Schlittschuhlaufen durchs Eis brach und nur mit Mühe gerettet werden konnte. So unterläßt er nun auch nicht, in seinen Oden, die den Eislauf besingen, immer die Warnung vor Gefahr einzufügen.

Der Eislauf. (1774.)

⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ –
⏑ ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ –
– ⏑ – ‖ – ⏑ ⏑ – ‖ – ⏑ –
– ⏑ ⏑ – ‖ – ⏑ ⏑ –

Vergraben ist in ewige Nacht
Der Erfinder großer Name zu oft.
Was ihr Geist grübelnd entdeckt, nutzen wir;
Aber belohnt Ehre sie auch?

Wer nannte dir den kühneren Mann,
Der zuerst am Maste Segel erhob?
Ach, verging selber der Ruhm dessen nicht,
Welcher dem Fuß Flügel erfand?

Und sollte der unsterblich nicht sein,
Der Gesundheit uns und Freude erfand,
Die das Roß muthig im Lauf niemals gab,
Welche der Reihn selber nicht hat?

Du kennst jeden reizenden Ton
Der Musik, drum gib dem Tanz Melodie!
Mond und Wald höre den Schall ihres Horns,
Wenn sie des Flugs Eile gebeut.

O Jüngling, der den Wasserkothurn
Zu beseelen weiß und flüchtiger tanzt,
Laß der Stadt ihren Kamin! Komm mit mir
Wo der Krystalle Ebne dir winkt!

Sein Licht hat er in Düfte gehüllt,
Wie erhellt des Winters werdender Tag
Sanft der See! Glänzender Reif, Sternen gleich,
Streute die Nacht über ihn aus.

Wie schweigt um uns das weiße Gefild!
Wie ertönt vom jungen Froste die Bahn!
Fern verräth deines Kothurns Schall dich mir,
Wenn du dem Blick, Flüchtling, enteilst.

Wir haben doch zum Schmause genug
Von des Halmes Frucht? und Freuden des Weins?
Winterluft reizt die Begier nach dem Mahl;
Flügel am Fuß reizen sie mehr!

Zur Linken wende du dich, ich will
Zu der Rechten hin halbkreisend mich drehn;
Nimm den Schwung, wie du mich ihn nehmen siehst:
Also! nun fleug schnell mir vorbei!

So gehn wir den schlängelnden Gang
An dem langen Ufer schwebend hinab.
Künstle nicht! Stellung, wie die, lieb' ich nicht,
Zeichnet dir auch Preißler nicht nach.

Was horchst du nach der Insel hinauf?
Unerfahrne Läufer tönen dort her!
Huf und Last gingen noch nicht übers Eis,
Netze noch nicht unter ihm fort.

Sonst späht dein Ohr ja Alles; vernimm,
Wie der Todeston wehklagt auf der Flut!
O, wie tönt's anders, wie hallt's, wenn der Frost
Meilen hinab spaltet den See!

Zurück! laß nicht die schimmernde Bahn
Dich verführen, weg vom Ufer zu gehn!
Denn, wo dort Tiefen sie deckt, strömt's vielleicht,
Sprudeln vielleicht Quellen empor.

Den ungehörten Wogen entströmt,
Dem geheimen Quell entrieselt der Tod.
Glittst du auch leicht, wie dies Laub, ach, dorthin,
Sänkest du doch, Jüngling, und stürbst!

Auch dichtete Klopstock in dieser Zeit mehrere seiner beliebtesten Oden und es ist hier am Platz, diese lyrische Seite seiner Kunst durch ein paar Beispiele hervorzuheben.

Der Jüngling.

– ⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑
⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑ – ⏑ –
– ⏑ – ⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑
⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑

Schweigend ſahe der Mai die bekränzte
Leichtwehende Lock' im Silberbach;
Röthlich war ſein Kranz, wie des Aufgangs,
Er ſah ſich und lächelte ſanft.

Wüthend kam ein Orkan vom Gebirg her.
Die Eſche, die Tann' und Eiche brach,
Und mit Felſen ſtürzte der Ahorn
Vom bebenden Haupt des Gebirgs.

Ruhig ſchlummert am Bach der Mai ein,
Ließ raſen den lauten Donnerſturm,
Lauſcht' und ſchlief, beweht von der Blüthe,
Und wachte mit Heſperus auf.

Jetzo fühlſt du noch nichts von dem Elend,
Wie Grazien lacht das Leben dir.
Auf, und waffne dich mit der Weisheit:
Denn, Jüngling, die Blume verblüht!

Die frühen Gräber.

⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ –
– ⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑ –
⏑ ⏑ – ‖ – ⏑ ⏑ – ‖ – ⏑ – ⏑ ⏑ –
– ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ – ‖ – ⏑ ⏑ –

Willkommen, o ſilberner Mond,
Schöner, ſtiller Gefährt' der Nacht!
Du entfliehſt? Eile nicht, bleib, Gedankenfreund!
Sehet, er bleibt, das Gewölk wallt nur hin.

Des Maies Erwachen iſt nur
Schöner noch, wie die Sommernacht,
Wenn ihm Thau, hell wie Licht, aus der Locke träuft,
Und zu dem Hügel herauf röthlich er kommt.

Ihre Edleren, ach, es bewächst
Eure Male schon ernstes Moos!
O, wie war glücklich ich, als ich noch mit euch
Sahe sich röthen den Tag, schimmern die Nacht!

Die Sommernacht.

⏑ ⏑ – ⏑ ‖ ⏑ ⏑ – ⏑ ‖ ⏑ ⏑ –
⏑ ⏑ – ⏑ ‖ ⏑ ⏑ – ‖ ⏑ ⏑ – ⏑
⏑ ⏑ – ⏑ ‖ ⏑ ⏑ – ⏑
⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ –

Wenn der Schimmer von dem Monde nun herab
In die Wälder sich ergießt, und Gerüche
Mit den Düften von der Linde
In den Kühlungen wehn:

So umschatten mich Gedanken an das Grab
Der Geliebten, und ich seh' in dem Walde
Nun es dämmern, und es weht mir
Von der Blüthe nicht her.

Ich genoß einst, o ihr Todten, es mit euch!
Wie umwehten uns der Duft und die Kühlung,
Wie verschönt warst von dem Monde
Du, o schöne Natur!

Und das liebliche Lied:

Edone.

Dein süßes Bild, Edone,
Schwebt stets vor meinem Blick;
Allein ihn trüben Zähren,
Daß du es selbst nicht bist.

Ich seh' es, wenn der Abend
Mir dämmert, wenn der Mond
Mir glänzt, seh' ich's und weine,
Daß du es selbst nicht bist.

Bei jenes Thales Blumen,
Die ich ihr lesen will,
Bei jenen Myrtenzweigen
Die ich ihr flechten will,

Beschwör' ich dich, Erscheinung,
Auf, und verwandle dich!
Verwandle dich, Erscheinung
Und werd' Edone selbst!

Das Forschen nach den Geheimnissen der deutschen Sprache war ihm stets ein hoher Genuß. Jetzt aber vertiefte er sich in die wenigen Denkmäler, die aus längst vergangenen Jahrhunderten damals bekannt waren: die „Edda", das „Hannolied", die „Evangelienharmonie" und die von Bodmer und Breitinger eben herausgegebenen „Minnesänger". Am meisten interessirten ihn die "Northern Antiquities" des Bischofs Percy, eine englische Abhandlung über die „Edda". Das sieht man klar an seiner Vorliebe für die altnordischen Namen und Ausdrücke, die er jetzt in allen seinen Oden einflocht. Er entbrannte von heiligem Zorn, daß die Liebe zur urdeutschen Sprache nicht nur vom Volke, sondern von den Fürsten so sehr verkannt werde. Ihm ward der Hain Thuiskon's (d. h. Deutschland) jetzt lebendig:

„O, wie festlich rauschet der Hain! Ich sehe
Fliegenden Tanz, Braga führt den Triumpf!"

Die alten Barden erwachen mit ihrer Telyn; Hermann ersteht aus dem Grabe der Vergessenheit; und um des Dichters Geist rauschte das Laub der tausendjährigen Eichen:

„Ich halt' es länger nicht aus! Ich muß die Laute nehmen,
Fliegen den kühnen Flug,
Reden, kann es nicht mehr verschweigen
Was in der Seele mir glüht!"

Tief bedauert er es, daß die deutschen Fürsten so wenig vaterländische Gesinnung hegten, und sein ganzes Leben hindurch war sein Groll gegen die Undeutschheit Friedrichs des Großen nicht zu versöhnen. Er rastete nicht in seinem patriotischen Eifer, durch alle ihm möglichen Mittel, die Deutschen aus ihrem unwürdigen Schlaf zu wecken, daß sie endlich ihren eigenen und den hohen Werth ihrer Sprache anerkennen möchten. Um dieses Ziel zu erreichen, lenkte er seine Dichtungen nach dem deutschen Alterthum zurück, sowohl nach dem Inhalt als auch der Form. Er setzte die nordische Mythologie jetzt an die Stelle der griechischen, was damals ein Wagestück war, welches sich nur ein Klopstock, der bereits auf dem Gipfel seines Ruhmes stand, erlauben durfte.

Die Einführung derselben veranlaßte bei ihm auch die Erfindung einer ihm eigenthümlichen symbolischen Bildersprache. Wie er in seinen geistlichen Gedichten den Griechen ihr poetisches Kostüm, z. B. ihren Parnaß, ihre Musen u. dgl. nachgebildet hatte, so geschah es nun auch in seinen vaterländischen Gedichten. Wie dort der „Palmenhügel", „Siona" (nach

Zion), „Phiala“, die Harfe, der Palmenzweig die Surrogate für „Parnaß“, „Muse“, „Aganippe“, Lyra und Lorbeer waren, so tritt jetzt „Teutona“ (die personifizirte deutsche Sprache) auf, „Braga“, der deutsche „Apollo“, der auf der „Telyn“ spielt, im heiligen Eichenhain rauscht der begeisternde Quell „Mimer“, der die „Barden“ zum Gesang erfrischt, und „Iduna“ reicht dem Sänger den goldenen Apfel ewiger Jugend.

Unsere Sprache.

⏑ ⏑ – ⏑ [–] ⏑ ⏑ – – ⏑ [–] – ⏑ ⏑ ⏑ –
⏑ – ⏑ ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ –
– ⏑ ⏑ ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ –
⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ ⏑ –

An der Höhe, wo der Quell der Barden in das **Thal**
Sein fliegendes Getöne, mit Silber bewölkt,
Stürzet, da erblickt' ich — zeug' es, Hain —
Die Göttin; sie kam zu dem Sterblichen herab.

Und mit Hoheit in der Miene stand sie, und **ich sah**
Die Geister um sie her, die, den Liedern **entlockt**,
Täuschen ihr Gebild. Die Wurdi's **Dolch**
Unschuldige traf, die begleiteten sie fern,

Wie in Dämmrung; und die Skulda's mächtigerer **Stab**
Errettete, die schwebten umher im Triumpf
Schimmernd um die Göttin, hatten stolz
Mit Laube der Eiche die Schläfe sich bekränzt.

Den Gedanken, die Empfindung treffend und mit **Kraft**,
Mit Wendungen der Kühnheit zu sagen, das ist,
Sprache des Thuiskon, Göttin, dir,
Wie unseren Helden Eroberung, ein Spiel!

O Begeisterung! Sie erhebt sich! Feurigeres **Blicks**
Ergießet sich ihr Auge, die Seel' in der Glut!
Ströme! denn du schonest deß umsonst,
Der, leer des Gefühls, den Gedanken nicht erreicht!

Wie sie herschwebt an des Quells Fall! Mächtiges **Getön**,
Wie Rauschen im Beginne des Walds, ist ihr **Schwung**,
Draußen um die **Felsen braust der Sturm**;
Gern höret der Wandrer das Rauschen in dem **Wald**.

Wie sie schwebet an der Quelle! Sanfteres Getön,
Wie Wehen in dem tieferen Wald ist ihr Schwung,
Draußen um die Felsen braust der Sturm;
Gern höret im Walde der Wanderer das Wehn.

Die der Fremdling nicht entweiht (Teutonien erlag
Nur Siegen, unerobert), o Freiere, dich
Wagte der Geschreckten Fessel nicht
Zu fesseln! Die Adler entflogen, und du bliebst,

Die du warest. An dem Rhodan klirret sie noch laut,
Die Kette des Eroberers, laut am Iber.
Also, o Britanne, schallt dir noch
Der Angel und der Sachse mit herrschendem Geklirr!

So bezwang nicht an des Rheins Strom Romulus Geschlecht.
Entscheidungen, Vergeltungen sprachen wir aus,
Rache, mit des Deutschen Schwert und Wort.
Die Kette verstummte mit Varus in dem Blut.

Die dich damals mit erhielten, Sprache, da im Forst
Der Weser die Erobererkette versank,
Schweigend in der Legionen Blut
Versank, sie umhüllt die Vergessenheit mit Nacht.

Ah, die Geister der Barditе, welche sie zur Schlacht
Ertöneten dem erzürnenden Vaterlandsheer,
Folgen mit der Todeswunde dir!
Ha, Norne, dein Doch! Wirst auch diesen, so sie klagt

Die Vertilgten, du vertilgen? Bilder des Gesangs,
Ihr Geister, ich beschwör' euch, ihr Genien, kehrt,
Führet mich den steilen kühnen Gang
Des Haines, die Bahn der Unsterblichkeit hinauf!

Die Vergessenheit umhüllt', o Ossian, auch dich!
Dich huben sie hervor, und du stehest nun da,
Gleichest dich dem Griechen, trotzest ihm
Und fragst, ob wie du er entflamme den Gesang?

Voll Gedanken auf der Stirne höret' ihn Apoll
Und sprach nicht, und, gelehnt auf die Harfe Walhalls,
Stellt sich vor Apollo Bragor hin
Und lächelt und schweiget und zürnet nicht auf ihn!

Die Einführung dieser vaterländischen Klänge in die deutsche Poesie war damals eine Zukunftsdichtung für die litterarische Welt, wie ein Jahrhundert später die Musik Richard Wagners eine Zukunftsmusik war. Beide haben sich Bahn gebrochen, was für Klopstock unendlich schwieriger war, als für den Bayreuther Meister, der ja auch als Dichter auf den Pfaden Klopstocks wandelt, mindestens ganz denselben Weg der altdeutschen Mythologie im „Ring der Nibelungen" verfolgt: fußen doch beide Dichter auf die Sagen der „Edda." Klopstock fand auch lange Zeit keinen begeisterten Anhänger seiner Neuerung. Man las wohl die Oden und Bardiete des gefeierten Dichters, aber die Masse konnte sie nicht fassen, und die Fürsten fanden mehr Gefallen an der leichten Dichtung der Franzosen und deren deutschen Nachahmern. Klopstock empfand es bitter, daß er in der damaligen Zeit nicht nach Werth gewürdigt wurde. In der Ode „An Freund und Feind" gießt er sein Herz aus:

„– – – – – – – – Du bist ein tiefer bitterer Kelch!
Ach, tränk ich dich nicht bei Tropfen!
Leert' ich mit einem Zuge dich aus,

Ungestüm aus, wie, wer Durst lechzt,
Schnell sich erkühlt, sich erlabet an dem Labsal!
Weg vom Kelche, Gesang! Tiefsinnig
Hatt' ich geforscht,

Zweifelnd versenkt, ernster durchdacht (o es galt da
Täuschung nicht mit und kein Wahn mit): was ihn mache,
Der, zu leben, erstand, zu sterben,
Glücklich den? Ich war es und bin's!

Viel Blumen erblühn in diesem heiligen Kranz. *) Unsterblichkeit
Ist der Blumen eine. Der Weise durchschaut
Ihrer Wirkung Kreis. Sie scheint der Könige Loos;
Allein die werden in der Geschichte zu Mumien.

Geburtsrecht zu der Unsterblichkeit
Ist Unrecht bei der Nachwelt. Sobald einst die Geschichte,
Was ihr obliegt, thut: so begräbt sie durch Schweigen und stellt
Die Könige dann selbst nicht mehr als Mumien auf.

Sie sind nach dem Tode, was wir sind.
Bleibt ihr Name, so rettet ihn nur Verdienst,
Nicht die Krone, denn sie
Sank mit dem Haupt der Sterbenden.

*) Seine Dichtungen.

Voll Durstes war die heiße Seele des Jünglings
Nach der Unsterblichkeit.
Ich wacht', und ich träumte
Von der kühnen Fahrt auf der Zukunft Ozean.

– –

Die Erhebung der Sprache,
Ihr gewählterer Schall,
Bewegterer, edlerer Gang,
Darstellung, die innerste Kraft der Dichtkunst,

– –

Haben mein Mal errichtet. Nun steht es da
Und spottet der Zeit und spottet
Ewig gewähnter Male,
Welche schon jetzt dem Auge, das sieht, Trümmer sind."

Endlich scheint's, als ob er wenigstens einem deutschen Fürsten das Herz geweckt habe, gerade dem mächtigsten und wichtigsten, Kaiser Joseph II. Er lernte in Bernstorff's Hause, wo er seit Meta's Tode wohnte, den kaiserlichen Gesandten, Graf von Welsperg, kennen, welcher den Vorwurf des Dichters, der auf den deutschen Höfen lastete, gern vom Kaiser abgewälzt hätte. Klopstock arbeitete auf Wunsch des Grafen einen Plan aus, nach welchen Grundsätzen die Wissenschaften von oben herab zu unterstützen wären. Zugleich widmete Klopstock dem Kaiser sein Drama (Bardiet nennt er es) „Die Hermannschlacht." Der Kaiser nahm beides huldvoll an, aber der Plan zur Förderung der deutschen Wissenschaften von der Regierung ausgehend, mußte wegen Unausführbarkeit nach einer mehr als zweijährigen Korrespondenz zwischen Klopstock und dem Hof fallen gelassen werden. Der Dichter hat den ganzen Entwurf mit der Korrespondenz in seiner „Deutschen Gelehrtenrepublik" (Abend des elften Tages) aufgenommen.

Im Jahre 1768 (als diese Korrespondenz begann, welche im Juli 1770 endete) wurde der dritte Band des „Messias", bis zum fünfzehnten Gesang einschließlich, vollendet. Außerdem hatte er noch die beiden Trauerspiele, „David" und „Salomo", sowie die „Hermannschlacht" gedichtet, mehrere Oden (bis Nro. 81) und Kirchengesänge den früheren hinzugefügt.

Ich übergehe hier noch eine Liebesgeschichte des Dichters aus den Jahren 1762–1763, da diese doch nicht zum Austrag kam. Die junge Dame war eine Adeliche, und trotzdem Klopstock, um eine Verbindung zu ermöglichen, sich hatte zum dänischen Legationsrath ernennen lassen, zerschlug sich die Liebschaft, weil der Vater der Dame nicht in eine Ehelichung des Paares einwilligen wollte. Nicht einmal der Name der Geliebten ist bekannt: Klopstock nennt sie nur Done, aber nicht ein einziges seiner Gedichte läßt sich auf dieselbe hindeuten.

Nachdem im Jahre 1766 Klopstocks großer Gönner, König Friedrich V. von Dänemark, gestorben war, brachte das Jahr 1770 ein wichtiges Lebensereigniß für den Dichter. Sein Freund Bernstorff wurde plötzlich entlassen und Klopstock folgte ihm nach Hamburg. Auch schien es, als ob die dänische Regierung Lust hatte, ihm seinen Jahresgehalt und den Legationsrath-Titel zu entziehen. Es trat jedoch eine Aenderung am dänischen Hofe ein und Struensee, Bernstorffs Hauptgegner, wurde gestürzt und letzterer wieder zurückberufen; er starb aber plötzlich (1772), ehe er noch nach Kopenhagen zurückkehren konnte.

Seitdem lebte Klopstock mit geringen Unterbrechungen in Hamburg, wo sich auch Familienverhältnisse angenehm für ihn gestalteten. Er wohnte im Hause des Herrn von Winthem, der eine Nichte von Klopstocks Gattin Meta zur Frau hatte, die von ihm öfters besungene „Windeme." Hier vollendete Klopstock auch am 9. März 1773 den letzten Gesang seines „Messias." Nach Vollendung dieses großen Gedichts, eine Arbeit von 27 Jahren, ergoß sich seine volle Seele im heißen Dank „An den Erlöser." „Am Morgen, wo er diese Ode dichtete", erzählt Frau von Winthem, „stand er da mit ungewöhnlichem Ernst, die Hände auf dem Rücken, welche Gewohnheit er überhaupt hatte. Er athmete kaum. Sie fragte ängstlich: „Fehlt Ihnen etwas, Klopstock?" Noch einen Augenblick, so stürzen ihm die Thränen aus den Augen, er geht, ohne zu antworten, an seinen Schreibtisch, und in wenigen Minuten ist sein Dank dem Herzen entflossen: „Ich hofft' es zu Dir!"

Auch erschien jetzt in Hamburg eine Sammlung seiner lyrischen Gedichte, von denen nur wenige Oden in litterarischen Journalen veröffentlicht worden waren, die übrigen aber in Abschriften unter seinen Freunden zirkulirt hatten.

An die Sprachforschungen Klopstocks schloß sich jetzt auch eine wissenschaftliche Arbeit über Wesen, Form und Geist der Litteratur: seine längst in Vergessenheit gerathene „Deutsche Gelehrtenrepublik." Es ist dies eine eigene Bearbeitung des mit Joseph II. besprochenen Planes zur Förderung der deutschen Wissenschaften. Die ungeheure Weitschweifigkeit dieses Werkes hat es nicht zum Durchdringen in den Dichterkreis, geschweige denn in den Volksgeist gelangen lassen. Klopstock tritt darin ganz im alterthümlichen Gewand auf, mit der Miene des Gesetzgebers, hier ernst und feierlich, dort lakonisch bis zum Scherz und Spott, fast immer aber im Räthselhaften sich ergehend. Seine Leser sollen sich in das Dunkle selbst hineindenken, meint er, denn es lohne sich, das schwer zu Fassende zu entziffern und Belehrung daraus zu schöpfen. Bei allem Schein der Gelehrsamkeit litt das Buch doch an wirklichem Gehaltsmangel. Es war, wie Goethe sich ausdrückt, eine „Wechselnichtigkeit", an der sich oft die vorzüglichsten Menschen ergötzen können. „Man lasse jene wenigen Bände", schreibt Goethe, „immer neben so vielen andern auf dem Bücherbrete stehen, wenn man sich daran belehrt

hat, daß der vorzüglichste Mensch auch nur vom Tage lebt, und nur kümmerlichen Unterhalt genießt, wenn er sich zu sehr auf sich selbst zurückzieht und in die Fülle der äußeren Welt zurück zu greifen versäumt, wo er allein Nahrung für sein Wachsthum und zugleich einen Maßstab für dasselbe finden kann."

Noch einer Neuerungssucht unseres Dichters mag hier gedacht werden. Die Anhänger der sog. „Puttkammerei" werden ihre helle Freude haben, wenn sie in Klopstock einen Vorläufer der vermeintlich neuen Sprachverbesserung finden. Die ursprüngliche Schreibweise Klopstocks war die uns geläufige, wie wir sie in den gedruckten Werken aller unserer großen Dichter und Schriftsteller am Ende des 18. bis zum letzten Viertel des 19. Jahrhunderts finden. Daß seine Dichtungen nicht von seinen Verlegern geändert wurden, geht aus dem in Schnorr von Carolsfeld herausgegebenem „Archiv für die Litteraturkunde" (Bd. XII., S. 225 – 288) von Muncker veröffentlichten Briefwechsel Klopstocks mit seinem Verleger Hemmerde in Halle klar hervor, worin die Orthographie genau mit den in den Göschenschen Ausgaben enthaltenen Schriften des Dichters übereinstimmt. Erst mit seiner „Gelehrtenrepublik" betrat Klopstock die Pfade seines Zeitgenossen August Ludwig von Schlözers, des berühmten Geschichtschreibers, der in allen seinen Schriften (etwa 40 Bände) schon in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts konsequent die sogenannte „verbesserte" Schreibweise angewendet hat. Aber so wenig wie Schlözer die mit- und nachfolgende Generation zu seiner Manier bekehrt hat, so wenig geschah dies auch bei Klopstocks Schriften in den endgültigen Ausgaben derselben. Um Beispiele dieser Orthographie des Dichters zu erhalten, müßte man ältere Separatausgaben (zwischen 1780 und 1798) nachsehen, die mir nicht bekannt sind, oder sich aus Klopstock'schen Manuskripten Kunde erholen, die aber auch selten sind. Heinrich Funck veröffentlichte indessen im elften Band von Schnorr's „Archiv" sechs „Oden als Mskrpt", die sich in der Großherzogl. Badischen Hof- und Landesbibliothek zu Karlsruhe befinden. Von diesen mag hier die erste Ode, mit der Anmerkung Klopstock's Platz finden. Der Dichter schreibt:

Der rechte Entschlus.

– ⏑ – ⏑ ⏑ – ‖ ⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑,
– ⏑ – ⏑ ⏑ – ‖ ⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑,
– ⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑,
– ⏑ – ⏑ ⏑ –.

Wär nicht fürchtet, nicht hoft, nur där ist glüklich!
Also denkt är: Der Weis' erwartet ruhig,
Was im senden die Forsicht
Würde, Freüd', oder Schmerz.

Du, däms hir sich noch wölkt, du wänst di Zukumpft
Auszuspähen. Du Tor, wirst du denn nimals,
Fom ganz anderen Ausgang,
Dir zum Heile gewarnt?

Lernst du nimals, daß du, ach durch di Hofnung
Auch dich gäleſt? denn si, wen si nun scheidet,
Reicht, im grösseren Kelche,
Herbes Trankes fil mer!

Und fernichtest du nicht, was jezo da ist,
Durch des Kümftigen Traum? und läbst ein Läben,
Welches ler des Genusses,
Heüt nicht, Morgen nicht hat?

Sei, Erwartung, gegrüst, des Weisen Sterke,
Und Zufridenheit du mit däm, was Got schikt!
Leitet ferner; ir fürtet
Schönen, einsamen Fad,

Hin am Mere, wo, nach ferschwundner Heitre,
Stürme brausen, ferwet, der Notschrei jammert,
Bis di Tonnen der Loze
Zält, di Leichen nicht mit!

Wo, nach leiserem Spil der samften Welle,
Wogen branden, daß dumf das Felsgestad kracht,
Und der schwellende Tote
Strömt zum weissen Gebein!

Die Anmerkung Klopstock's lautet: „Ich habe zu dänen, welche dise Oden fon mir bekommen, das Zutrauen, daß si diselben nicht abschreiben, noch fil weniger drukken lassen würden. Klopstock.

Zum Beweis, daß die geschriebenen (bezw. gedruckten) Worte nur ein bildlicher Ausdruck der gesprochenen sind, und daß Schriftzeichen, welche den Begriff erleichtern, wenn sie auch sonst überflüssig sein mögen, für den Leser von wesentlichem Nutzen sind, mag hier die vorstehende Ode nach dem Göschenschen Druck derselben zur Vergleichung stehen:

Der rechte Entschluß.

Wer nicht fürchtet, nicht hofft, nur Der ist glücklich!
Also denkt er: Der Weis' erwartet ruhig,
Was ihm senden die Vorsicht
Werde, Freud' oder Schmerz.

Du, dem's hier sich noch wölkt, du wähnst die Zukunft
Auszuspähen. Du Thor, wirst du denn niemals
Vom ganz anderen Ausgang,
Dir zum Heile, gewarnt?

Lernst du niemals, daß du, ach, durch die Hoffnung
Auch, dich quälest? Denn sie, wenn sie nun scheidet,
Reicht im größeren Kelche
Herbes Trunkes viel mehr.

Und verscheuchtest du nicht, was jetzo da ist,
Durch des Künftigen Traum? und lebst ein Leben,
Welches, leer des Genusses,
Heut' nicht, Morgen nicht hat?

Sei, Erwartung, gegrüßt, des Weisen Stärke,
Und Zufriedenheit du mit Dem, was Gott schickt!
Leitet ferner! ihr führtet
Schönen, einsamen Pfad

Hin am Meere, wo, nach verschwundner Heitre,
Stürme brausen, verweht der Nothschrei jammert,
Bis die Lasten der Lootse
Zählt, die Leichen nicht mit;

Wo nach leiserem Spiel der sanften Welle,
Wogen branden, daß dumpf das Felsgestad kracht,
Und der schwellende Todte
Strömt zum weißen Gebein!

So viel über die Phonetikisirung Klopstocks, die sich ebensowenig erhalten hat, wie die hartnäckige Sucht Schlözers und seines damaligen Anhangs; — und ob sich die Heyse-Puttkammer'sche der Gegenwart halten wird, muß die Zukunft lehren.

Alle diese Altersschrullen thaten dem großen Ruf Klopstocks keinen Abbruch. Im Jahre 1774 erhielt er vom Markgrafen Karl Friedrich von Baden eine Einladung nach Karlsruhe. Klopstocks Reise dorthin war ein förmlicher Triumpfzug durch ganz Deutschland. In allen Städten, welche er berührte, wurden ihm zu Ehren Festlichkeiten veranstaltet; und die Professoren und Studenten der Universitäten Halle, Weimar, Jena, Marburg, Gießen und Heidelberg begrüßten ihn unter würdigende Ovationen, mit Kommersen und Gastmählern, und huldigten in ihm dem Dichterfürsten der Zeit. Die größte und feierlichste Huldigung aber wurde ihm in Göttingen zu Theil, in Mitten der Jünglinge, welche, angeregt durch

Klopstocks Gedichte, sich dem Vaterlande zum Bund geweiht hatten, aus dem später eine so große Zahl der hervorragendsten Dichter Deutschlands emporgewachsen ist: Bürger, Hölty, Voß, Christian und Leopold Stolberg, Joh. Mart. Miller, Cramer, Sprickmann, Leisewitz, Boie ꝛc. Für diese war Klopstock damals das, was seitdem Goethe und Schiller der begeisterten deutschen Jugend geworden sind. — (Siehe hierüber den nachfolgenden Vortrag: „Der Göttinger Dichterbund „Hain.") — Klopstocks Aufenthalt in Karlsruhe war jedoch nur von kurzer Dauer, und schon im Frühjahr 1775 kehrte er wieder nach Hamburg zurück.

Unermüdet war er jetzt wieder dichterisch thätig. Hatte er sich im „Messias" die ganze Menschheit und ihre Erlösung, Welt und Himmel zu seinem Gegenstand auserkoren, so trat er nun in die engere Grenze seines deutschen Volkes und dessen glorreiche Geschichte über. Aus der „Hermannschlacht" erwuchs jetzt eine dramatische Trilogie, indem er noch zwei „Bardiete" dem ersten anfügte, „Hermann und die Fürsten" und „Hermanns Tod." Wie schon früher bemerkt, bühnengerecht sind diese Dramen Klopstocks nicht, ebensowenig wie seine beiden Trauerspiele, „David" und „Salomo", da sie zu viel schöne Reden und zu wenig Handlung bieten. Der Dichter hatte eben nur den poetisch-historischen Werth im Sinn, an die Bretter, wo nicht bloß das Ohr, sondern auch das Auge angenehm unterhalten sein will, dachte er nicht. In diesem Lichte betrachtet, gewährt er uns das Gegenbild des großen britischen Dramendichters, Shakspeare. Von Lessing hätte er desbezüglich viel lernen können und selbst von Sprickmann und Leisewitz. Gleichwohl sind auch die Dramen Klopstocks in ihrer edlen Reinheit und schönen, erhabenen Sprache für die Lesewelt dichterische Meisterwerke, besonders in den Karakterzeichnungen und in der eingewobenen lyrischen Empfindung.

Zu den allgemein menschlichen Schicksalen, welche die Phantasie des Dichters beschäftigten, ihm Stimmungen erweckten, Ideale anregten, die sein Geist in vollen Akkorden ausströmen ließ, traten jetzt auch weltgeschichtliche Ereignisse von höchster Bedeutung: der Freiheitskrieg der Amerikaner und die französische Revolution. Klopstock war von ganzer Seele ein Mann der Freiheit. Mit Recht konnte er singen:

„Dank dir, mein Geist, daß du seit deiner Reife Beginn
Beschlossest, bei dem Beschluß verharrtest,
Nie durch höfisches Lob zu entweihn
Die heilige Dichtkunst,
Durch das Lob lüsterner Schwelger oder eingewebter
Fliegen, Eroberer, Tyrannen ohne Schwert,
Nicht grübelnder, handelnder Gottesleugner,
Halbmenschen, die sich mit vollem dummen Ernst für höhere
Wesen halten, als uns. Nicht alte Dichtersitte,

Nicht Schimmer, der Licht log,
Freunde nicht, die geblendet bewunderten,
Vermochten deinen Entschluß zu erschüttern."

So war ihm der amerikanische Unabhängigkeitskrieg ein heiliger Krieg. Mit Verachtung weist er in der Ode „Der Denkstein" (1777) auf die Fürsten Deutschlands hin, die mit dem Soldatenhandel nach Amerika ihr ehrloses Wesen trieben, um mit dem englischen Blutgeld ihre Maitressenwirthschaft fortführen zu können. Nur diese Deutung kann es haben, indem er singt:

„Vom Ritterband umflattert und hell vom Stern
Müff' er mit einem Kammergefätz (sie,
Ja, sie sei mißvereht!) sich gatten
Und vor des Weibes Kothurne unstät
Sein Leben schnauben."

Und an England sich wendend ruft er aus in der Ode

Die Krieger. (März 1777.)

Ich sang's in der Oede des Hains und mir allein,
Das Bragalied, wenn ihm etwa nicht Stolberg, schattenumhüllt
Von dem Moosstein horchte. *) So klang, da ich
An die Eiche sie lehnte, die Telyn nach,

Des Kriegers Größe? Ja, wenn er für Freiheit kämpft
Oder wider ein Ungeheuer,
Das mordet, mit der Kelt umklirrt: so ist der Held
Edler Mann, verdienet Unsterblichkeit!

Aber, wenn er nichts mehr
Denn Eroberer ist,

---

*) Friedrich Leopold Graf von Stolberg war damals mit dem Dichten seiner unvollendet gebliebenen Hymne: „Die Zukunft" beschäftigt, worin er des amerikanischen Freiheitskampfes des öfteren gedenkt; z. B. die Verse 201 – 209:

„Edel sah ich und kühn der Jungfrau eine sich heben, (Amerika)
Eine Fackel schwang sie in strahlender Rechte, da schaute
Ihr ins Antlitz Europa, und ward erhellet, und schaute
Ihrer Kinder viele, mit Jochen belastet, mit Ketten
Viele – – – – –

Zürnend entstieg die folgende Jungfrau (die Freiheit) rauschenden Fluthen,
Hielt in der Rechten ein Schwert, und in gleich nervigter Linken
Eine Wage, sie wog, und hieb mit blitzendem Schwerte
Von Amerikas Nacken und Händen die drückenden Bande."

Stolberg schrieb dies Gedicht unter Klopstocks Führung, daher das Zitat.

Ruhm ihn drommetet, gerechter ihn Schandsäulen
Verewigten: Größe wär' auch Das?

Und wenn es nun gar mit ihm
Kleinelt und zwergelt, sobald
Hochschreitend einhergetreten kommen
Die Attila und die Tamerlane?

Die errungene Freiheit der Amerikaner lenkt seine Blicke auf Deutschland zurück, das noch in den Fürstenketten schmachtete. Er erhofft seinem Vaterland auch die Bürgerfreiheit, ja, er wollte, daß dieses darin der Welt mit erhabenem Beispiel vorangehen sollte, aber diese Hoffnung blieb ihm verschleiert. So singt er:

„Wenn durch dich, mein Vaterland, der beschornen Despoten
Joch nicht zerbrach, so zerbrach das der gekrönten jetzt nicht.
Könnt' ein Trost mich trösten, er wäre: daß du vorangingst
Auf der erhabenen Bahn; aber er tröstet mich nicht.
Denn du warst es nicht, das auch von dem Staube des Bürgers
Freiheit erhob, Beispiel strahlte den Völkern umher;
Denen nicht nur, die Europa gebar. An Amerika's Strömen
Flammt schon eigenes Licht, leuchtet den Völkern umher.
Hier auch winkte mir Trost, er war: In Amerika leuchten
Deutsche zugleich umher; aber er tröstet mich nicht."

Die erfiegte Freiheit in der neuen Welt konnte ihn nicht trösten, nicht auf die Zukunft hoffen lassen, denn ein größeres weltgeschichtliches Ereigniß, das auch mit der Volksfreiheit begann, hatte ihn bitter enttäuscht: die französische Revolution. Er hatte der Bürgerherrschaft Frankreich's zugejubelt in seiner Ode:

Die Etats Généraux.

⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ ‖ – ⏑ ⏑ – ⏑ –
⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ ‖ – ⏑ ⏑ – ⏑ –
⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑
– ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑ – ⏑ –

Der kühne Reichstag Galliens dämmert schon,
Die Morgenschauer dringen den Wartenden
Durch Mark und Bein: o, komm', du neue,
Labende, selbst nicht geträumte Sonne!

Gesegnet sei mir du, das mein Haupt bedeckt,
Mein graues Haar, die Kraft, die nach Sechzigen
Fortdauert: denn sie war's, so weit hin
Brachte sie mich, daß ich dies erlebte!

Verzeiht, o Franken (Name der Brüder ist
Der edle Name), daß ich den Deutschen einst
Zurufte, das zu fliehn, warum ich
Ihnen jetzt flehe, euch nachzuahmen.

Die größte Handlung dieses Jahrhunderts sei,
So dacht' ich sonst, wie Herkules Friederich
Die Keule führte, von Europa's
Herrschern bekämpft und den Herrscherinnen!

So denk ich jetzt nicht. Gallien krönet sich
Mit einem Bürgerkranze, wie keiner war!
Der glänzet heller — und verdient es —
Schöner als Lorbeer', die Blut entschimmert.

Die Zeit schien nahe, wo das Vernunftrecht über das Schwertrecht siegen würde, und diese Erwartung erneuerte das jugendliche Blut in den Adern des Greises. Hier trat sogar seine Vaterlandsliebe vor der Liebe zur Volksfreiheit zurück. Mahnend ruft er dem deutschen Volk und seinen Fürsten zu: „Kennet euch selbst!" Und in der Ode „Sie und nicht wir" bedauert er es, daß dieser freiheitliche Strom nicht im eigenen Vaterland seine Quelle habe. Auf mehrere Jahre nehmen die Begebenheiten in Frankreich seine Muse ganz in Anspruch, was die französische Politik nicht unbeachtet ließ, denn die Nationalversammlung ernannte ihn im Jahre 1792 zum Bürger Frankreichs. Der Empfang des Diploms veranlaßte ihn zu einer Korrespondenz mit Larochefoucauld und dem Minister Roland.

Hatten aber die Franzosen auf ihn als einen blinden Eiferer gerechnet, so waren sie sehr im Irrthum. Er war noch ganz derselbe, der im Jahr 1760 seine Ode „Das neue Jahrhundert" dichtete:

„O Freiheit,
Silberton dem Ohre,
Licht dem Verstande und hoher Flug zu denken,
Dem Herzen groß Gefühl!"

Der Auftritt am 10. August (1792) und die schrecklichen Septembertage schlugen seine Hoffnung auf einen würdigen Ausgang nicht ganz nieder; noch fesselte ihn ein starkes Band an die französische Republik: das Dekret vom 24. Mai 1790, wonach die französische Nation keinen Eroberungskrieg, „der Menschheit äußerste Schande", anfangen wollte, und die Hoffnung, daß sie Sklaverei und Menschenhandel abschaffen werde. Frei und kühn sprach er in seiner Ode „Der Freiheitskrieg" sich gegen die Rüstungen der deutschen Fürsten aus, ja, er schickte sogar dem Herzog von Braunschweig diese Ode mit einem warnenden Briefe zu; zu spät, und wer mochte auch auf die Stimme des Dichters hören?

Dem Freudenrausche folgte die Ernüchterung auf dem Fuße, als der Jakobinismus unter Danton und Marat sein guillotinenblutendes Haupt erhob. So groß seine Begeisterung für die Volksherrschaft gewesen, so groß war auch jetzt seine Entrüstung über die herrschende Pöbelrotte, welche Frankreich mit einer Blutlache überfluthete.

„Wer an dem Frühlingsmorgen der neugeborenen Freiheit
Meine Freuden empfand,
Der allein und kein Anderer fühlt den innigen Schmerz auch,
Welcher jetzo die Seele mir trübt."

Mit zorniger Jünglingsglut, unerschöpflich in Wendungen, geißelt er „die nicht Umschaffbaren, die es nicht erkannten, daß Gesetz die Seele der Freiheit ist." Sein Wort wird zum scharfen Schwert, sein Schmerz ward Wuth beim Anblik der neuen Eroberungskriege, und an den Gräbern von Larochefoucauld und seiner „Arria-Corday" weint er Thränen der Betrübniß und Trauer.

In einem (nicht abgesandten) Briefe an den Präsidenten des Konvents vom November 1794 heißt es, wie Schmidlin mittheilt: „Ich sagte sehr ernsthafte Wahrheiten über verabscheute Handlungen in einigen Oden, die, wenn die Grazie mir günstig gewesen ist, welche die Griechen die Furchtbare nannten, nicht untergehen werden. ..... Es lebt vielleicht Niemand, der so innigen Antheil an der Revolution genommen, und der so viel gelitten hat, als ich." „Je entzückender seine Hoffnung für Menschenrecht und Menschenwohl gewesen war," fügt Schmidlin hinzu, „desto grausamer war die Enttäuschung. Noch oft wurde durch die verschiedenen Gegenstände, mit denen er sich poetisch beschäftigte, die schmerzliche Erinnerung an das geweckt, wovon damals seine Seele so voll war, und noch im Jahre 1800 mußte er diese Erinnerung gewaltsam unterdrücken."

Losreißung. (Oktober 1800.)

– ⏑ ⏑ – ‖ ⏑ – ⏑ ⏑ – ‖ ⏑ ⏑ – ⏑
– ⏑ ⏑ – ‖ ⏑ ⏑ – ⏑ [–] ⏑ ⏑ – ⏑
– ⏑ – ⏑ ⏑ – ‖ ⏑ [–] – ⏑
– ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ –

Weiche von mir, Gedanke des Kriegs, du belastest
Schwer mir den Geist, du umziehst ihn, wie die Wolke,
Die den weckenden Strahl einkerkert,
Den uns die Frühe gebar.

Steckest ihn an mit Trauer, mit Graun, mit des Abscheus
Pestiger Glut, daß, verzweifelnd an der Menschheit,
Er erbebet und, ach, nichts Edles
Mehr in den Sterblichen sieht.

Kehre mir nie, Gedanke, zurück, in den Stunden
Selbst nicht zurück, wenn am schnellsten du dich regest
Und vom leisesten Hauch der Stimme
Deiner Gefährten erwachst.

Schöne Natur, Begeisterung sei mir dein Anschaun!
Schönheit der Kunst, werd auch du mir zur Beseelung!
Völkerruhe, die war, einst wieder
Freuen wird, sei mir Genuß!

Schöne Natur .... O, blühen vielleicht mir noch Blumen?
Ihr seid geweckt; doch ist süß mir die Erinnerung.
Auch des heitern Tags Weissagung
Hellet den trüben mir auf.

Aber, wenn er nun wieder mir blüht, wenn er wirklich
Leuchtet, so strömt mir Erquickung, so durchwall' er
Mit Gefühl mich, das tiefre Labung
Sei, wie der Flüchtige kennt.

Höret! Wer tönt vom Siege mir dort? vom Gemorde?
Aber er ist, o der Unhold! schon entflohen:
Denn ich bannet' ihn in die Oede
Sammt den Gespensten der Schlacht!

Lebender Scherz sei unser Genoss', und das sanfte
Lächeln, dieß geh in dem Auge wie der junge
Morgen auf; der Gesang erhebt; ihr
Kränzet die Traub' im Krystall,

Weckt zu Gespräch, deß Freude den Ernst nicht verscheuchet.
Freundschaft und Pflicht, die nur handelt und nicht redet,
Sei von Allem, was uns veredelt,
Unser geliebteres Ziel!

Forschung, die still in Dem sich verliert, was schon lange
War, und was wird in der Schöpfung Labyrinthe,
Du bist Quelle mir auch, von der mir
Wonne der Einsamkeit rinnt.

Hat sich mein Geist in der Wahrheit vertieft, die auch fern nur
Spuren mir zeigt vom Beherrscher der Erschaffenen:
O, so töne man rings vom Kriege,
Kriege! ich höre dann nicht.

Diese blutigen Erinnerungen an Frankreichs damals verunglückte Republik, die dann in die nicht minder kriegerisch-blutige Hand des großen Korsen Napoleon übergegangen war und sich, zum Glück für den Greis, erst nach seinem Tode zu einer zehnjährigen, noch schrecklicheren Kriegsepoche ausdehnte, unter der Deutschland am schwersten zu leiden hatte, konnten den Freiheitsgedanken in Klopstock nicht unterdrücken. Aber nicht vom Auslande sollte jetzt die Morgenröthe der Freiheit aufleuchten, diese Sonne, so ahnt er prophetisch, werde im eigenen Vaterlande aufgehen:

„Nicht auf immer lastet es. Frei, o Deutschland,
Wirst du dereinst! Ein Jahrhundert nur noch,
So ist es geschehen, so herrscht
Der Vernunft Recht vor dem Schwertrecht."

Seine Prophezeihung ist wirklich in einem Jahrhundert durch die Einheit Deutschlands, seine Verfassung und seinen vom Volk gewählten Reichstag in Erfüllung gegangen.

Im Jahre 1802 nahm ihn die französische Akademie zum Mitgliede auf. Klopstock bedankte sich dafür in einem deutsch geschriebenen Brief worin er unter Anderem sagt: „So angenehm es mir auch war, daß mich das Nationalinstitut zum auswärtigen Mitgliede wählte, so nahm dieses Vergnügen doch dadurch nicht wenig zu, daß die Wählenden in mir einen Mann belohnten, der von wichtigen Begebenheiten der Revolution mit eben dem Tone der genau treffenden Wahrheit in seinen Oden geredet hat, mit welchem darüber die völlig wahre Geschichte einst das bleibende Endurtheil fällen wird."

Drei und dreißig Jahre hatte Klopstock um seine so früh verstorbene geliebte Meta im Wittwerstande vertrauert. Zwar war er einer Wiederverehelichung anfänglich nicht abgeneigt, wie die desfallsige Anknüpfung mit „Done" bezeugt, aber seitdem lebte er nur der Liebe zu seiner Muse. In dem Hause des Herrn von Winthem hatte er ja eine freundliche Heimath gefunden und seine öfters gefeierte „Windeme" hatte ihn wie eine Schwester gepflegt. Nun war aber auch sie bereits seit mehreren Jahren Wittwe geworden. Obwohl der Dichter schon der drei Steige und zehn seiner Lebensjahre sich nahte, so entwickelte sich doch aus der vertrauten Geschwisterliebe zwischen ihm und Frau von Winthem eine andere Liebe und in seinem 67. Lebensjahre (1791) vermählte er sich noch einmal mit Meta's Nichte, die ihm den Abend seines Lebens in stiller Häuslichkeit versüßte. Wohl rümpfte sein Lobredner im französischen Institut, Herr Dacier, darob die Nase, wohl meinte Goethe, er hätte der heiligen Liebe zu „Meta" bis an sein Lebensende treu bleiben sollen; bedenkt man aber, daß aus dem „gastlichen Heim" jetzt sein „eigenes Heim" und aus der Schwester die ihn liebend pflegende Gattin geworden war, die sein Greisenalter durch einen traulichen Familienkreis beglückte, so kann man den Schritt Klopstocks eher

gutheißen, als tadeln. Seine Liebe zu Meta versiegte dadurch nicht, denn er hat ihr jetzt erst in mehreren seiner schönsten Oden: „Das Grab", „An Meta" ꝛc., Denkmale der unvergessenen Liebe gesetzt: und wenige Jahre vor seinem Tode (1797) singt er ihrem Andenken sein schönes Lied:

Das Wiedersehen.

Der Weltraum fernt mich weit von dir,
So fernt mich nicht die Zeit.
Wer überlebt das siebzigste
Schon hat, ist nah bei dir.

Lang sah ich, Meta, schon dein Grab
Und seine Linde wehn;
Die Linde wehet einst auch mir,
Streut ihre Blum' auch mir.

Nicht mir! Das ist mein Schatten nur,
Worauf die Blüthe sinkt,
So wie es nur dein Schatten war,
Worauf sie oft schon sank.

Dann kenn ich auch die höhre Welt,
In der du lange warst;
Dann sehn wir froh die Linde wehn,
Die unsre Gräber kühlt.

Dann .... Aber, ach, ich weiß ja nicht,
Was du schon lange weißt;
Nur daß es, hell von Ahnungen,
Mir um die Seele schwebt,

Mit wonnevollen Hoffnungen
Die Abendröthe kommt,
Mit frohem, tiefen Vorgefühl
Die Sonnen auferstehn!

Klopstock blieb bis in sein letztes Lebensjahr jugendlich frisch. Er hatte ein Mittel gefunden, sein Leben zu verlängern, und das war der Nachgenuß des Vergangenen in der Erinnerung. Aber auch die Gegenwart ließ er nicht aus den Augen und immer wieder entstanden neue Gedichte, und diese äußern keine Abschwächung des Geistes, denn auch die letzte seiner im Februar 1802 gedichteten 219. Ode, „Die höheren Stufen", kündet noch eine reiche Phantasie, voll jugendlichen Feuers, wie man es bei einem 78jährigen Greise nicht vermuthen sollte.

Die höheren Stufen. (Februar 1802.)

Oft bin ich schon im Traume dort, wo wir länger nicht träumen.
Auf dem Jupiter war, eilet' ich jetzt
In Gefilde, wie sonst niemals mein Auge sah,
Nie Gedanken mir bildeten.

Rings um mich war mehr Anmuth, als an dem Wald und dem Strome
Auf der Erd' ist. Auch quoll Feuer herab
Von Gebirgen; doch war's mildere Glut, die sich
Morgenröthlich in's Thal ergoß.

Wolken schwanden vor mir, und ich sahe lebende Wesen
Sehr verschied'ner Gestalt. Jede Gestalt
Wurd' oft anders; Es schien, daß sie an Schönheit sich
Uebertraf, wenn sie änderte.

Dieser Unsterblichen Leib glich heiteren Düften, aus denen
Sanfter Schimmer sich goß, ähnlich dem Blick
Deß, der Wahres erforscht oder, Erfindung, sich
Deiner seligen Stunden freut.

Manchmal ahmten sie nach Ansichten des Wolkengefildes,
Wenn sie neue Gestalten wurden. Die sank
Zur Erquickung auch wohl dann in das Feuer hin,
Das dem Haupte der Berg' entrann.

Sprachen vielleicht die Unsterblichen durch die geänderte Bildung?
War es also: wie viel konnten sie dann
Sagen, welches Gefühl! redeten sie von Gott:
Welcher Freuden Ergießungen!

Forschend betrachtet' ich lang die erhabenen Wesen, die rings her
Mich umgaben. Jetzt stand nah mir ein Geist
Eingehüllet in Glanz, menschlicher Bildung, sprach
Tönend, wie noch kein Laut mir scholl:

Diese sind Bewohner des Jupiters. Aber es wallen
Drei von ihnen nun bald scheidend hinauf
Zu der Sonne. Denn oft steigen wir Glücklichen
Höher, werden dann glücklicher.

Sprach's, und zwischen den auf- und untergehenden Monden
Schwebten die Scheidenden schon freudig empor,
Jener, welcher mit mir redete, folgt'; und ich
Sah erwachend den Abendstern.

Im Mai 1802 befiel ihn eine Krankheit, von der er sich nicht wieder ganz erholte. Er kränkelte fort bis zum Frühjahr 1803. Drei Wochen vor seinem Tode starb auch sein um dritthalb Jahre älterer Freund, der Dichter Gleim, aber man theilte dies dem allmählig hinsinkenden Kranken nicht mehr mit, und am 14. März schlummerte er, umgeben von der treuen liebreichen Sorge der Seinigen sanft hinüber in das Land der Ewigkeit. „Ein Leichenbegängniß ward ihm zu Theil", schreibt Schmidlin, „wie noch keinem deutschen Gelehrten; die Städte Hamburg und Altona betrachteten sich dabei als die Stellvertreter der deutschen Nation; und die in der damaligen Reichsstadt residirenden Gesandten Belgiens, Dänemarks, Englands, Frankreichs, Oesterreichs, Preußens und Rußlands brachten im Namen ihrer Nationen Klopstocks Manen die Huldigung dar."

Klopstock ruht unter Meta's Linde; an seinem Grabe deutet die Religion, an einen Aschenkrug gelehnt, gen Himmel. Johann Heinrich Voß mahnt in einem Nachruf das deutsche Volk: „Wenn ihr einmal Hamburgs blühende Elbufer besucht, Freunde des Vaterlands und vaterländischer Tugenden, so denkt: hier war's, wo Klopstock als Jüngling mit Hagedorn, als Mann mit Lessing zur Erweiterung des deutschen Namens sich begeisterte! Sinnet nach, wie Themistokles am Denkmale des Miltiades, und legt eine Blume auf sein Grab!"

Ueber den hohen Dichterwerth Klopstocks zu reden, glich bei gebildeten und denkenden Menschen Wasser in den Ozean tragen. Deutschlands größten Meister der Dichtkunst und ihrer Kritik, Lessing, Herder, Goethe u. A. haben das Urtheil längst gesprochen und dem Sänger des „Messias" die höchste Palme zuerkannt; und nur die blasirte Unwissenheit darf sich erfrechen, Klopstock undeutsch und veraltet zu nennen.

Ich habe eine reiche Auswahl von Klopstocks Oden meiner Abhandlung eingeflochten, die, wenn man sie mit Nachdenken liest, jedem die zarte Schönheit und den tiefen Geist unseres Dichters klar machen werden. Klopstock ist der Schöpfer der erhabenen deutschen Dichtung, der Wegebahner für Goethe und Schiller und alle wirklich großen deutschen Dichter gewesen, ohne dessen Umpflügen und Bepflanzen des poetischen Ackers sie wohl schwerlich ihre reichen Garben in die Vorrathskammern unserer Litteratur aufgehäuft haben würden. „Klopstock", sagt Lessing, „ist ein Muster, wie man ohne Pedanterie schreiben soll", und an einer andern Stelle: „Welch einen lobenswerthen Fleiß hat der Dichter auf die Sprache und den Wohlklang verwendet. Auf allen Seiten findet man Beispiele des bestimmteren Silbenmaßes, der reineren Wortfügung und der Wahl des edleren, erhabeneren Ausdrucks."

Ueber die Oden Klopstocks hat Herder in zwei großen und tief eingreifenden Kritiken, sie in allen Einzelnheiten zerlegend, sich ausgesprochen. Der feinfühlige Aesthetiker weist überall den klaren Geist und die Schönheit der

wundervollen Sprache, wie des wohldurchdachten Wortflusses bis in die feinsten Details nach. Er beleuchtet das letztere z. B. durch das Herausheben der folgenden vier Verse aus des Dichters Ode „Siona:“

– ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑ –
Töne mir, Harfe des Palmenhains,
⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑ –
Der Lieder Gespielin, die David sang.

Wie fließend! wie singend! — Aber nun geräth der Bach mit einemmal über Stein und Fels:

⏑ ⏑ – ‖ – ⏑ ⏑ – ‖ – ⏑ –
Es erhebt steigender sich Sions Lied,
⏑ ⏑ – ‖ – ⏑ ⏑ – ‖ – ⏑ ⏑ –
Als des Bachs, welcher des Hufs Stampfen entscholl —

Hier fallen die Takte auseinander und scheinen mehr zusammengeschoben, aber sie schildern musikalisch das Hinpoltern des Wassers über die sich ihm in den Weg stellenden Hemmnisse. Dieses mag den gedankenlosen Reimling unbegreiflich sein. Ein Gassenhauer läßt sich freilich auf allen Gassen singen, ein bloßes Phantasiestück zu aller Zeit mit Pomp und Anstand hertönen, aber die wahre Poesie will vom Genie durchdacht und empfunden sein.

Man tadelte die Dunkelheit in den Klopstock'schen Dichtungen, besonders daß er seine Wortfügungen allzusehr verwirre, daß sich die Beziehung der Begriffe öfters auf einander verlören und daß zu häufig das Subjekt hinter seinem Zeitwort stehe. Gegen diesen Tadel hat den Dichter der gewiß große Kritiker Lessing in den bereits erwähnten „Briefen die neueste Litteratur betreffend“ so entschieden in Schutz genommen, daß es einem Neuling, der von Klopstocks Schriften vielleicht noch keine drei oder vier Seiten gelesen hat, gar nicht einfallen sollte, dieses Wort über die Lippen gleiten zu lassen. „Wir mußten es oft genug hören,“ schreibt Lessing 1753, „der Messias sei nicht zu verstehen und ich mußte mich oft genug auslachen lassen, wenn ich sagte, ich wollte, daß er noch ein wenig dunkler wäre. Man zeigte mir Stellen, gegen welche Orakelsprüche verständlicher sein sollten. Ich gab mir Mühe, sie zu erklären und mußte hier und da die lateinische Sprache mit zu Hülfe nehmen, da es sich denn fand, daß man keine Mühe hatte, das in einem römischen Ausdruck zu verstehen, was man in einem deutschen nicht verstehen *wollte*.“

Und über die Nachahmer der Klopstock'schen Dichtart schreibt er: „Es gibt nur allzu Viele, welche glauben, ein hinkendes heroisches Sylbenmaß, einige lateinische Wortfügungen, die Vermeidung des Reims wären zulänglich, sie aus dem Pöbel der Dichter zu ziehen. Unbekannt mit demjenigen Geiste, welcher die erhitzte Einbildungskraft über diese Kleinigkeiten weg, zu den großen Schönheiten der Vorstellung und Empfindung reißt, bemühen

sie sich, anstatt erhaben dunkel, anstatt neu verwegen, anstatt rührend romanhaft zu schreiben. Kann Etwas lächerlicher sein, als wenn hier Einer in einem verliebten Liede mit seiner Schönen von Seraphinen (Engel) spricht, und dort ein Anderer in einem Heldengedicht von artigen Mädchens, deren Beschreibung kaum dem niedrigen Schäfergedicht gerecht wäre? Gleichwohl finden diese Herren [und Frauen] ihre Anbeter und sie haben, große Dichter zu heißen, nichts nöthig, als mit gewissen witzigen Geistern, welche sich den Ton in Allem was schön ist, anzugeben unterfangen, in Verbindung zu stehn. Aber so geht es: wenn ein kühner Geist, voll Vertrauen auf eigene Stärke, in den Tempel des Geschmacks durch einen neuen Eingang dringt, so sind hundert nachahmende Geister hinter ihm her, die sich durch diese Oeffnung mit einstehlen wollen. Doch umsonst: mit eben der Stärke, mit welcher er das Thor gesprengt hat, schlägt er es hinter sich zu. Sein erstaunt Gefolge sieht sich ausgeschlossen, und plötzlich verwandelt sich die Ewigkeit, die es sich träumen ließ, in ein spöttisches Gelächter."

Um zum „Messias" zurück zu kehren, da ich die Oden bereits in ihren Eigenheiten beleuchtet habe, so muß ich auf einen thörichten Vergleich hinweisen. Vielfach wird Klopstock „der deutsche Milton" genannt, womit ich keineswegs einverstanden bin. Beide Dichter dürfen nicht in einem Athem ausgesprochen werden. Jeder von ihnen hat „heilige Gedichte" geschrieben, aber diese sind ihrem ganzen Geist und Wesen nach grundverschieden. Milton's „Verlorenes Paradies" ist ein auf alten Säulen ruhendes wohldurchdachtes Gebäude, das an das starre Hebräerthum gemahnt; Klopstock's „Messias" ist ein leichter Renaissancebau, mit dem vollen Schmuck und aller Zier unseres deutschen Malers Dürer ausgeschmückt, „ein Zaubergemälde, das in den zartesten Menschenempfindungen von Gethsemane aus über Erd und Himmel schwebet." Miltons Muse ist männlich wie sein Jambus, wie das mosaische Gesetz, Klopstock's lieblichere Muse ist eine griechische Göttin in das Christenthum übersetzt, die in Schilderungen, Elegien und Hymnen unsere fühlende Seele bewegt und den Mittelpunkt ihrer Welt durchströmt. Was die Sprache anbetrifft, so hat Klopstock auf seine Nation weit mehr gewirkt, als Milton vielleicht auf die seinige wirken konnte. Milton hatte einen Shakspeare zum Vorläufer, dem er an Farbenpracht und Reichthum der Sprache und Gedanken bei weitem nicht nahekommt. Klopstock ist vielseitig wie der große Schwan vom Avon. „Eine seiner Oden im Geschmack des Horaz", sagt Herder, „ist nach dem Richtmaß der Alten mehr werth, als sämmtliche hochaufgethürmte britische Odengebäude."

Herder schreibt in seiner „Cäcilia" (1793) über Klopstocks Einfluß auf die Ausbildung der deutschen Sprache: „Unter allen jetzt blühenden Sprachen Europa's ist es die unsere, die sich, frei von den Fesseln des Reims, und zwar nicht in unprosodischen Deklamationen, sondern in den

Silbenmaßen der Alten selbst, ihrem lyrischen Gesange hat nachschwingen mögen. Ein unverkennbarer Vorzug, der sie uns werth machen sollte. Und wer ist es, der ihr zu diesem Aufschwunge geholfen? Undankbar wäre es, den Namen des Mannes zu verschweigen, der gethan hat, was achtzehn Jahrhunderte vor ihm nicht thaten, Klopstock. Mit leichter Hand machte er das Ei des Kolumbus stehend, von dem man grammatisch erwiesen hatte, daß es nicht stehen könne, weil es keine pedes habe. Durch Wort und That hat er es dahin gebracht, daß manche schwergereimte, ehemals hochgepriesene Ode uns jetzt so gezwungen und fremd dünkt, als alten Lesern damals das leichteste griechische Silbenmaß in unserer Sprache kaum dünken konnte. Damit hat er nicht nur Griechen und Römer uns näher gebracht, daß wir ihre lyrische Kunst natürlicher ansehn, richtiger schätzen, anmuthiger und würdiger gebrauchen können, sondern was ungleich mehr sagt, er hat uns in diesen Gedanken- und Empfindungsweisen der Alten für unsere eigensten und reinsten Empfindungen gleichsam eine neue Sprache geschaffen und damit dem innigsten Gemüth eine Bildung, der Seele eine Selbsterkenntniß, dem Herzen einen Ausdruck, der Sprache eine Zartheit, Fülle und Wohlklang verliehen, von der man vor ihm nicht träumte."

Es lohnt sich für jeden, der Dichter werden will, zuerst Klopstock gründlich zu studiren, er wird aus ihm besser die Kunst der Poesie erlernen, als aus irgend einem andern Dichter des deutschen Volkes. Platen hat ihn studirt und hat von ihm den Lilienstab der vollendetsten Form in der Poesie gewonnen, den ihm mit Recht die Kenner zusprechen. Goethe hat ihn studirt und ihm die Palme der Meisterschaft zuerkannt. Wenn Goethe auch auf andere Pfade wandelte, er hat Klopstock verstanden, und empfunden, daß auf dem gleichen Felde keine Lorbeeren mehr zu erobern seien, deshalb schlug er neue Wege ein, wo er blühende Rosen um seine erlauchte Stirn sammelte. Man kann nicht zugleich Klopstock und Goethe oder Schiller, nicht zugleich Beethoven und Richard Wagner sein. Vergleicht man aber die Schöpfungen dieser verschieden gearteten Meister, so muß man jedem den ihm gebührenden Platz einräumen. Dann ragt auch das Denkmal Klopstocks eben so hoch empor, als die Denkmale von Schiller und Goethe.

Ich schließe mit der etwas abgeänderten Apotheose Klopstocks, welche Herder ihm bereits vor seinem Tode geweiht hat: „Großer, lieblicher Dichter, du Sprecher der eigensten Empfindungen unserer Seele, du konntest dein Haupt fröhlich neigen; in deinen Gesängen bist du ein Schwan worden, dessen Stimme nur mit den letzten Tönen unserer Sprache verklingt."

Der Göttinger Dichterbund "Hain" und sein Einfluß auf die Entwickelung der deutschen Dichtkunst im 18. Jahrhundert.

Vortrag gehalten im "Deutschen Litterarischen Klub von Cincinnati" am 11. November 1891.

Zu den merkwürdigsten Erscheinungen, welche die sogenannte Sturm- und Drang-Periode der deutschen Litteratur in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts kennzeichnen, gehört unstreitig der Bund der jungen Dichter, welcher im Herbst 1772 in Göttingen gestiftet wurde. Es war nicht der erste Bund deutscher Dichter, hat es doch, abgesehen von den etwaigen Verbindungen der „Minnesänger" im Mittelalter und zur Reformationszeit den Verband der „Meistersinger" noch verschiedene andere derartige Organisationen gegeben, so die „Fruchtbringende Gesellschaft" (über welche ich bereits früher einen Vortrag gehalten habe) und den sich daraus entwickelten Auswüchsen des „Pegnitz-Schäfer-Ordens" in Nürnberg, des „Blumenordens" in Leipzig, des „Elbschwanen-Ordens" in Hamburg 2c. Vielleicht könnte man auch die als „Schulen" bezeichneten Erscheinungen des siebenzehnten Jahrhunderts — die erste, bzw. zweite schlesische Dichterschule — hierherrechnen, besonders da ja auch aus der Göttinger Verbindung und ihrer mit- und nachströmenden Geistesrichtung die Bezeichnung „Göttinger Dichterschule" hervorgegangen ist.

Die Ursachen, welche zur Begründung des Dichterbundes Veranlassung gaben, sind etwas dunkel und verworren. Gottsched, viel bekämpft, hatte dennoch große Verdienste um die Förderung der deutschen Litteratur sich erworben. Er war es, der der zweiten schlesischen Dichterschule den Zopf abschnitt, d. h. den Schwulst und die sog. galante Schlüpfrigkeit, die sich bereits, trotz der heftigen Befehdung derselben durch Günther, Wernicke, Neukirch und einigen Andern, fest einzunisten drohte, durch Hinweis auf die Klassiker beseitigt hatte. Der Schwulst war geschwunden; aber Gottsched hatte ein neues Uebel an dessen Stelle gesetzt, besonders auf dem Felde der Dramatik: die Nachahmung des herrschenden französischen Geschmacks — bzw. die Racine-, Corneile-, Voltaire'sche Manier ward von ihm als das einzig nachahmungswürdige Muster für das deutsche Drama hingestellt, und auch der französischen Lyrik das Wort geredet. Ihn bekämpften die Züricher Professoren Bodmer und Breitinger, denen sich später noch Lessing, Herder und einige Andere anschlossen, gegenüber deren klare Erkenntniß von dem ächten dichterischen Geiste Gottsched noch während seines Lebens unterliegen mußte.

Als der Kampf gegen Gottsched kaum von den genannten Schweizern begonnen worden war, wurde man sich in Deutschland bewußt, daß es nicht allein das Drama sei, welches einer Reformation bedürfe, sondern die ganze Geschmacksrichtung in der deutschen Litteratur. Eine Anzahl deutscher

Dichter vornehmlich in Sachsen und Norddeutschland gründete, da in Leipzig, wo Gottsched Alleinherrscher war, an ein Aufkommen nicht gedacht werden konnte, in Norddeutschland ein eigenes Organ zur Bekämpfung der Gottsched'schen Richtung, die sogenannten „Bremer Beiträge", worin sie einer neuen Richtung die Bahn brachen (1744 - 1759). Die Unternehmer waren Gärtner, Rabener, der ältere Kramer, Adolph Schlegel, Arnold Schmidt, Ebert, Zachariä und Mylius; Straube, Gleim, Ramler, Klopstock und Gellert traten bald darauf zu ihnen in nähere Beziehung. Hier leuchtete zuerst die Fackel des jungen deutschen Geistes empor, besonders getragen durch Klopstock, Ramler, Ewald von Kleist, Gleim und Gellert. Aber auch hier ward, nachdem man den Gipfel erklommen und noch höher hinaus wollte, ein Luftgebäude errichtet, indem man auf eine höhere Fassungskraft des Leserkreises baute, und das Unternehmen brach in sich selbst zusammen. Die Aufnahme der drei ersten Gesänge von Klopstock's „Messias", im Widerspruch mit der ursprünglichen Tendenz der „Beiträge", war die erdrückende Last, welche den Bruch verursachte. Die gewaltig hervortretende Individualität des unsterblichen Werkes paßte nicht in den Rahmen der „Beiträge". Vom Standpunkt, den die Zeitschrift einnahm, hätten die Gesänge zurückgewiesen werden müssen, aber man scheute sich, dem gefeiertsten Dichter Deutschlands, dessen Oden, Hymnen und kirchlichen Gesänge ohne Anstoß gebracht und allgemein bewundert worden waren, das Anerbieten abzuschlagen. Eine Minderheit der Leiter, gerade Klopstocks besten Freunde, waren für die Abweisung, die fast erfolgt wäre. Bald nach dem Abdruck der „Messias"-Gesänge schlossen die „Beiträge"; die Fortsetzung ging in Dreyer's alleinige Hand über und dessen leichtsinnige Leitung lenkte sie auf andere Bahnen. Die übrigen Genossen zerstreuten sich, dichteten noch lange in der alten Weise fort, aber blieben ohne Einfluß. Der siebenjährige Krieg endlich schuf eine gewaltsame Pause.

Nach dem Hubertsburger Frieden dachte man wieder an eine Neuerweckung der Musen. Den Kriegsliedern folgten anakreontische Dichtungen, und die leichtgeschürzten französischen Pierinnen flatterten in den nachgeahmten deutschen Flügelkleidchen unter dem graziösen Aufputz eines Meisters wie Wieland höchst naiv umher und errangen durch ihr leichtsinniges Getändel allgemeine Bewunderung. Diesem buntbeschwingten Schmetterlingschor entgegen stellten sich die moralisirenden Dichter und die Odensänger: Gellert und Uz, Lavater und Zollikofer, Klopstock und Ramler. Von den wirklichen Nachtigallen und Lerchen darunter bis herab zu den gelehrten Eulen und unheilkrächzenden Raben waren zahlreiche ästhetisirende und spintisirende Dichter und Kritiker aufs Eifrigste bemüht, der das Welschthum nachäffenden frivolen Tendenz, wie sie es nannten, den Krieg zu erklären, ohne besonders viel auszurichten. Zwischen diesen Extremen traten Lessing und Herder als Vermittler auf, um eine höhere va-

terländische Dichtung anzubahnen; ersterer durch seine scharfsinnigen Kritiken über das Drama, über Kunst und Aesthetik, letzterer durch seine „Fragmente über die neuere deutsche Litteratur".

Um diese Zeit (1768) kam der junge Gottfried August Bürger als Student der Rechtswissenschaft nach Göttingen, der schon in Halle unter Klotz' Anleitung Verse gemacht hatte. Derselbe traf hier bald darauf einen andern, ebenfalls für die Poesie begeisterten jungen Mann, Christian Heinrich Boie, mit dem er sofort warm befreundet wurde. Sie studirten dann mit anderen gemeinschaftlich die besten Dichter unter den Alten und Neueren und neben den Deutschen die Franzosen, Italiener, Spanier und Engländer, zum Theil ohne Lehrer, auf das Eifrigste. Shakspeare war so sehr ihr Liebling und Muster geworden, daß sie in Gesellschaft von Freunden, wozu Biester, Sprengel, der Baron von Kielmannsegge, Kästner, Heyne u. A. gehörten, fast nur in Shakspeare'schen Ausdrücken sich zu unterhalten pflegten. Einige von ihnen feierten, wie Althoff versichert, einmal Shakspeare's Geburtstag mit so öffentlichem Jubel, daß sie ihren Rausch auf dem Harzer ausschlafen mußten.

Gotter, der auch zu ihrem Kreis sich hingezogen fühlte, aber nach französischen Mustern gebildet und in Göttingen allgemein als Dichter anerkannt war, knüpfte mit diesen beiden und Kästner ein neues Band der Freundschaft. Der französische Musenalmanach, welcher seit 1765 erschien und den sie mit einander lasen, weckte in ihnen die Idee der Begründung eines ähnlichen dichterischen Jahrbuches in Deutschland. Sie trafen mit dem Göttinger Verleger, Johann Christian Dietrich ein Uebereinkommen, Boie wurde mit der Redaktion betraut und dieser und Bürger besorgten die nöthigen Arbeiten, bei welchen sie durch Gotter und Kästner mit Beiträgen unterstützt wurden; und so entstand der erste „Deutsche Musenalmanach für das Jahr 1770". Als der Druck bereits im Gange war, wurde ein Prospektus ausgesandt, um Abonnenten zu gewinnen, was dann zu einer der eigenthümlichsten Freibeutereien führte, wovon die deutsche Litteraturgeschichte zu erzählen weiß.

Der Prospektus war nicht sobald in Deutschland verbreitet, als schon der Verleger Schwickert in Leipzig — der Begründer der Raubfirma James Dodsley & Co., eine Pseudo-Firma, welche Lessings „Dramaturgische Blätter" stahl und unbefugt nachdruckte, wogegen Lessing bekanntlich in geharnischter Weise die Waffen der Kritik schleuderte — als Schwickert sich mit einem Leipziger Schriftsteller, Christian Heinrich Schmid, verband, die einen Oppositions-Almanach in Leipzig herausgaben, unter dem Titel: „Almanach der deutschen Musen auf das Jahr 1770". Nicht bloß, daß die Leipziger Opposition trieben, sie griffen auch zum Diebstahl. Schwickert bestach nämlich einen Buchdruckergesellen des Göttinger Verlegers, der Druckbogen des unter der Presse befindlichen ersten

„Musen-Almanachs" entwendete und sie mit Schnellpost an Schwickert sandte, so daß dieser mit seiner Ausführung der fremden Idee und sogar mit einigen der darin befindlichen Originalsachen eher auf dem Büchermarkt erschien, als der Göttinger Verleger. Uebrigens bestand der Leipziger Almanach nur zwölf Jahre lang, der Göttinger aber bis 1804, fünfunddreißig Jahrgänge in ebensoviel Bänden. Herausgeber des letzteren waren 1770 bis 1774 Boie, 1775 Johann Heinrich Voß als Stellvertreter Boie's, 1776 – 1778 Günther-Göckingk, 1779 – 1794 Gottfried August Bürger, 1795 – 1804 Karl Reinhardt. Dietrich blieb Verleger während der ganzen Zeit.

Das Erscheinen des „Musenalmanachs", zu dessen Mitarbeitern allmählig die bedeutendsten Dichter Deutschlands herangezogen wurden, wirkte hoch anregend auf die Studentenwelt der Göttinger Universität. Eine Anzahl derselben, besonders jene, welche Verehrer der Muse Klopstocks und Ramlers waren, und die in den vaterländischen Dichtungen des Sängers des „Messias" das anzustrebende Ideal der Jugend zu schauen glaubten, traten bald darauf in freundschaftlichem Verkehr zusammen, um auf dem Felde der Musen zu streben und zu kämpfen. Den Namen „Göttinger Parnaß", wie ihre Verbindung anfänglich genannt wurde, hat ihnen wahrscheinlich Bürger in einem Brief an Gleim, datirt Gelliehausen, den 20. Sept. 1772, beigelegt, wo er schreibt:

„Zu Göttingen keimt ein ganz neuer Parnaß und wächst so schnell, als die Weiden am Bache. Wenigstens zehn poetische Pflanzen sprossen dort, wovon zuverlässig vier oder fünf zu Bäumen dereinst werden. Ich erstaune und verzweifle beinahe, wenn mich Boie hier auf meinem Dörfchen besucht und die Produkte dieser Pflanzschule mir vorlegt. Wenn das so fortgeht, so übertreffen wir noch alle Nationen an Reichthum und Vortrefflichkeit in allen Arten. Ich glaube, wir sind noch im vollen Steigen und noch lange nicht an unserm Ruhepunkte."

Karakter und Anschauungen mochten bei diesen jungen Dichtern verschieden veranlagt sein, aber sie stimmten in Einem zusammen: Der deutschen Dichtkunst wollten sie durch eigenes Ringen und klares Erkennen dienstbar sein; sie wollten ächte Musensöhne werden und durch gegenseitige freimüthige Kritiken sich gemeinsam emporheben, um den von ihnen verehrten Vorbildern nahe zu kommen. Boie, Bürger, Wehrs, Johann Martin Miller, sein Vetter Gottlob Dietrich Miller und Hölty hatten sich schon befreundet und in dieser Weise verbunden, als Voß im Frühjahr 1772 nach Göttingen kam. Diese sieben, zu denen sich auch noch Ewald, Karl Friedrich Cramer, Fröbing, Esmarch, Gratenauer, Rosenbusch und Seebach gesellten, bildeten eine Gesellschaft, die der Reihe nach wöchentlich (gewöhnlich Sonntag Nachmittags) bei dem Einen oder Andern sich versammelte. Was im Laufe der Woche von ihnen gearbeitet worden war,

wurde vorgebracht, gelesen und kritisch geprüft. Boie, der Herausgeber des „Musenalmanachs", der schon einige Erfahrung hatte, verbesserte.

Dann traten sie, mittelst Boie's umfangreichen Briefwechsel, in schriftlichem Verkehr mit den bedeutendsten damals lebenden deutschen Dichtern, wie Ramler, Knebel, Denis, Wieland, Gleim, den beiden Jacobi's, Michaelis, Dusch, Ebert, Lessing, Weiße und vielen Anderen. Das gemeinsame Band, welches Alle umschlang, war die Poesie und der „Musenalmanach". Von den Göttinger Professoren zeigten sich ihnen der Litteraturhistoriker Dieze, der Philosoph Feder, der gefürchtete Epigrammatiker Kästner, der Privatdozent Miller, anfangs auch der Humanist Heyne freundlich gewogen, und mit Bürger, der im Sommer 1772 als Amtmann nach Gelliehausen ging und dem Konrektor von Einem in dem unweiten Münden standen sie in persönlichem Verkehr.

Ueber den Geist, der in diesem jugendlichen Kreise wehte, schreibt Johann Heinrich Voß bald nach Ankunft in Göttingen an seinen Freund, den Prediger Brückner in Großen-Vielen im Mecklenburgischen, wie folgt: „Wie glücklich wäre ich, wenn Sie mit in unserer Gesellschaft wären, die mir so manche angenehme Stunde schenkt! Ich muß sie Ihnen doch hernennen: Hölty, ein sehr malerischer Dichter; beide Miller's, Vettern des Doctor Miller und — Minnesänger; Wehrs, mehr Beurtheiler als Dichter; Ewald, ein feuriges Genie, das sich aber zu seinem Unglück von dem windigen Riedel hat verführen lassen, ungefeilte Oden herauszugeben; Cramer, ein Sohn des berühmten Cramer, von dem Sie die Ode auf den Tod Bernstorff's kennen, ein Kopf, der ungemein viel verspricht; Esmarch, ein bloßer Dilletant, der aber die Alten sehr vertraut kennt, und der mit mir jetzt, für den Unterricht im Französischen, den Pindar liest, und Seebach, den Sie in Vielen haben kennen lernen ..... Noch einen glücklichen Kopf hätte ich bald vergessen Ihnen bekannt zu machen. Er heißt Hahn, aus dem Zweibrückischen gebürtig. Einige Gedichte, die ihn uns bekannt machten, waren freilich voller ausschweifender Verzuckungen; aber sie verriethen Genie. Einige Zeit nachher machte er das vortreffliche Stück an Miller:

Teuthard an Minnehold.

Noch log, im Biederstamme Teuts,
Kein Höfling mit gesalbtem Haar
Dem Feinde Freundschaft vor.

Noch schloß ein Wort voll Ernst, und laut
Ein Handschlag drauf der Herzen Bund,
Und ewig war der Bund!

Da kam er über'n Rhein, der Knecht
Des Bourbon, stets der Liebe Schwur
Im Mund', im Herzen Fluch.

Ha! Westgelispel war ihm Treu',
Und Eid, und Glauben, und den Dolch
Verkündete sein Kuß.

Geschreckt verschließt Thuiskon's Sohn
Nun tief in sich sein Herz, und lauscht,
Und wägt erst jedes Wort;

Und vieler Jahre Reih' (und doch
Wie selten! doch vom Mißtraun wie
Entheiligt!) knüpft das Band;

Ein dünnes, weitgeknüpftes Band!
Fern droht ein Sturm, noch ist er Hauch,
Und, siehe! schon zerfliegt's.

Und wir! — Nicht Jahre kenn' ich Dich,
Doch kenn' ich Dich; seh' Deinen Blick;
Und hört' ich nicht Dein Lied?

Dein Herz ist deutsch, und deutsch mein Herz!
Es liebt Dich! Wiß es ganz! Verflucht,
Was Franzensitte lehrt!

Und jedem Folger Fluch! Hier ist
Mein Wort! Hier meine Hand! Schlag ein!
Und ewig sei der Bund!

„Es ist wahres, kein nachgemachtes Klopstockisches Feuer darin. Er ist ein Feind aller Gallier, die unser deutsches Vaterland mit ihren Sitten verderbten." Bürger's gedenkt Voß in diesem Briefe nicht, weil derselbe schon in Gellehausen im Amte war und nur selten nach Göttingen kam. Voß achtete ihn damals noch sehr hoch und nannte ihn „den Unvergleichlichen, das feurige Genie." Auch Boie ist nicht erwähnt; die andern kamen erst später hinzu.

Soweit war der eigentlichen Organisation des Bundes vorgearbeitet worden. Lebendige Gestalt sollte er erst durch eine eigenthümliche Feier erhalten, die ich mit den Worten J. H. Voß' schildern will: „Sonnabend am 12. September 1772 gingen die beiden Miller, Friedrich Hahn, Hölty, Wehrs und Voß spät nach einem nahegelegenen Dorfe. (Voß nennt das

Dorf nicht. Die Tradition in Göttingen bezeichnet Weende, dessen laubenreicher Wirthsgarten von den jungen Dichtern häufig besucht und besungen wurde. Herbst bezeichnet die große Eiche in der Nachbarschaft von Geismar als den Ort der Zusammenkunft.) Der Abend war außerordentlich heiter und der Mond voll. Sie überließen sich ganz den Empfindungen der schönen Natur, aßen in einer Bauernhütte eine Milch und begaben sich darauf in's freie Feld. Hier fanden sie einen kleinen Eichengrund und sogleich fiel ihnen allen ein, den Bund der Freundschaft unter diesen heiligen Bäumen zu beschwören. Sie umkränzten die Hüte mit Eichenlaub, legten sich unter den Baum, faßten sich alle bei den Händen, tanzten so um den eingeschlossenen Baum herum, riefen Mond und Sterne zu Zeugen ihres Bundes an und versprachen sich ewige Freundschaft. Dann verbündeten sie sich, die größte Aufrichtigkeit in ihren Urtheilen gegen einander zu beobachten, und zu diesem Zwecke die gewöhnliche Versammlung noch genauer und feierlicher zu halten. Voß ward durchs Loos zum Aeltesten erwählt. Jeder sollte Gedichte auf diesen Abend machen und ihn jährlich begehen. Die Bundesbrüder legten sich neue Namen bei: Voß hieß zuerst Gottschalk, dann Sangrich; Hölty Haining (nach einer Klopstock'schen Ode); Hahn Teuthard; Johann Martin Miller Minnehold; Gotthold Dietrich Miller Bardenhold; Wehrs Raimund; Boien gab Voß später den Namen Werdomar (nach Klopstocks „Hermannschlacht" der Anführer des Bardenchors)."

Die ganze Verbrüderungsgeschichte mag uns im dürren Alter etwas knabenhaft vorkommen; aber es waren auch noch fast lauter Knaben. Hölty, der hochernste Hölty war damals noch nicht ganz 24 Jahre alt; G. D. Miller und Hahn waren erst 19, Voß und Wehrs 21 und J. M. Miller war 22 Jahre alt. Mit der Erwählung von Bundesnamen hatten sie sich an die alten Vorbilder von der „Fruchtbringenden Gesellschaft", den „Pegnitzschäfern" ꝛc. gehalten. Wir dürfen dabei nicht vergessen, daß aus diesen sechs Jünglingen drei der bedeutendsten deutschen Dichter hervorgegangen sind: Hölty, der herrliche Oden- und Liederdichter, Johann Martin Miller, einer der sangreichsten und vielgesungensten Volksdichter Deutschlands — ich erinnere nur an die Lieder: „Das ganze Dorf versammelt sich", „Was frag ich viel nach Geld und Gut, wenn ich zufrieden bin!" und viele andere — und Voß, der Schöpfer der deutschen Idylle und unübertroffene Uebersetzer der griechischen und römischen Klassiker (Homer, Vergil, Horaz, Ovid ꝛc.).

Voß meint, wohl nicht ganz mit Unrecht, daß ohne ihn der Bund nicht zu Stande gekommen wäre, und dünkte sich darauf ein bischen stolz sein zu dürfen. Vor ihm habe Bürger viel Gutes, aber auch viel Böses gestiftet. Sein Geschmack sei zu einseitig, zu weichlich gewesen, Hahn sei nicht geachtet worden, Hölty hätte nur Liebeslieder bringen dürfen und

Boie's Geschmack sei zu französisch gewesen. Seit Voß da war, war die feste Freundschaft geknüpft, Hahn, der feurige Hahn durfte frei singen, Hölty auch und Boie sei so deutsch, so glühend deutsch geworden, wie es Klopstock nicht hätte glühender sein können ꝛc.

Daß Bürger die jungen Dichter vom ernsten Streben abgehalten habe, ist gewiß eine präsumptive Behauptung seitens Voß, und es spricht gerade nicht zu des letzteren Gunsten, daß er mit diesem Argument im Jahr 1804 hervortrat, nachdem Bürger bereits zehn Jahre todt war. Verfolgen wir Bürger's Entwickelungsgang, so sehen wir, daß er mit der Nachbildung der Alten begann, später den Franzosen nachahmte und Gleim ihn sogar den deutschen Greffet nannte. Dann aber, lange bevor Voß nach Göttingen kam, hatte er Shakspeare und Ossian kennen gelernt und sie mit dem ganzen Enthusiasmus seines lebhaften, feurigen Geistes aufgenommen; er hatte Percy's "Reliques" kennen gelernt, und Herder's „Fragmente", die das Originale zum Prüfstein des Poetischen machten und die Wiederaufnahme der Volkspoesie dringend empfahlen, mit Eindruck gelesen. Wir sehen in ihm zum ersten Mal seit zwei Jahrhunderten wieder das Ideal des Volksdichters, ein Ideal, das er praktisch zu erreichen und theoretisch zu begründen bemüht war. Und ist er nicht noch bis heute der erste und neben Goethe und Uhland der bedeutendste Volksdichter der Deutschen? Wir sehen, wie er zur Erreichung seines Zieles, sein Augenmerk auf das Studium der Minnesänger richtete und mit Johann Martin Miller, der in seiner heimathlich-schwäbischen Mundart das Hülfsmittel besaß, jene alten Dichter sich und seinen Freunden zugänglich zu machen, sie mit Fleiß studirte, und diese Form aufs eifrigste annahm und, wie Knebel versichert, es bald dahin brachte, „daß er Minnelieder mit Miller um die Wette sang und in ihren freundschaftlichen Kreisen den Namen des Minnesingers mit ihm theilte."

Miller hatte schon durch die Umgebung seiner Jugend die Grundzüge der dichterischen Behandlung solcher Stoffe in sich aufgenommen und stand dem Ursprünglichen, Volksthümlichen sehr nahe, wie sein „Bauernlied" bezeugt, das zuerst im Almanach für 1772, also ein Jahr früher, bevor Voß nach Göttingen gekommen war, gedruckt wurde und von nah und fern außerordentlichen Beifall errang. Bürger erkannte ganz bestimmt zur Zeit schon was der deutschen Dichtkunst noth that, daß sie sich nämlich von der Stubengelehrtheit losschälen müsse, in welcher sie seit dem Ende des sechszehnten Jahrhunderts eingehäutet worden war, wenn sie etwas Hervorragendes leisten wollte; und gewiß gährte schon damals in ihm der Gedanke, daß man die wahre Poesie den herzrührenden Klängen des Volksmundes abhorchen, „in der Abenddämmerung dem Zauberschalle der Balladen und Gassenhauer, unter den Linden des Dorfes, auf der Bleiche und in den Spinnstuben lauschen müsse." Wenn wir das alles in Erwägung ziehen,

wo bleiben dann die obigen Vorwürfe? — Doch wieder zu Vossens Erzählung:

„Diese Jünglinge kamen nun alle Sonnabende um vier Uhr bei einem zusammen, also zu der Zeit in der die Sitzungen der königl. deutschen Gesellschaft stattzufinden pflegten; bisweilen gab es auch noch im Laufe der Woche eine Extrasitzung. Das von G. D. Miller lakonisch geführte Protokoll verzeichnet vom 13. September 1772 bis 27. Dezember 1773 neunundsechzig Versammlungen. Klopstocks Oden und Ramlers lyrische Gedichte und ein in schwarz- vergoldetes Leder gebundenes Buch mit weißem Papier in Briefformat lagen auf dem Tische. Sobald alle da waren, las einer eine Ode von Klopstock oder Ramler vor, und man urtheilte alsdann über die Schönheiten und Wendungen derselben und über die Deklamation des Vorlesers. Dann wurde Kaffee getrunken und dabei, was man die Woche über etwa gemacht, hergelesen und darüber gesprochen. Dann nahm es Einer, dem es aufgetragen wurde, mit nach Hause und schrieb eine Kritik darüber, die des andern Sonnabends vorgelesen wurde. Das schwarze Buch hieß das Bundesbuch und sollte eine Sammlung von den vorläufig gebilligten Gedichten des Bundes werden. Sechs Wochen nach dem Bündniß unter der Eiche stand noch nichts darin, weil die Gesänge, die jeder darauf gemacht hatte, anfangen sollten, aber noch nicht vollendet genug erschienen."

Das Bundesbuch ist erhalten (2 Bände 4to.) und gehört zu den interessantesten handschriftlichen Schätzen der Göttinger Bibliothek. Leider sind von 284 Gedichten in den Handschriften ihrer Verfasser 18 ganz oder theilweise (13 Blätter) aus dem ersten Band ausgeschnitten und von Autographensammlern geraubt worden. Die vollständig erhaltenen sind: von Boie 22, Pastor Brückner zu Großen-Vielen 4, Bürger 1 (2 ausgeschnitten), Cramer 5, Matthias Claudius 3, Hahn 6 (1 ausgeschnitten), Hölty 39 (8 ausgeschnitten), Johann Martin Miller 82 (2 ausgeschnitten), Gotthold Dietrich Miller 10 (2 ausgeschnitten), Christian Graf Stolberg 9, Friedrich Leopold Graf Stolberg 19, Johann Heinrich Voß 31 (3 ausgeschnitten), Schönborn 1, Leisewitz 1, Johann André 1, die übrigen 32 von nicht zum Bund gehörenden Dichtern.

Die Lücken im Bundesbuche lassen sich theilweise aus dem gleichfalls erhaltenen Bundesstammbuch Vossen's ergänzen, das ursprünglich alle vorgelesenen Gedichte hatte aufnehmen sollen. Das Vossi'sche Buch liefert 9 derselben und außerdem sind 3 im Druck erhalten. Verloren sind die 2 (übrigens verworfenen) Gedichte von G. D. Miller: „Auf Babet's Tod" und „Bey Babet's Grabe", und 4 Gedichte von Hölty: „An Damon", „An die Laute", „Der Trost" und „Die Gräber", bis auf die Anfangs- und Schlußverse des ersten und letzten.

Eine dritte erhaltene Urkunde des Bundes ist das Protokollbuch der ersten beiden Jahre, von G. D. Miller geführt, die späteren sind nicht aufgefunden worden. Aus diesem geht hervor, daß in 69 Versammlungen (vom 13. September 1772 bis 27. Dezember 1773) 20 Gedichte von Boie, 5 von Cramer, 9 von Hahn, 65 von Hölty (mehr als die Hälfte aller seiner Gedichte = 113), 102 von J. M. Miller, 16 von G. D. Miller, 7 von Christian von Stolberg, 14 von F. L. von Stolberg und 43 von Voß vorgelesen wurden. Im weiteren Sinn ist der „Göttinger Musenalmanach", mit seinen zahlreichen Bänden und tausenden Gedichten, das Bundesbuch des „Hain's" geworden. Doch wieder zu der Voß'schen Schilderung des Bundes zurück:

„Der Bund als solcher („Hain" nannte er sich = den Namen „Hainbund" hat ihm Voß erst 1804 beigelegt) war etwas Engeres geworden, als die frühere Gesellschaft (der „Parnaß"), doch blieb der Verkehr mit den alten Freunden bestehen. Als Ewald im Herbst 1772 Göttingen verließ, hatte er den ganzen „Göttinger Parnaß", auch Bürger aus Gelliehausen, am 3. Oktober zum Abschiedsschmause gebeten." — Ewald, welcher damals bereits Advokat in Gotha war, hatte sich im Jahre 1772 als Begleiter eines wohlhabenden jungen Mannes zu Göttingen aufgehalten und dort in den Kreisen des Parnasses und Hainbundes gelebt, wie folgendes vom 28. September 1772 datiertes Abschiesgedicht bezeugt:

An Herrn Schulthes und Herrn Ewald.

War nur darum, von unserm Kuß entflammet,
Eure Lippe voll Seele; letzt' uns darum,
In vertraulicher Laub', umschlungen, Euer
Süßes Geschwätze:

Daß wir bitterer itzt die Stunde fühlten,
Die aus unsr'rer Umarmung Euch hinwegreißt,
Euch auf ewig, auf ewig! (so gebeuts das
Schicksal!) hinwegreißt?

Jetzt, da traurige Wind' uns bald verkerkern,
Flieht Ihr, ferne von unserm Kreis, zu Gothas
Lauten Freuden zurück, und ihrer Bälle
Nächtlichem Prunke;

Hört das Schluchzen verlaßner Freund', ihr langes,
Unterbrochnes Lebewohl nicht: Ihr hört nur
Stets den freudigen Gruß des überraschten
Harrenden Mädchens!

Die Unterschriften dieses Gedichtes kündigen auch gewiß alle Theilnehmer an dem Abschiedsschmause an. Es sind: „G. A. Bürger. H. C. Boie, aus Dittmarschen. C. H. Esmarch, aus Angeln. J. C. Fröbing, aus dem Hohenlohischen. F. C. Gratenauer, aus der Neumark. F. Hahn, aus Gießen. C. H. Hölty, aus dem Hannöverischen. J. M. Miller, aus Ulm. G. D. Miller, aus Ulm. F. A. Rosenbusch, aus St. Andreasberg. J. H. Voß, aus Mecklenburg. J. T. L. Wehrs, aus Göttingen." — „Das war nun eine Dichtergesellschaft, sie zechten auch Alle, wie Anakreon und Flakkus; Boie, ihr Werdomar, oben im Lehnstuhl und zu beiden Seiten der Tafel, mit Eichenlaub bekränzt, die Bardenbrüder. Gesundheiten wurden getrunken: Erstlich Klopstock! Boie nahm das Glas, stand auf und rief: Klopstock. Jeder folgte ihm, nannte den großen Namen, und nach einigem heiligen Stillschweigen trank er. Nun Ramlers! Nicht voll so feierlich. Lessing's, Gleim's, Geßner's, Gerstenberg's, Uzen's, Weißen's (der anderthalb Jahre später schon in die Acht erklärt wurde), auch Brückner's, des Vossischen Freundes, mit seiner „Doris". — Hahn, die Miller mit ihrer männlichen deutschen Kehle, Boie und Bürger mit Silberstimmen, Voß, Hölty und die Uebrigen riefen das feurige: Lebe! Jemand, wohl Bürger, nannte Wieland. Man stand mit vollen Gläsern auf: „Es sterbe der Sittenverderber Wieland, es sterbe Voltaire!" scholl es im Kreise." — Nicht Alle hatten mit eingestimmt. Bürger verließ den Bund noch in derselben Woche. Gotter, der bald darauf in Göttingen war, scheint von diesem Studenten-Pereat nichts erfahren zu haben, da er am 24. Oktober die Sonnabendgesellschaft besuchte. Zwei Jahre später wollte er mit dem Almanach nichts mehr zu thun haben, weil man Wieland angegriffen habe. (Musenalm. 1775, S. 209.)

„Im Herbst 1772 kamen die Stolberge mit ihrem Hofmeister Clauswitz nach Göttingen, die als Freunde Klopstocks, den Bund mit dem Dichter des „Messias" bald in unmittelbaren Verkehr brachten. Am 5. Dezember besuchten sie das erste Mal die Bundesversammlung. Klopstock hatte seine „Herrmannschlacht", noch ehe sie gedruckt war, den Grafen in einem Walde vorgelesen. Bei einer Stelle fing Friedrich Leopold an zu weinen und drückte schweigend und voll freudigem Grimms dem Barden die Hand. „Jüngling", antwortete der Unsterbliche, der in der Hitze des Vorlesens war, „dies Lob reizt mich mehr als Deutschlands Lob!" — Junge Grafen, die ihre juristischen Kollegia aufgaben und den Homer für sich lasen, Freunde Klopstock's, die den erhabenen, schauergebärenden Wonnegedanken „Freiheit", den die Höflinge nicht kannten, fühlten und in Odenbegeisterung priesen, mußten in den Augen der jungen Bundesbrüder wohl als ein Phänomen erscheinen. Beide Stolberg wurden mit Clauswitz schon am 19. Dez. in den Bund aufgenommen. Anfang 1773 auch Cramer „auf sein Anhalten." Vossen's Freund, der Prediger Brückner im fernen Mecklenburg, war

schon kurz vorher Mitglied geworden und hatte sich den Bundesnamen Cilyn beigelegt.

„Am 4. März 1773 bauten sich die Bundesbrüder einen Rasensitz unter der Eiche des Bundes. Von nun an wurde die Bundessache eine ernste. Klopstock ließ von Hemmerde, dem Verleger seines „Messias", den 16. und 17. Gesang an den Bund senden, die mit Begeisterung aufgenommen und am 6. März in der Versammlung verlesen wurden. Er sandte, als die Grafen im April 1773 in Altona bei ihrer Mutter zum Besuch gewesen und ihm vom Bunde ein Buch voll Gedichte, mit der Bitte um Beurtheilung, überbracht hatten, jedem Bundesgliede einen Kuß und einen Kupferstich: „Die heilige Muse", von Preißler gestochen (aus der Kopenhagener Prachtausgabe des „Messias"), und ließ ihnen sagen, er wäre recht sehr mit den Jünglingen zufrieden. In der Begeisterung für ihren „Unsterblichen" thaten die Bundesglieder Unerhörtes. Nur durch ihren Eifer war es möglich, daß in Göttingen, wo damals 847 Studenten waren, sich 342 Subskribenten auf Klopstocks „Gelehrtenrepublik" fanden, während in Erfurt nur 12, in Leipzig nur 25 angemeldet wurden.

„Am 2. Juli 1773 wurde Klopstocks Geburtstag gefeiert. Gleich nach Mittag des regnerischen Tages (sonst hätten sie das Fest wohl unter der Bundeseiche begangen) kamen die Bundesglieder auf Hahn's Stube, welches die größte war, zusammen. Eine lange Tafel war gedeckt und mit Blumen geschmückt. Oben stand ein Lehnstuhl ledig, für Klopstock, mit Rosen und Levkoyen bestreut, und auf ihm sämmtliche Werke Klopstocks. Unter dem Stuhl lag Wieland's „Idris", zerrissen. Jetzt las Cramer aus den Triumpfgesängen und Hahn etliche sich auf Deutschland beziehende Oden von Klopstock vor. Und darauf tranken sie Kaffee; die Fidibus waren aus Wielands Schriften gemacht. Boie, der nicht rauchte, mußte doch auch einen anzünden und auf den zerrissenen „Idris" stampfen. Hernach tranken sie in Rheinwein Klopstock's Gesundheit, Luther's Andenken, Hermann's Andenken, des Bundes Gesundheit, Ebert's, Goethen's (dessen „Götz" soeben erschienen und in den Göttinger Kreisen sogleich mit Jubel aufgenommen worden war), Herder's, dessen „Blätter von deutscher Art und Kunst" ihre güldenen Sprüchlein boten, u. A. Klopstock's Ode, „Der Rheinwein" wurde vorgelesen und noch einige andere. Nun war das Gespräch warm. Sie sprachen von Freiheit, die Hüte auf dem Kopf, von Deutschland, von Tugendgesang, und es läßt sich denken wie. Dann aßen sie, punschten und zuletzt verbrannten sie Wielands „Idris" und sein Bildniß aus dem Leipziger Almanach."

Das war nun freilich eine jugendliche Thorheit, und daß sie dieselbe auch noch in den „Musenalmanach" verpflanzten, eine doppelte. Von allen Seiten gab sich unverholene Entrüstung kund. Kästner, der sich anfangs für sie interessirt hatte, trennte sich, wie auch Gotter, von ihnen und schoß

beißende Epigramme auf die „Tugendhaften“ ab. Selbst der alte gutmüthige Gleim schrieb ein satyrisches Gedicht auf die „unberufenen Prüden“. Noch andere ergingen sich in Spottgedichten auf die „bartlosen Barden“, welche von den Jünglingen mit Eifer in ebenso spottender Weise erwiedert wurden.

Wieland ärgerte sich über den Vorgang, weil er Klopstock dahinter vermuthete, was dieser aber brieflich zu verneinen sich beeilte. Dennoch schrieb Wieland eine längere Abhandlung in seinem „Teutschen Merkur“ (1775): „Unterredung zwischen W * * und dem Pfarrer zu * * *“, als Vertheidigung gegen die Anklage verführerischer Ueppigkeit, welche die Göttinger hauptsächlich ausgesprochen hatten. Er schreibt darin: „Als ich die „Komischen Erzählungen“ und den „Idris“ dichtete, hatte ich die Welt, von der ich gelesen sein wollte, und die solche Werke ohne Schaden lesen kann, so lebhaft vor Augen, daß ich nicht daran dachte, daß diese Gedichte auch *vorwitzigen Knaben* und *glühenden Jünglingen* (glühende Mädchen gibt es, glaube ich, nicht, und an denen die es sind, ist schon nichts mehr zu verderben) in die Hände fallen, jene lüstern machen und bei diesen Oel ins Feuer gießen würden.“ Und in einer Note fügt er bei: „Man bittet *erotische* Gemälde nicht mit *asotische* zu verwechseln.“ Damit aber diese Schrift nicht an die unrechte Adresse gelange, sagte er an einer andern Stelle: „– – – ich bin sehr überzeugt daß die *Epigrammen* des redlichen, die Tugend mit Enthusiasmus liebenden Voß (im Göttinger Musenalmanach) das geringste von den Uebeln sind, wozu ich gelegentlich Ursache gewesen sein mag.“ Auch in der zweiten Ausgabe von „Idris und Zenide“, wozu er die Einleitung umarbeitete, streute er einige zarte Rippenstöße gegen die Göttinger ein, denen er im dritten Gesange zuruft:

„– – – – Ein Wahn, der mich beglückt,
Ist eine Wahrheit werth, die mich zu Boden drückt.“

Sich selber muntert er auf:

„Bedien einmal die Welt nach ihrer Art
Und zeige, daß Vernunft sich auch mit Thorheit paart.“

Er meint freilich:

„Vom dummen Ernst wird zwar dies Bündniß angeschwärzt.“

Und um den Göttinger „Hain“ nicht aus den Augen zu verlieren, läßt er den „Idris“ einen Hain betreten:

„– – – – – Er tritt in einen Hain,
Den ich, weil Lessing mich am Ohr
Zupft, nicht beschreibe – – – –.“

Als Voß ein und zwanzig Jahre später (1794) nach Weimar kam, besuchte er auch Wieland, der die Geschichte von der Verbrennung seines Portraits

von Voß verlangte. Voß erzählte sie in lustigem Tone, und Wieland lachte herzlich über die eigenthümliche Aufregung der Göttinger Jugend, noch mehr aber über die merkwürdigen Vergrößerungen des Gerüchts. Vielleicht hatte auch Voß die Sache wesentlich verkleinert, war er doch, neben Hölty und Hahn, der Aggressivste von Allen, wie seine zur Zeit an Brückner geschriebenen Briefe bezeugen. Als Voß dreißig Jahre später (1804) die Geschichte des Bundes schrieb, milderte und beschönigte er die damalige Begebenheit soviel wie möglich.

Die sonderbare Schwärmerei der jungen Dichter äußerte sich auch noch in anderer Weise. Wir lassen am besten Voß wiederum erzählen: — „Ein Jahr nach der Verbrüderung unter der Eiche schieden die Stolberge von Göttingen. Sonnabend, den 11. September 1773 war der Bund bei Boie versammelt. Esmarch und Closen, obwohl nicht eigentlich Mitglieder des Bundes, waren dabei. Der ganze Nachmittag und der Abend war noch so ziemlich heiter, bisweilen etwas stiller als gewöhnlich; einigen sah man geheime Thränen des Herzens an, die bittersten, bitterer als die über die Wangen strömten. Des jüngsten Grafen (Friedrich Leopold) Gesicht war fürchterlich. Er wollte heiter sein und jede Miene, jeder Ausdruck war Melancholie. (Voß schwärmte damals für Friedrich Leopold und mit Voß die Uebrigen.) Sie sprachen indeß noch vieles von ihrem künftigen Briefwechsel, von jedes vermuthlicher Bestimmung, von Mitteln, wie sie einmal wieder zusammen kommen könnten, und dergleichen bittersüße Gespräche mehr. Ihr Trost war noch immer der folgende Abend, aber bloß die Nacht blieb ihnen übrig. Sie waren schon um 10 Uhr (am Sonntag den 12. September) auf Vossen's Stube und warteten. Voß mußte auf dem Klavier spielen. Es war schon Mitternacht, als die Stolberge kamen. Aber die schrecklichen drei Stunden des letzten Zusammenseins!

„Jeder wollte den Andern aufheitern, und daraus entstand eine solche Mischung von Trauer und verstellter Freude, die dem Unsinn nahe kam. Der älteste Miller und Hahn fanden in jedem Wort etwas Komisches; man lachte und die Thräne stand im Auge. Sie hatten Punsch machen lassen; die Nacht war kalt. Jetzt wollten sie durch Gesang die Traurigkeit verscheuchen. Sie wählten Millers Abschiedslied auf Esmarch's Abreise, das sie auf die Grafen verändert hatten. Boie konnt's nicht aushalten und ging unter dem Vorwand von Kopfweh zu Bette, nahm auch nachher nicht Abschied. Alle Verstellung, alles Zurückhalten war vergebens. Die Thränen strömten und die Stimmen blieben nach und nach aus. Millers deutsches Trinklied machte sie nach und nach etwas ruhiger. Es wurde ein Trinklied von Voß gesungen. Das Gespräch fing wieder an. Sie fragten zehnmal gefragte Dinge, schwuren sich ewige Freundschaft, umarmten sich, gaben Aufträge an Klopstock. Es schlug drei. Sie wollten nun den Schmerz nicht länger verhalten, suchten sich wehmüthiger zu machen und sangen von

Neuem das Abschiedslied, und sangens mit Mühe zu Ende. Es war ein lautes Weinen. Nach einer fürchterlichen Stille stand Clauswitz auf: Nun, meine Kinder, es ist Zeit! Voß flog auf ihn zu und weiß nicht, was er gethan. Miller riß den Grafen an's Fenster und zeigte ihm einen Stern. Als Voß Clauswitz losließ, waren die Grafen weg. Tags drauf standen noch jedem die Thränen in den Augen, die ganze Woche waren sie melancholisch. Wenige Tage nachher ging Vossens Freund, Esmarch, zurück nach Flensburg."

In der That eine sonderbare Gefühlsduselei, die ich wörtlich nach Vossens Brief erzählt habe. Ja, wären es Matthisson, Tiedge oder Hölderlin, selbst auch Lenau gewesen, weichmüthige Träumer, so würde es uns nicht seltsam vorkommen, aber den starkkräftigen Voß mit seinem stets frohen fast cholerischen Temperament, den kräftigen, ewig heiteren Miller, den herrlichen, frischen Hölty, den feurigen Hahn und den stolzen Fritz Stolberg in solchen weinerlichen Rollen anzutreffen, kommt mir parador vor. Ob das weinerliche Gebahren ansteckend wirkt, wie das Gähnen ansteckt? —

„Im Oktober kam Schönborn auf seiner Reise nach Algier durch Göttingen. Er brachte Grüße von Klopstock, Claudius u. A. Voß, J. M. Miller und Cramer begleiteten ihn bis Kassel. Im Frühjahr 1774 brachte Boie einen Brief von Klopstock an den Bund mit. Der größte deutsche Dichter, der erste Deutsche von den lebenden, der frömmste Mann, wollte Antheil haben an dem Bund der Jünglinge, er wolle dann Gerstenberg, Schönborn, Goethe und einige Andere, die deutsch waren, einladen, und mit vereinten Kräften wollten sie den Strom des Gemeinen, des Lasters und der Sklaverei aufzuhalten suchen. Zwölf sollten den inneren Bund bilden, jeder einen Sohn (Zögling) annehmen, der ihm nach seinem Tode folge; sonst wählen die Elf. Alles was die Bündner schrieben, sollte streng nach Geschmack und Moral geprüft werden, bevor es erscheinen dürfe. Klopstock selbst wolle sich dem Urtheil des Bundes unterwerfen. Zwei Drittheile von den Stimmen sollte entscheiden. Klopstock selber wollte durchaus nicht mehr als eine Stimme haben und zwar, auf Bitten der Jünglinge, die letzte."

Nebenabsichten waren: „Die Vertilgung des verzärtelnden Geschmacks; der Dichtkunst mehr Würde gegenüber andern Wissenschaften zu verschaffen; manches Götzenbild, das der Pöbel anbetete, z. B. einen Heyne (nicht der bereits genannte Humanist gleichen Namens ist gemeint, sondern der unter dem Pseudonamen „Anton Wall" bekannte Dichter des wüsten „Potinprot"), Weiße (den seichten Lustspieldichter, aus Lessings Kritiken, der ihn geißelte, wohl bekannt), „Rhingulf" (Karl Friedrich Kretschmann) u. s. w., zu zertrümmern, die Schemel der Ausrufer (Rezensenten), wenn sie zu sehr und unverschämt schreien, umzustürzen u. s. w." — Lauter verschwommene Pläne, aus denen nichts wurde, außer daß unabhängig von ihnen Lessing Weisse'n gewaltig zusetzte, ihn aber doch nicht aus dem Wege

zu räumen vermochte. Die damaligen „Realistiker“, die zur Zeit den poetischen Strom mit ihrem Unflath besudelten, trieben ihr schmutziges Werk ruhig weiter: heute sind sie vergessen — ein Schicksal, das auch unsern „Neuen“ und „Neuesten“ unfehlbar bevorsteht. Das Gemeine schwimmt wohl in der Gegenwart oben, aber die Zukunft hat keinen Platz dafür, nur das Ideale lebt ewig fort.

Am 2. Juli 1774, dem fünfzigsten Geburtstage Klopstocks, wurde Leisewitz, ein Freund Höltys, durch den er schon im Winter vorher mit den Freunden bekannt geworden war, einstimmig in den Bund aufgenommen. Um Michaeli wurde den nicht auf Ferien abwesenden Bundesgliedern die höchste Freude, nach der sie geizten, zu theil: Klopstock besuchte sie. Voß und Hahn hatten ihn schon um Ostern in Hamburg besucht. Im Juni hatten Voß und Cramer wochenlang mit ihm verkehrt, und er hatte Freude an der Jugend, die er am Schluß seiner „Gelehrtenrepublik“ in der Jünglingsschaar gefeiert hatte.

Einem Rufe des Markgrafen von Baden folgend, kam er durch Göttingen, von Hahn und den Millern in Eimbeck eingeholt. Voß, Hölty und der Bruder Boie's kamen ihnen bis Bovenden entgegen. In der Dämmerung kamen sie mit ihrem großen Gast nach Göttingen und logierten ihn auf Boie's Zimmer. Er blieb zwei Tage, besuchte Niemand und wies Alle ab, die sich melden ließen. Die jungen Freunde saßen den ganzen Tag um ihn herum und er erzählte. Am dritten Tage reiste er mit Hahn und den beiden Millern nach Kassel, wo Leisewitz sie erwartete. Dieser kehrte bald darauf, ohne von Jemand Abschied zu nehmen, nach Hannover zurück; J. M. Miller und Cramer gingen nach Leipzig, der jüngere Miller nach Wetzlar. Boie, der bald darauf von einer Reise durch Holland zurückkehrte und unterwegs Goethe, Merck, die beiden Jacobi und die de la Roche gesprochen hatte, sah von ihnen Keinen mehr. Auch Hahn verließ Göttingen, kam aber im nächsten Jahr zurück, um Theologie zu studiren. Voß hatte damals die Universität schon verlassen und lebte in Wandsbeck mit Claudius zusammen (Herbst 1775). Hölty starb am 1. September 1776 in Hannover, Closen im selben Jahr in Göttingen, Hahn im Jahre 1779. Schönborn war fern in Algier, Miller in Schwaben, Fritz Stolberg in Kopenhagen; Cramer spielte, unter dem Schutz seines Vaters, den stutzerhaften Professor in Kiel, Leisewitz vergrub sich in Akten und Geschichtsstudien. Der Bund war „zersprengt und wie Jugendrausch verflogen.“

Wie Jugendrausch? — Nein! er hinterließ einen mächtigen Eindruck, der nie verwehen wird. Die Jünglinge hatten wohl die Absicht gehegt, die ganze deutsche Dichtung in ihrer Weise zu fixiren, mit der Klopstock'schen als Mittelpunkt. Dadurch wurden diese Stürmer unwillkürlich zu Reaktionären. Aber sie hatten den Sturm beschworen und konnten ihn nicht mehr aufhalten. Mit Goethe und Schiller kam ein neuer Geist über die deutsche

Poesie, der auch die Göttinger Schwärmer mit sich fortriß. Diesen Geist hatten sie selbst gerufen und er ließ sich nicht wieder bannen: der Geist der Natur. An dem Aufbau der bald nach ihnen ins Leben tretenden sogenannten „Romantischen Schule“ hatten sie keinen oder nur entfernt mittelbaren Antheil. Sie sind klassisch geblieben. Ziehen wir Lessing, Wieland und Herder auf der einen Seite und die Göttinger auf der andern zusammen, so haben wir den Unterbau, auf dem die beiden großen Meister, Goethe und Schiller, fußen.

Bürger hatte recht gesehen. Es ist ein stattlicher Wald von stolzen deutschen Eichen aus der damaligen Pflanzschule hervorgegangen. Er selbst, Voß, Hölty, Johann Martin Miller, Friedrich Leopold Stolberg, Leisewitz und Christian Adolph Overbeck, das sind hochklingende Namen in der deutschen Dichterwelt, die nur dem großen Sechsgestirn nachstehen. Und sie wirkten reinigend auf die von den damaligen „Neuerern“, den „Naturalisten“ ihrer Zeit, verpestete Luft der deutschen Litteratur. Selbst auf Wieland, der trotz des Schlüpfrigen, das er in poetisch meisterhafter Weise in seinen vor 1774 erschienenen Schriften bot („Komische Erzählungen“, „Idris und Zenide“, „Musarion“, den schauerlichen „Kombabus“, den „Neuen Amadis“ — das lüsternste Gedicht von allen), wohl erotisch, aber doch nicht asotisch, wie unsere „Neuesten“, war, übten die Vorgänge in Göttingen einen so mächtigen Eindruck aus, daß er sich seitdem sorgsam mäßigte.

In den Dichtungen der Göttinger leuchtet ein heiliges Feuer, lebt eine hehre Kraft und ein zielbewußtes rein deutsches Ideal. Voß schuf die Idylle und wurde darin Muster für Goethe (Voß' „Luise“ und Goethe's „Hermann und Dorothea“). Bürger begründete die Ballade, worin er seitdem in Deutschland von vielen gefolgt, aber von keinem erreicht worden ist. Auch in der reinen Lyrik ist er von keinem Dichter seitdem übertroffen und nur Goethe hat ihn erreicht. Hölty lieferte Oden klar und hell und in keuschem Gewand, ohne Sentimentalität und Schwulst. Ebenso Friedrich Stolberg, der zuweilen den Flug eines Adlers erreicht. J. M. Miller und Overbeck schufen echt volksthümliche Gesänge, die stets fortklingen werden. Leisewitz hat mit seinem „Julius von Tarent“ das verbindende Glied zwischen Lessing's „Emilia Galotti“ und den Schiller'schen Trauerspielen, „Die Räuber“, „Fiesko“ und „Kabale und Liebe“ geliefert, und Anklänge an Leisewitz findet man in den älteren Schiller'schen Stücken häufig. Andere haben Anderes geleistet, aber ihr Gesammtwirken pulsirt noch heute fort in den Dichtungen der besseren Meister unserer Tage.

Anhang.

1. J. H. Voß' Bundeslied.

Von den Gedichten zur Erinnerung an den Verbrüderungs-Abend unter der Eiche mag hier die Voß'sche Ode, in der Alkäischen Strophe, als Muster folgen.

Die Bundeseiche.

Sandt' eine Gottheit uns der Begeisterung
Heilvollen Anhauch? oder (Gedank', hinweg!)
Umwölkte Jugendtrotz und Dunkel
Uns mit des eitelen Trugs Verblendung?

Wir, reger Freundschaft Jünglinge, wandelten
Feldwärts im Mondlicht, ferne der Stadt, wo Groll
Dem Musenchor nachträgt des Barbarn
Pierus Brut, und im Elsterlehramt

Zur Leibesnahrung witziget. Wir entflohn
Durch stille Dämmrung, von den aonischen
Göttinen Kampfarbeit und Siegslaub
Trunkene Worte der Seel' entströmend.

Ha! scholl der Ausruf: schaut die gewaltige,
Schaut an die Bragoreiche des Vaterlands!
Langsam des Keims Urkraft entfaltend,
Stieg sie empor, und vertraut dem Himmel!

Urplötzlich trug uns feuriger Ungestüm
Zum weiten Obdach; und von geeichelten
Laubkränzen all' umhüllt die Scheitel,
Fügten wir Bund mit getreuem Handschlag.

„Wem anvertraut ward heiliger Genius,
Den läut're Wahrheit ewiger Kraft, zu schaun,
Was gut und schön sei, was zum Aether
Hebe von Wahn und Gelust des Staubes!

„Voll stiller Ehrfurcht ahn' er die Göttlichkeit,
Die Menschen einwohnt, weiseres Alterthums
Aufflug (der Freiheit Schwing' erhöht ihn!)
Merkend in Red' und Gesang und Hochthat!

„Durch Harmonien dann zähm' er des Vaterlands
Anwachs, ein Orpheus, Lehrer der Frömmigkeit
Und Ordnung, unbiegsam dem Ansehn,
Frank, ein Verächter dem Neid', und schamhaft."

So Wort und Handdruck. Hell aus der ziehenden
Duftwolke blinkt' uns unter dem Ast der Mond;
Und leis' herab im dunkeln Wipfel
Säuselte Klang, wie von Geisterharfen.

Nimm, Boie, nimm ihn, älterer Freund, den Kranz
Des Eichenlaubs, welches den Bund vernahm;
Und sei dem Jünglingskreis' in Zukunft
Werdomar, froh des geweihten Namens.

Im Haine Siegmars hob der erfahr'ne Greis
Zu Kunst und Anmuth werdender Barden Chor.
Erst manchen Mißklang straft' er, manches
Gaukelnde Aftergetön; eh donnernd

Vom jähen Felshang in der Entscheidung Thal
Ihr Lied hinabscholl, welches die Adler Roms
Austilgt' im Freiheitskampf, errettend
Herd und Altar und die Sprache Manas.

2. Bürger und Voß.

Bürger war, trotz Vossens Behauptung, der geistige Urheber der ganzen Bewegung. Seine Verbindung mit Boie weckte die Idee zur Begründung des „Musenalmanachs", an welchem Bürger bis zu seinem Tode thätig war. Erst mit dem fünften Jahrgang (1775) nimmt die Theilnahme von Voß, Cramer, Hahn, Schönborn ꝛc. ihren Anfang, während Hölty und die beiden Miller schon früher, wenn auch meist anonym, Beiträge geliefert hatten. Auch wird allgemein angenommen und von Voß selbst zugestanden, daß bereits vor Voß' Ankunft in Göttingen eine Organisation bestanden habe; und wirft er (Voß) Bürger nicht vor, daß er Hölty und Miller auf falsche Wege geleitet habe? Nachdem Bürger von Göttingen fort war will Voß, der jüngere, den älteren, Hölty und Miller, den rechten Pfad gezeigt haben? — — —

Bürger war unstreitig der bedeutendste von allen, und obwohl er sich von der aktiven Theilnahme an der Verbindung, nach dem ersten Auftritt gegen Wieland zurückzog, ward doch die Freundschaft mit den Brüdern beständig gewahrt. Er verblieb in eifrigem Briefwechsel mit Boie, Cramer, den beiden Stolbergs und J. M. Miller noch lange Jahre, nachdem sich der Bund bereits zerstreut hatte.

3. Die Urheberschaft der Anti-Wieland Demonstration.

Der erste offene Ausbruch gegen Wieland fand am 3. Oktober 1772 statt. Die Haupttriebfeder zu dieser Szene mochte wohl Voß gewesen sein, wenigstens hielt ihn Bürger dafür, welcher am 12. Mai 1774 an Boie schreibt: „Welch eine bittere Grabschrift auf Wieland war neulich die in dem R[eichs] P[ost] R[eiter]! Die hat ja wohl H[ahn] oder V[oß] gemacht. Der RPReiter läßt seine Schindmähre jetzt ziemlich oft nach W[ieland] ausschlagen. Wieland geht mich zwar wenig an, aber doch wollen mir die wüthigen Bisse nicht gefallen, die nach ihm geschehen. Unsere Bundesgenossen verlieren dadurch in der That etwas von der Würde die sie behaupten sollten. So ein Meisterstück Goethens Farce (Götter, Helden und Wieland) auch ist, so deucht mir doch, er habe an Achtung nichts dadurch bei mir gewonnen. Ich gefalle mir selbst in dem Sentiment, welches ich mir beinah ganz zu eigen gemacht habe, nimmer mehr einen anzutasten, auch selbst die Bisse, die nach mir geschehen möchten, nie mit Gegenbissen zu vergelten. Ich freue mich, daß das Publikum noch nichts dergleichen gedruckt von mir aufzuweisen hat; und sollte mir künftig einmal ein rächender Einfall durch den Kopf fahren, so will ich ihn nicht einmal haschen und aufschreiben. Ein mit unverdienter bitterer und ungerechter Kritik beschmiertes Zeitungsblatt wird ja doch bald mit —— unleserlich gemacht. Meine Antwort dürfte nur dazu dienen, den Wisch seiner verdienten Bestimmung zu entziehen und sein Dasein zu verlängern. Vale faveque!"

4. Proben der Göttinger Dichterleistungen.

A. Zwei Gedichte von Bürger.

Himmel und Erde.

In dem Himmel quillt die Fülle
Der vollkomm'nen Seligkeit.
Ich auch, wär' es Gottes Wille,
Tränke gern aus dieser Fülle
Labsal für der Erde Leid,

Für das Leid, das meiner Tage
Schöne Rosenfarbe bleicht,
Das ich tief im Busen trage,
Das ich Arzt und Priester klage,
Welches keinem Balsam weicht.

Längst sind über Thal und Hügel
Alle Freuden mir entflohn.
Lahm sind meiner Hoffnung Flügel,
Rauher Hindernisse Hügel
Sprechen selbst den Wünschen Hohn.

Dennoch setzt' ich auch auf Erden
Gern noch fort den Pilgerstab.
Sollte Molly mein nur werden,
Trüg ich aller Welt Beschwerden
Noch den längsten Pfad hinab.

Das neue Leben.

Eia! Wie so wach und froh,
Froh und wach sind meine Sinnen!
O vor welcher Sonne floh
Meines Lebens Nacht von hinnen?
Wie so holden Gruß entbot
Mir das neue Morgenroth!

Aus Aurorens gold'nem Thor
Schweben Himmelsphantasieen.
Ueberall vernimmt mein Ohr
Neue Wonnemelodieen.
Nie gefühlte Frühlingsluft
Weht mich an mit Balsamduft.

Bin ich dem Olymp so nah?
Kost' ich schon der Götter Mahle?
Speiset mich Ambrosia?
Tränket mich die Nektarschale?
Reicht die junge Hebe gar
Mir den Wein des Lebens dar?

Liebe, deine Wunderkraft
Hat mein Leben neu geboren,
Hat zum Glück der Götterschaft
Mich hienieden schon erkoren
Ohne Wandel! Ewig so!
Ewig jung und ewig froh!

B. Vier Gedichte von Hölty.

An die Geliebte.

Würde mein heißer Seelenwunsch Erfüllung,
Brächt' ein gütig Geschick mich ihr entgegen,
Eine flügelschnelle Minut' in ihrem
Himmel zu athmen;

Seliger wär' ich dann als Staubbewohner!
O dann würd' ich den Frühling besser fühlen,
Besser meinen Schöpfer in jeder Blume
Schauen und lieben!

Die Mainacht.

Wann der silberne Mond durch die Gesträuche blinkt,
Und sein schlummerndes Licht über den Rasen streut,
Und die Nachtigall flötet,
Wandl' ich traurig von Busch zu Busch.

Selig preis' ich dich dann, flötende Nachtigall,
Weil dein Weibchen mit dir wohnet in einem Nest,
Ihrem singenden Gatten
Tausend trauliche Küsse gibt.

Ueberhüllet von Laub girret ein Taubenpaar
Sein Entzücken mir vor; aber ich wende mich,
Suche dunklere Schatten,
Und die einsame Thräne rinnt.

Wann, o lächelndes Bild, welches wie Morgenroth
Durch die Seele mir strahlt, find' ich auf Erden dich?
Und die einsame Thräne
Bebt mir heißer die Wang' herab.

Lebenspflichten.

Rosen auf den Weg gestreut,
Und des Harms vergessen!
Eine kurze Spanne Zeit
Ward uns zugemessen.
Heute hüpft im Frühlingstanz
Noch der frohe Knabe:
Morgen weht der Todtenkranz
Schon auf seinem Grabe.

Wonne führt die junge Braut
Heute zum Altare;
Eh' die Abendwolke thaut,
Ruht sie auf der Bahre.
Gebt den Harm und Grillenfang,
Gebet ihn den Winden;
Ruht bei hellem Becherklang
Unter grünen Linden.

Lasset keine Nachtigall
Unbehorcht verstummen,
Keine Bien' im Frühlingsthal
Unbelauscht entsummen.
Schmeckt, so lang' es Gott erlaubt,
Küß und süße Trauben,
Bis der Tod, der Alles raubt,
Kommt, auch sie zu rauben.

Unserm schlummernden Gebein,
Von dem Tod umdüftet,
Duftet nicht der Rosenhain,
Der am Grabe flüstert,
Tönet nicht der Wonneklang
Angestoßner Becher,
Noch der froh Rundgesang
Weinbelaubter Zecher.

Der alte Landmann an seinen Sohn.

(Abgekürzt.)

Ueb' immer Treu und Redlichkeit
Bis an dein kühles Grab,
Und weiche keinen Finger breit
Von Gottes Wegen ab!
Dann wirst du, wie auf grünen Aun,
Durch's Pilgerleben gehn;
Dann kannst du sonder Furcht und Graun
Dem Tod ins Antlitz sehn.

Dann wird die Sichel und der Pflug
In deiner Hand so leicht;
Dann singest du beim Wasserkrug,
Als wär dir Wein gereicht.

Dem Böſewicht wird alles ſchwer,
Er thue was er thu;
Der Teufel treibt ihn hin und her,
Und läßt ihm keine Ruh.

Der ſchöne Frühling lacht ihm nicht,
Ihm lacht kein Aehrenfeld;
Er iſt auf Lug und Trug erpicht,
Und freut ihn nichts als Geld.
Der Wind im Wald, das Laub am Baum
Sauſt ihm Entſetzen zu;
Er findet nach des Lebens Raum
Im Grabe keine Ruh.

Sohn, übe Treu und Redlichkeit
Bis an dein kühles Grab,
Und weiche keinen Finger breit
Von Gottes Wegen ab.
Dann ſuchen Enkel deine Gruft,
Und weinen Thränen drauf,
Und Sommerblumen voll von Duft
Blühn aus den Thränen auf.

C. Drei Gedichte von F. L. v. Stolberg.

Der Abendſtern.

Ehmals winkteſt du mir, Führer des ſchweigenden
Abends, Freuden herab, kurz, wie ſie Sterblichen
Lächeln, farbigen Blaſen
Aehnlich, hauchender Weſte Spiel.

Zwar mir waren ſie werth! werth, wie dem lechzenden
Weizenhalme der Thau! aber ſie ſchwanden bald!
Selten blicket dein Auge
Nun, und trüber auf mich herab.

Hüllen Schleier dich ein? oder entquellen dir
Thränen? Biſt du, wie ich, nagender Traurigkeit
Raub? Ein Erbe des Jammers?
Deine ſtrahlenden Brüder auch?

Ist das blaue Gewand leuchtender Sonnen voll,
Und mit Monden besä't, nur ein Gewebe von
Elend? Tönen die Sphären
Einer ewigen Klage Ton?

Oder bin ich allein elend? Du schweigest mir!
Unerbittlich auch du, dennoch ein Retter einst,
Wenn du bringest den Abend,
Welchem folget kein Morgenroth!

An die Natur.

Süße, heilige Natur,
Laß mich gehn auf deiner Spur,
Leite mich an deiner Hand,
Wie ein Kind am Gängelband.

Wenn ich dann ermüdet bin,
Sink ich dir am Busen hin,
Athme süße Himmelsluft
Hangend an der Mutterbrust.

Ach! wie wohl ist mir bei dir!
Will dich lieben für und für;
Laß mich gehn auf deiner Spur
Süße, heilige Natur!

Der Mond. (An meinen Bruder.)

Der Mond, der uns so freundlich scheint,
War unsrer lieben Mutter Freund.
Er sieht uns an mit sanftem Blick,
Und denkt wohl auch an sie zurück.

Er kömmt zu uns von Alpen her,
Scheint unsern Schwestern übers Meer
Und sieht von seiner hohen Bahn
Mit einem Blick uns alle an.

So sieht uns unsrer Mutter Blick;
Sie fleht zu Gott für unser Glück,
Und strahlt in stiller Nächte Ruh
Uns ihren theuren Segen zu.

D. Zwei Gedichte von J. M. Miller.

Zufriedenheit.

Was frag ich viel nach Geld und Gut,
Wenn ich zufrieden bin!
Gibt Gott mir nur gesundes Blut,
So hab ich frohen Sinn,
Und sing aus dankbarem Gemüth
Mein Morgen- und mein Abendlied.

So mancher schwimmt in Ueberfluß,
Hat Haus und Hof und Geld;
Und ist doch immer voll Verdruß,
Und freut sich nicht der Welt.
Je mehr er hat, je mehr er will,
Nie schweigen seine Klagen still.

Da heißt die Welt ein Jammerthal,
Und deucht mir doch so schön,
Hat Freuden ohne Maß und Zahl,
Läßt keinen leer ausgehn.
Das Käferlein, das Vögelein,
Darf sich ja auch des Maien freun

Und uns zu Liebe schmücken ja
Sich Wiese, Berg und Wald,
Und Vögel singen fern und nah,
Daß alles wiederhallt.
Bei Arbeit singt die Lerch' uns zu,
Die Nachtigall bei süßer Ruh.

Und wenn die goldne Sonn' aufsteht,
Und golden wird die Welt,
Und alles in der Blüthe steht,
Und Aehren trägt das Feld;
Dann denk ich: Alle diese Pracht
Hat Gott zu meiner Lust gemacht.

Dann preis' ich Gott und lob' ich Gott,
Und schweb in hohem Muth,
Und denk': es ist der liebe Gott,
Und meints mit Menschen gut!
Drum will ich immer dankbar sein,
Und mich der Güte Gottes freun.

Der Gärtner.

Es war einmal ein Gärtner,
Der sang ein traurig Lied,
Er thät in seinem Garten
Die Blumen fleißig warten,
Und all sein Fleiß gerieth.

Er sang in trübem Muthe
Viel liebe Tage lang.
Von Thränen, die ihm flossen,
Ward manche Pflanz' begossen.
Hört, was der Gärtner sang!

„Das Leben ist mir traurig,
Und gibt mir keine Freud'!
Hier schmacht' ich, wie die Nelken,
Die in der Sonne welken,
In bangem Herzeleid.

„Ei du, mein Gärtnermädchen,
Soll ich dich nimmer sehn?
Du mußt in dunkeln Mauern
Den schönen Mai vertrauern,
Mußt ohne mich vergehn!

„Es freut mich keine Blume,
Weil du die schönste bist.
Ach dürft' ich deiner warten,
Ich ließe meinen Garten
Sogleich in dieser Frist!

„Seh ich die Blumen sterben,
Wünsch ich den Tod auch mir
Sie sterben ohne Regen,
So sterb ich deinetwegen:
Ach wär ich doch bei dir!

„Du liebes Gärtnermädchen,
Mein Leben welket ab.
Darf ich nicht bald dich küssen
Und in den Arm dich schließen,
So grab' ich mir ein Grab!"

E. Gedicht von J. H. Voß.

Minnelied.

Der Holdseligen
Sonder Wank
Sing ich fröhlichen
Minnesang:
Denn die Reine
Die ich meine,
Winkt mir lieblichen Habedank.

Ach! bin inniglich,
Minnewund!
Gar zu minniglich
Dankt ihr Mund;
Lacht so grußlich,
Lockt so kußlich,
Daß mirs bebt' in des Herzens Grund.

Gleich der sonnigen
Veilchenau
Glänzt der wonnigen
Augen Blau;
Frisch und ründchen
Blüht das Mündchen,
Gleich der knospenden Ros' im Thau.

Ihrer Wängelein
Lichtes Roth
Hat kein Engelein,
So mir Gott!
Eya, säß ich
Unabläßig
Bei der Preislichen bis zum Tod!

F. Zwei Gedichte von Christian Adolph Overbeck.

Die Schiffahrt.

Das waren mir selige Tage!
Bewimpeltes Schifflein, o trage

Noch einmal mein Liebchen und mich,
O wieg uns noch einmal behende
Von hinnen bis an der Welt Ende,
Zur Wiege begehren wir dich.

Wir fuhren und fuhren auf Wellen;
Da sprangen im Wasser die hellen,
Die silbernen Fische herauf.
Wir fuhren und fuhren durch Auen,
Da ließen die Blümchen sich schauen
Da liefen die Lämmer zu Hauf'.

Wir spielten im treibenden Nachen,
Wir gaben uns manches zu lachen,
Und hatten des Spieles nicht Rast.
Wir ließen die Hörner erklingen,
Und alle begannen zu singen,
Und ich hielt mein Liebchen umfaßt.

Das waren mir selige Tage!
Mein blondes Mädchen, so sage:
Wie waren so selig auch wir!
Dann such' ich das Schiffchen mir wieder,
Dann setz' ich mich neben dir nieder,
Und schiffe durchs Leben mit dir.

Trost in mancherlei Thränen.

Warum sind der Thränen
Unterm Mond so viel?
Und so manches Sehnen,
Das nicht laut sein will?

Nicht doch, lieben Brüder!
Ist das unser Mut?
Schlagt den Kummer nieder!
Es wird alles gut!

Aufgeschaut mit Freuden,
Himmelauf, zum Herrn'
Seiner Kinder Leiden
Sieht er gar nicht gern.

Er will gern erfreuen,
Und erfreut so sehr,
Seine Hände streuen
Segens gnug umher.

Nur dies schwach Gemüte
Trägt nicht jedes Glück,
Stößt die reine Güte
Selbst von sich zurück.

Wie's nun ist auf Erden,
Also sollt's nicht sein.
Laßt uns besser werden,
Gleich wird's besser sein.

Der ist bis zum Grabe
Wohlberathen hie,
Welchem Gott die Gabe
Des Vertrauns verlieh.

Den macht das Getümmel
Dieser Welt nicht heiß,
Wer getrost zum Himmel
Aufzuschauen weiß.

Sind wir nicht vom Schlummer
Immer noch erwacht?
Leben und sein Kummer
Daurt nur eine Nacht.

Diese Nacht entfliehet,
Und der Tag bricht an,
Eh' man sichs versiehet —
Dann ist's wohlgethan.

Wer nur diesem Tage
Ruhig harren will,
Kömmt mit seiner Plage
Ganz gewiß an's Ziel.

Endlich ist's errungen,
Endlich sind wir da!
Droben wird gesungen
Ein Viktoria!

Gottfried August Bürger Gedenkfeier,

zum hundertsten Jahrestag seines Todes.

8. Juni 1894.

Abgehalten im "Deutschen Litterarischen Klub von Cincinnati."

G. A. Bürgers Leben.

Als Eröffnungsrede vorgetragen vom Präsidenten des Klubs,

Herrn Heinrich Löwe.

Der heutige Abend ist laut Anordnung des Klubprogramms dem Andenken des hundertjährigen Todestages von Gottfried August Bürger, des großen deutschen Balladen- und lyrischen Dichters, gewidmet. Unter den Poeten Deutschlands, welche Goethe und Schiller unmittelbar vorangingen, war Bürger unzweifelhaft der im Volke beliebteste, wenn er auch in seiner ganzen Bedeutung an Klopstock, Lessing, Wieland und Herder nicht hinanragt. Von den Göttinger Dichtern, die in der Sturm- und Drangzeit den deutschen Parnaß zu Anfang des letzten Drittels des 18. Jahrhunderts stifteten, welcher so nachhaltigen Einfluß auf die Entwickelung der deutschen Dichtkunst ausübte, war Bürger unbedingt der hervorragendste und erst in zweiter Reihe schließen sich ihm Johann Heinrich Voß, Friedrich Leopold Stolberg, Hölty, Johann Martin Miller, Leisewitz, Cramer und die Uebrigen an, und sie Alle, Voß vielleicht ausgenommen, haben ihm auch das Recht des Ersten willig eingeräumt. Sein Leben ist in gedrängtem Umriß wie folgt:

Gottfried August Bürger wurde am 31. Dezember 1747, (nicht 1. Januar 1748, wie zumeist angegeben wird) zu Wolmerswende im Fürstenthum Halberstadt geboren. Er war der Sohn des Predigers Johann Gottfried Bürger und der Gertrude Elisabeth, geb. Bauer, Tochter des Hofesherrn Jakob Philipp Bauer in Aschersleben. Langsam nahm der Körper des Kindes zu an Wachsthum und Kraft, langsam der Geist des Knaben an Erkenntniß und Verstandesbildung. Dahingegen besaß er einen regen Sinn, der begierig nach dem freien Bilde der Anschauung haschte und die Alltagsformen todter Begriffe verschmähte. Dieses war die Ursache, daß Bürger bis in sein zehntes Jahr, außer Lesen und Schreiben, durchaus nichts weiter gelernt hatte. Im Tempel der Natur pflegte er sich oft in geräuschlose Einöden und Bergschluchten zu begeben, dort Psalmen oder gefühlvolle Lieder aus dem Gesangbuch lesend. Nach diesen Vorbildern wagte er dann lyrische Versuche, deren Technik wenigstens prosodisch richtig war. Latein lernte er sehr schwer.

Zwölf Jahre alt ward er auf die Stadtschule zu Aschersleben geschickt. Die Verfertigung eines Spottgedichts auf den ungeheuern Haarbeutel eines Primaners, wofür ihn der Rektor mit so derben Stockschlägen bestrafte, daß Bürgers Großvater deshalb Genugthuung forderte, war die Veranlassung, daß er von da weg auf das Pädagogium nach Halle geschickt wurde (1762). Dort, wo er in freundschaftliche Beziehung zu Göckingk trat, erhielt sein poetisches Talent durch die Bemühungen des nachherigen Professors Leiste in Wolfenbüttel die erste Pflege und kunstgemäße Richtung.

Im Jahre 1764 bezog er die Hochschule in Halle, um, nach dem Willen seines Großvaters, Theologie zu studiren, wozu er sich keineswegs hingeneigt fühlte. So wurde denn der Zweck seines akademischen Lebens verfehlt, besonders als die geniale Anlage seines Wesens ihn im nächsten Jahr in nähere Verbindung mit dem Professor Christian Adolph Klotz brachte, welcher durch die Herausgabe der kritischen Zeitschrift: „Deutsche Bibliothek der schönen Wissenschaften", den Mittelpunkt eines schöngeistigen Kreises bildete. Klotz war unzweifelhaft eine geniale Natur, aber sein Karakter entbehrte jeder sittlichen Grundlage. Bürger, der ein empfängliches Gemüth besaß, mochte sich wohl deshalb zu ihm hingezogen fühlen, weil Klotz kritisch-exegetische Vorlesungen über die Klassiker hielt, deren Werth er auch zugleich ästhetisch hervorzuheben verstand. Ihm verdankt der junge Dichter unzweifelhaft die Aufmunterung zu poetischen Versuchen, wie es denn auch Klotz war, der ihm die Anregung und Anleitung zu einer der bedeutendsten dichterischen Arbeiten seines Lebens gab, der Nachbildung des dem Katull zugeschriebenen "Pervigilium Veneris." Aber in dem Klotzischen Kreise verfiel Bürger in Leichtsinn, und sein Großvater rief ihn von Halle zurück, erlaubte ihm jedoch (1768) die Universität Göttingen zu besuchen und das Fach der Theologie mit dem Studium der Rechtswissenschaft zu vertauschen.

Auch hier war Bürger nicht von seinem Leichtsinn abzubringen und so wurde ihm vom Großvater jede weitere Unterstützung aufgekündigt. Er wäre nun gänzlich zu Grunde gegangen, wenn nicht einzelne Freunde, die seine großen Talente erkannten, darunter besonders der Freund seines Lebens, Christian Heinrich Boie, ihn durch liebreiche Hülfe vom Untersinken bewahrt hätten. Von dem betäubenden Schlummer, in welchen ihn sein Leichtsinn eingewiegt hatte, erwacht, berathen durch die Stimme der Freundschaft, kehrte er zu den Wissenschaften zurück und studirte in Verbindung mit seinen Freunden die alten Klassiker, sowie die neueren fremdsprachlichen Dichter und Schriftsteller. Der Kreis, in dem er sich jetzt bewegte, bestand vorzugsweise aus strebsamen jungen Männern, wie der bereits genannte Boie, Gotter, welcher sich als Dichter der französischen Richtung zuneigte, Mathias Christian Sprengel, der später hervorragende Geograph, Biester, der nachher die „Berliner Monatsschrift" herausgab, der Graf v. Kielmannsegge, welcher später auch dem Goethe'schen Kreise in Wetzlar angehörte, Ludwig Christian Heinrich Hölty u. A. Es waren lauter wohlgesittete junge Leute und ihre Gesellschaft entfremdete Bürger mehr und mehr von der Rohheit und Oberflächlichkeit des gewöhnlichen Studentengetriebes.

Shakspeare wurde damals das Idol seiner Begeisterung. Eine komische Epistel, in welcher er die Herausgabe eines auf Sprengels Zimmer zurückgelassenen Rockes forderte, bestimmte Boie, ihn zur Abfassung mehrerer Gedichte dieser Gattung für den Druck zu bewegen. So erschienen denn

in dem von Boie auf das Jahr 1770 herausgegebenen „Deutschen Musenalmanach" auch einige Erstlingsgedichte Bürger's, die beim Publikum eine sehr günstige Aufnahme fanden. Sie erschienen jedoch anonym und da Bürger sie nicht in seine später gesammelten Gedichte aufgenommen hat, lassen sie sich nicht mehr bestimmen. Aus dem Almanach für 1771 läßt sich das älteste von Bürger im Druck erschienene Gedicht nachweisen, das Trinklied: „Hoch, dreimal höher als Apoll soll Vater Bacchus leben!"

Unter Boie's strenger Kritik, dem er seine Manuskripte vorzulegen pflegte, lernte er die Korrektheit und Leichtigkeit in den Wendungen seiner Gedichte. Durch Percy's "Reliques", welche damals seine Lieblingslektüre ausmachten und manchen dichterischen Anklang in ihm hervorriefen, die er zu einem Akkorde vereinte, entstanden die Gedichte: „Das harte Mädchen", „An den Traumgott" und „An die Hoffnung"; nach des Franzosen Bernard's "Mon Hameau" dichtete er „Das Dörfchen" wodurch er die Aufmerksamkeit Gleim's auf sich lenkte, der so sehr von dem Gedicht begeistert war, daß er des Dichters Bekanntschaft suchte und Bürger's Freund wurde. Er schrieb über das Gedicht an Bürger: „Dieses Dörfchen, mein lieber Herr Bürger, wenn ich König wäre, machte, daß ich ein solches Dörfchen in meinem ganzen Königreich suchen ließe, mit Ihnen darin zu wohnen. Nur noch drei solcher Gedichte, so wollt' ich sauber sie drucken lassen, sie dem König, der die Bernards, Gressets und die Bernis so gerne liest, zu lesen geben und, wenn er dann meinen Bürger nicht ihnen vorzöge, nicht zu den deutschen Musen bekehrt würde, so wollt' ich, den deutschen König für die deutschen Musen einzunehmen, in meinem Leben nicht wieder versuchen."

Durch die Bemühungen der Freunde und vornehmlich Boie's und Gleim's gelang es nach vielerlei Schwierigkeiten die Herren von Uslar zu bewegen, Bürgern die frei gewordene Amtmannsstelle zu Alten-Gleichen zu verleihen, welches Amt ihn nur vor dem drückendsten Lebensmangel sicher stellte. Sein Großvater beeilte sich nun, des angehenden Staatsdieners Schulden in Göttingen zu bezahlen und ihm die nöthigen Summen zu seiner häuslichen Einrichtung sowie zur leistenden Bürgschaft vorzulegen. In bethörter Verblendung vertraute er dem Hofrath Leiste zu Gelliehausen, bei dem Bürger Tischgenosse war, diese Gelder an, durch dessen Zahlungsunfähigkeit unser Dichter dasselbe später verlor. Dadurch wurde er in kümmerliche Vermögensverhältnisse versetzt, welches seinen Karakter erschlaffte und seine poetische Begeisterung nicht selten in ihrem Fluge lähmte.

Im Jahre 1774 heirathete Bürger die Tochter des hannöverischen Amtmanns Leonhardt zu Niedeck, Dorothea Leonhardt. Diese Verbindung wurde ihm eine Quelle vieler Leiden. „Schon als ich mit ihr vor den Altar trat", schreibt Bürger in seinem Selbstbekenntniß, „trug ich den Zunder zu der glühendsten Leidenschaft für ihre Schwester, die damals kaum 14 – 15

Jahr alt war, in meinem Herzen. Ich fühlte das, allein ich hielt es für einen Fieberanfall, der sich bald geben würde. Es wäre meine Pflicht gewesen, noch vor dem Altar zurückzutreten. Mein Fieber legte sich nicht, sondern wurde immer heftiger, immer unauslöschlicher. In eben dem Maß, als ich liebte, wurde ich wieder geliebt. O, ich würde ein Buch schreiben müssen, wenn ich viele der grausamsten Kämpfe zwischen Liebe und Pflicht erzählen wollte. Wäre die mir Angetraute ein Weib gemeinen Schlages, wäre sie minder großmüthig gewesen, so wäre ich längst zu Grunde gegangen. Was die weltlichen Gesetze nicht gestattet haben würden, das glaubten drei Personen sich zu ihrer eigenen Rettung vom Verderben selbst gestatten zu dürfen. Die Angetraute entschloß sich, mein Weib öffentlich und vor der Welt nur zu heißen, und die Andere es zu sein." — 1784 starb seine Gattin und im folgenden Jahre heirathete er die „Einzige" und „Gefeierte seines Herzens", seine „Molly."

Inzwischen verlor er durch eine mißliche Güterverpachtung sein ganzes Vermögen. Zum Ueberfluß ward er bei der hannöverischen Regierung verleumdet, und nach erwiesener Rechtfertigung entsagte er freiwillig seinem Amte. Durch Vermittelung der Professoren Heyne, Kästner, Lichtenberg und Michaelis erhielt er nun die Erlaubniß, als Privatdozent an der Göttinger Universität über die schönen Künste und Wissenschaften Vorlesungen zu halten. Kaum in dem Hörsaale aufgetreten, mußte das Hinscheiden seiner zweiten Gemahlin seine Seele von neuem erschüttern und seine Geistes- und Gemüthskräfte abermals niederbrechen. Bürger schrieb damals: „O des kurzen Besitzes meiner höchsten Lebensfreude! Ich kann weder meine, ach! so unglückliche Liebe, noch den namenlosen Schmerz, worunter nun mein armes verwittwetes Herz erseufzt, in Worte fassen. Gott bewahre jedes fühlende Herz vor meinem Jammer!"

Anderthalb Jahre später (1787) erhielt Bürger bei dem fünfzigjährigen Jubiläum der Universität Göttingen die philosophische Doktorwürde und 1789 eine außerordentliche Professur der Philosophie, ohne Gehalt. Durch diese erfreulichen Erscheinungen würden sich die Springfedern seines Geistes wieder erholt haben, hätte nicht der Wunsch, seinen unerzogenen Kindern eine Mutter zuzuführen, und ein Gedicht eines Schwabenmädchens (Elise Hahn), welches ihm hierin, von der Geistesfülle seiner Poesie berauschet, Herz und Hand bot, die Wunden seines Schmerzes neu aufgeregt. Bürger betrachtete diesen Antrag anfangs nur als das Spiel einer aufgeregten Phantasie und scherzte darüber. Als aber verschiedene Nachrichten einliefen, welche von der naiven Dichterin ein sehr reizendes Bild entwarfen und die Kühnheit ihres Entschlusses doch auch keine gemeine Frauenseele zu verrathen schien, glaubte er, die Sache verdiene wohl eine ernstlichere Erwägung. Er gab ihr also eine poetische Antwort und diese leitete zu Unterhandlungen ein, welche damit endigten, daß Bürger sein Schwa-

benmädchen 1790 als Gattin abholte. Aber nur wenige Wochen lebte Bürger in dieser so sonderbar geknüpften Verbindung glücklich; sie mußte im Jahre 1792 getrennt werden, und scheint nicht wenig zu seinem frühen Tode beigetragen zu haben.

Zerrüttet an Geisteskraft und entblößt von allen Vermögensmitteln, schloß sich der verwaiste und verlassene Lieblingsdichter der deutschen Nation in ein abgelegenes Kämmerlein und fristete die noch wenigen Tage seines Lebens auf's Kümmerlichste mit gedungenen Lohnarbeiten für periodische Zeitschriften. Vergebens rief er den König von Preußen um eine seinen Talenten angemessene Versorgung an. Vergebens suchte er bei der hannöverischen Regierung um eine feste Professur mit sicherem Gehalt oder doch mindestens eine Zusicherung baldmöglicher Besoldung. „Der Minister hat sich überaus theilnehmend und günstig geäußert", schrieb Heyne am 22. April 1794 an den todtkranken Dichter, „Sie werden die Zusicherung einer baldmöglichen Besoldung durch ein Reskript erhalten, und zur Bezeugung des guten Willens voraus ein klein Geschenk von 50 Thalern, um für Ihre Gesundheit etwas zu thun, da Luft und Motion jetzt für dieselbe so wichtig ist. Ew. Wohlgeb. behalten also guten Muth wenn auch der Baum nicht gleich fällt; wir sind doch nun auf einer sichern Stelle." —

Strodtmann (Bürger's Briefwechsel) vermuthet, daß die Mittheilung Heyne's an Bürger eine barmherzige Dichtung des Freundes gewesen sei, um dem kranken Bürger Trost und frischen Muth zuzusprechen. Er schreibt: „Nicht einmal die in Aussicht gestellte Zusicherung künftiger Besoldung erhielt nach so langem Harren der todtkranke Mann — der Bettelpfennig des einmaligen Gnadengeschenkes von 50 Thalern (wenn nicht, wie es uns bei der ungeschäftsmäßigen Form dieser Anzeige wahrscheinlicher dünkt, diese Summe aus der Tasche des gutherzigen Heyne floß, der zur Beruhigung des Sterbenden sich eine wohlgemeinte Täuschung erlaubte) ist Alles, was „die Milde der königlichen Regierung" ihm jemals, statt des erhofften Professorengehalts, zukommen ließ." —

„Weißt Du, daß Bürger sterben wird — im Elend, in Hunger und Kummer?" schrieb Karoline Böhmer am 17. Mai aus Gotha an F. L. W. Meyer. „Er hat die Auszehrung. Wenn ihm der alte Dietrich (der Verleger von Bürgers Schriften und dem Musenalmanach) nicht zu essen gäbe, er hätte nichts, und dazu Schulden und unversorgte Kinder. Armer Mann! Wäre ich dort, ich ging täglich zu ihm hin, und suchte ihm die letzten Tage zu versüßen, damit er doch nicht fluchend von der Erde schiede. Schreib ihm doch." Und am 7. Juni, einen Tag vor Bürger's Tode, wiederholt sie: „Mit Bürger, das ist völlig so arg — ich weiß es von Dietrich. Die Finanzräthe glauben dergleichen nicht gern, das inkommodirt sie. Er hat nichts zu essen, als was ihm seine Freunde schicken ꝛc." — Die dringende Mahnung der besorgten Freundin kam zu spät.

Die Krankheit, welcher Bürger zum Opfer fiel, war, wie Ludwig Christoph Althof, sein Arzt und Biograph (später Hofrath und königl. Leibarzt zu Dresden), in der Lebensgeschichte des Dichters mittheilt, die Schwindsucht, die er sich schon bald nach der Scheidung von seiner dritten Gattin zugezogen hatte. Im Oktober 1793 wurde er genöthigt, seine Vorlesungen aufzugeben und das Bett zu hüten. Mancherlei kleine und große Beschwerden und Zufälle wechselten von da miteinander ab und zwischendurch schimmerte auch wohl ein schwacher Schein von Hoffnung, aber gesund ist Bürger von dieser Zeit an nicht einen Tag mehr gewesen. Nur wenige Tage vor seinem Tode lernte er die über seinem Haupt schwebende Todesgefahr kennen. Weit entfernt, durch diese Entdeckung beunruhigt zu werden, wünschte er sich nur einen leichten Tod und daß einige Freunde in seiner Sterbestunde sich um ihn versammeln möchten, die sich, ohne die geringste Betrübniß zu äußern, in munteren und geistreichen Gesprächen unterhielten, indem er die Augen für immer schlösse. Seinem Wunsche konnte nicht entsprochen werden, da ihn der Tod in Gegenwart seiner beiden Aerzte, Dr. Althof und dem Garnisons-Medikus Dr. Jäger überraschte. Ruhig und sanft hauchte er seinen letzten Athemzug aus im Alter von etwa 46½ Jahren.

Bürgers Leben war, wie angedeutet, voller Kümmernisse und Sorgen. Er war ausschließlich auf das angewiesen, was seine Feder und der Hungerlohn seines Richteramtes, welches ja auch den größten Theil seiner Zeit in Anspruch nahm, ihm einbrachten; und seine Vorlesungen als Privatdozent und außerordentlicher Professor in Göttingen trugen ihm auch nur eine Bettelgabe ein. Fünfzehn Jahre lang mußte er einen Theil seines Lebensunterhalts aus der Herausgabe des Göttinger „Musenalmanachs", sowie aus anderen ermüdenden Nebenarbeiten gewinnen. Je weniger Vergnügen ihm solche Arbeiten machten, je mehr sie ihn von seinen Lieblingsbeschäftigungen abhielten, desto mehr mußten sie das Vergnügen zu diesen lähmen und die schöpferische Kraft seiner Phantasie nach und nach zerstören. Hat er, Alles dessen ungeachtet, viel geleistet, was hätte er leisten können, wenn Nichts ihn gehindert hätte, ganz den Musen zu leben, ein Glück, das seinen Zeitgenossen: Klopstock, Wieland, Herder, Goethe und Schiller in vollem Maße zu Theil wurde. Nicht ohne die vollste Berechtigung sagt Bürger in seinem „Hohen Lied:"

Meiner Palmen Keime starben,
Eines mildern Lenzes werth.

Bürgers ganzes Wesen, wie sein Leben, ist in seinen Gedichten getreu abgespiegelt. „Diese blühen als Blumen auf seinem Grabe", schreibt Herder, „weiter bedarf er, dem in seinem Leben Brod versagt war, kein steinernes Denkmal." In der That ist ihm auch kein anderes Denkmal errichtet worden, als das unvergängliche Monument, das er sich in seinen Schriften

selbst gesetzt hat. Sonst in Allem das getreue Seitenbild Mozarts, den die Mitwelt ja auch verkümmern, um nicht zu sagen verhungern ließ, ist er in dieser Hinsicht diesem nicht gleich, denn dem Meister der Töne hat man zahlreiche Standbilder überall, in allen Ländern der Welt errichtet, während dem Meister des Liedes und der Ballade noch keines prangt. *)

Umso ehrenvoller ist es deshalb für uns, daß wir dem Sänger des echten deutschen Volksliedes, den Goethe einen „unendlich größeren Volkssänger nennt, als der Schotte Robert Burns einer war", daß wir diesem vernachlässigten deutschen Dichter hier heute Abend ein geistiges Denkmal stiften, ihm in unseren Herzen ein liebendes Monument erheben und damit bekunden, daß wir den Mann nicht vergessen haben, der von seinen Musenkindern mit Recht sagen konnte:

Nimm, o Sohn, das Meistersiegel
Der Vollendung an die Stirn!
Ewig meiner Seele Spiegel,
Ewig strahlen dir die Flügel,
Wie Uraniens Gestirn!
Schweb', o Liebling nun hernieder,
Schweb' in deiner Herrlichkeit
Stolz hinab den Strom der Zeit!
Keiner wird von nun an wieder
Deiner Töne Pomp geweiht.

*) Seitdem ist Bürger'n doch in Göttingen ein Denkmal errichtet worden.

Bürger's Todtenopfer.

Das folgende Trauerlied von Bürger auf den Tod des Prof. Michaelis in Göttingen gedichtet, wurde, mit der einzigen Abänderung des Namens, bei Gelegenheit der Bürger Gedenkfeier, nach der ursprünglichen Melodie von J. A. P. Schultz, im Klub gesungen.

Matter Schwermuth Klagen oder Thränen
Ziemen nicht zum Todtenopfer denen,
Deren Lob durch Raum und Zeit erschallt.
Die sind Spende nur dem Erdensohne
Dessen Name mit dem letzten Tone
Seiner Sterbeglocke schon verhallt.

Jene Starken aus dem schwachen Haufen,
Wann sie glorreich ihre Bahn durchlaufen,
In der Kraft, die ihnen Gott verlieh,
Sinken bei dem Klang der hohen Lieder
In die Kühlung der Zypressen nieder;
Um sie weinet nicht die Elegie.

Denn die Geister hoher Weisen schweben
Nicht, in Nacht sich hüllend, aus dem Leben
In die Wohnung der Vergangenheit.
Ihre Weisheit waltet fort hier oben;
Ihrer Weisheit Götterwerke loben
Die Entschwebten bis in Ewigkeit.

Schmerz entpreßt vor Hades' Thor den Schaaren
Derer, welchen sie einst theuer waren,
Keinen trostbegehrenden Gesang.
Nur der Hochverehrung süße Schauer
Füllen ihre Herzen statt der Trauer;
Ihre Lippen strömen Preis und Dank.

Preis und Dank für ehrenwerthe Thaten,
Preis und Dank für das was sie gerathen,
Was sie wohlgeordnet, wohlbestellt
Für die Fackel, die sie hochgehalten,
Die des Irrthum's Chaos zu Gestalten
Wandelloser Wahrheit aufgestellt.

Stets in diesem Lichte fortzuwandeln,
Stets darin zu lehren und zu handeln,
Schwört zum Dank die andachtvolle Schaar. —
Dir auch, edler Bürger, großer Lehrer,
Bringen feiernd deine Hochverehrer
Dieses höh're Todtenopfer dar.

Gottfried August Bürger und seine Stellung in der deutschen Litteratur.

Vortrag gehalten bei der hundertjährigen Todesfeier Bürgers am 8. Juni 1894, im "Deutschen Litterarischen Klub von Cincinnati."

Es ist ein schöner Gebrauch, den unser Verein seit seinem Bestehen eingeführt hat, die Erinnerung an die großen Meister der Litteratur, Wissenschaft und Kunst bei besonderen Gelegenheiten, Jahrestage ihrer Geburt oder ihres Todes, wieder aufzufrischen, und so das geistige Band, das uns an unsere Sprache und ihre großen Bildner und Heroen knüpft, immer neu zu festigen und zu stärken. Wie es in unserem Bundesliede heißt:

Ihrer Thaten edle Saaten,
Von den Meistern ausgestreut,
Die als Geistesfürsten stritten,
Strebten, wagten, rangen, litten,
Haben Herz und Sinn erfreut.

So sind wir auch heute Abend wieder versammelt, um das Andenken eines der großen, ja der größten unserer Dichter zu ehren, dessen Verdienste leider von den Epigonen unserer Zeit zu wenig gewürdigt werden. Wir feiern heute den Jahrestag, an dem vor einem Säkulum der Engel des Lichts mit sanftem Fittich den auf den Tod ermüdeten Geist des größten aller Balladendichter berührte und ihn erlöste von den Leiden und Mühseligkeiten eines über die Maßen getrübten Daseins. Gottfried August Bürger, der erste wahrhafte Volksdichter der Deutschen ist es, dem wir am heutigen Abend unsere Aufmerksamkeit zuwenden und liebevolle Ehren erweisen. — Um das Wirken und den Einfluß dieses großen Geistes, wie er in seine Zeit eingriff und auf die nachfolgende Generation sich epochemachend äußerte, klar zu erfassen, müssen wir zuerst den Zustand, in welchem sich die deutsche Litteratur bei seinem Erscheinen befand, einer kurzen Prüfung unterwerfen.

Unter dem Einfluß der ersten schlesischen Dichterschule, mit Opitz und Andreas Gryphius an der Spitze, die sich ja große Verdienste um die Hebung der deutschen Poesie und Litteratur erworben hat, aber auch, weil Licht und Schatten immer zusammengehen, manches Ueble mit in ihrem Gefolge führte, sank die deutsche Volksdichtung, die seit den Anfängen der Reformation so kräftig emporgeblüht war, gegenüber der Kunstdichtung ganz und gar in Verfall. Deutsch wurde zwar gedichtet und gesungen, aber es waren entweder Gedanken aus längst vergangenen Zeiten in neumodischem Putz oder höfisch devote Klänge, die in alexandrinischen Stelzenschritten mit hochtönenden Ergebenheitsphrasen sich breit machten oder aber

waren es ausländische puppenartig geputzte Gestalten, die mit fremdem Geschniegel und Gezier einherstänzelten und von dem gemeinen Volk voll Staunen wie Harlekins begafft wurden, als ob die guten deutschen Bürger und Landleute fragen wollten, was diese Pagoden eigentlich bedeuten sollten? Die Worte aller dieser Dichtungen waren wohl deutsch, aber ihr Geist war alles Andere, nur nicht deutsch. Antike Gedanken, aus ihren schlichten griechischen Gewändern und römischen Togas herausgerissen und in Rokoko-Roben aufs bunteste eingehüllt, welsche Formen, welscher Zuschnitt hatten den deutschen Sprachstoff dermaßen entstellt, daß man die heimische Leinwand, aus der dieser modische Flitterputz zugeschnitten und zurechtgeflickt worden war, kaum darin wiedererkennen konnte. Das Volk sah diese grotesken Gestalten mit offenem Munde an, aber Verstand konnte es nicht aus ihnen herausdeuten.

Dieser Zustand ward noch durch die zweite schlesische Dichterschule geleitet von Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau und Daniel Kaspar von Lohenstein, bis ins Ueberschwängliche weiter getrieben. Französische Manierirtheit, Schwulst und Affektirerei hüllten die frivolste Sinnlichkeit des Zeitalters Ludwig's XIV. ein und die Pegnitzschäfer kleideten ihre subjektiven Gefühle so sehr in allegorisch-mythologische Blumenroben ein, die mit eklogischen Seidenbänderu umwunden, verschlungen und verknüpft waren, daß es zum förmlichen Studium wurde, aus all den Daphnen, Chloen und Amaryllen sich menschliche Wesen herauszudeuten. Und doch loderten diese Schäfer und Schäferinnen unter dem fremdländischen Tand, wenn man ihn nur leise lüpfen mochte, in der üppigsten Lüsternheit.

Dem Volk aber blieb diese gezierte Poesie völlig fremd, als ob es überhaupt keine deutsche Dichtung mehr gäbe. Es mußte sich mit den Reimereien von ungebildeten Handwerkern, Kneipgesellen und Lanzknechten begnügen, deren roh zusammengezimmerten Verse, auf Flugblättern gedruckt, die poetische Lektüre und den Liederschatz des Volkes bildeten. Einzelne dieser „Purschenlieder" und „Kasernenzoten" haben sich noch bis auf unsere Zeit unter dem gemeinen Volke fortgeerbt, wie der „Hennekesknecht", „Als ich an einem Sommertag", „Es wohnt' ein Müller an jenem Teich" und viele Andere. So rüde sie in Sprache und Inhalt auch immerhin sein mochten, sie allein bewahrten dem Volke seinen kräftig-gesunden Sinn und, wenn auch zumeist erfüllt mit der in schlüpfrigen Bildern sich äußernden Subjektivität, sie retteten ihm die Lust an der Natur und am ungetrübten Frohsinn, lauter Eigenschaften, die den Kunstdichtungen fast ganz abgingen. *) Die deutschen Kunstdichter aber sorgten dafür, daß die Füh-

*) Nicht ohne Verdienst hat man diese Volksdichtungen in der neueren Zeit gesammelt, und es sind gerade die kunstsinnigsten unter den deutschen Dichtern, welche diese Sammlungen, auf die bereits Herder in seinen „Stimmen der Völker in Liedern" hingewiesen hatte, besorgten, wie Arnim und Brentano: „Des Knaben Wunderhorn", Uhland: „Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder" 2c. 2c.

lung zwischen Volk und Gebildeten ausgelöscht wurde. Und selbst die höheren Kreise hatten keine reine Freude daran, weil sie mit lauter buntem Blendwerk und Concettis bethört wurden, mit Theateraffekten und Firlefanz, die bloß bei Lampenschein bewundert werden, sobald sie aber das Tageslicht erhellt, nur armselige Klexereien zeigen.

Gegen Ende des 17. Jahrhunderts tauchten einige Stimmen auf, welche den volksthümlichen Klang, wenn auch anfangs nur schüchtern, auf's Neue wagten, wie Barthold Heinrich Brockes, Benjamin Neukirch, schon kühner der Epigrammendichter Christian Wernicke und vor allen Andern der schlesische Dichter Johann Christian Günther. Christian Weise kann wohl kaum hierher gerechnet werden, denn er übertrieb seine Opposition des Schwulsts so sehr, daß er in das entgegengesetzte Extrem verfiel: statt des üppigen, alles Gesunde überwuchernden Blütenschwalls lieferte er eine traurig öde Wüstenei. An Kraft und Wohlklang, mehr aber, weil er sein ganzes Fühlen und Denken, die sprudelnde Natur, volles frisches subjektives Pathos — freilich maßlose Subjektivität, sein wunder Fleck — in seine Dichtungen ergoß, überragt Günther alle seine Zeitgenossen. Er baute zuerst die neue Brücke, auf welcher das Volk, hoch und niedrig, wiederum gemeinsam in den reichen Fruchtgarten der Musen gelangen konnte. Freilich war seine Muse zügellos, wie sein Leben, das er auch bereits im Alter von 28 Jahren einbüßen sollte. Goethe, in „Dichtung und Wahrheit", sagt von ihm: „Er war ein entschiedenes Talent, begabt mit Sinnlichkeit, Einbildungskraft, Gedächtniß, Gabe des Fassens und Vergegenwärtigens, fruchtbar im höchsten Grade, rhythmisch bequem, geistreich, witzig und dabei vielfach unterrichtet; genug, er besaß Alles, was dazu gehört, im Leben ein zweites Leben durch Poesie hervorzubringen, und zwar in dem gemeinen wirklichen Leben. Wir bewundern seine große Leichtigkeit, in Gelegenheitsgedichten alle Zustände des Gefühls zu erhöhen und mit passenden Gesinnungen, Bildern, historischen und fabelhaften Ueberlieferungen zu schmücken. Das Rohe und Wilde daran gehört seiner Zeit, seiner Lebensweise, und besonders seinem Karakter, oder wenn man will, seiner Karakterlosigkeit. Er wußte sich nicht zu zähmen, und so zerrann sein Leben, wie sein Dichten."

Der Anfang des 18. Jahrhunderts brachte neue Kräfte. Darunter sind besonders zu nennen: Albrecht von Haller, welcher herrliche Naturschilderungen und Gemüthsempfindungen behandelte, die aber hoch wie die Alpen über die Ebene der Volksbildung schwebten. Friedrich von Hagedorn, näher am Volk sich anschmiegend, aber obgleich faßlicher in der Form, allzusehr in die französische Manier hinüberstreifend, die von Gottsched damals als das Evangelium der Poesie verkündet wurde, dabei nur wenig aus dem heimischen Leben und der Natur schöpfend, Pariser Bilder und Gestalten in deutschem Aufputz brachte. Gellert, der in der Fabel wie

in frommen religiösen Dichtungen die Geisteskost für das Volksgemüth zu erkennen glaubte. Auf dieser Bahn folgte ihm anfangs Gleim, der aber bald von Uz, Pfeffel, Götz u A. unterstützt, als süße Beikost das Anakreontische in den Vordergrund drängte. Seine Kriegslieder, durch Friedrich den Großen und den siebenjährigen Krieg hervorgerufen, tragen nicht das Zeichen des Biwaks, wie die Theodor Körners, sondern riechen zu sehr nach dem Sorgenstuhl im friedlichen Wohnstübchen, weit weg vom Gewoge des Schlachtfeldes. Schließlich ist noch als Nachfolger Hallers Christian Ewald von Kleist zu nennen, der herrliche Sänger des Frühlings, dessen Naturschönheiten er andererseits auch Brockes abgesehen hatte, aber mit neuem Feuer malte. Das sind die hervorragendsten Repräsentanten der damaligen Zeit.

Auf diese folgend stieg Klopstock mächtig empor, der deutscheste der deutschen Dichter, der mit gewaltigem Flügelschlag einherrauschte, ein Aar unter dem kleinen Gefieder, welches den deutschen Dichterwald bevölkerte. Aber der Adler, so kühn und stolz, so allgemeine Bewunderung erregend, so vaterländisch deutsch in Geist und Sprache er auch war, er segelte zu hoch für das Volk, um dieses zu sich empor ziehen zu können. Was dem ernsten, kräftigen Klopstock nicht gelang, die Herzen der hohen und niedern Klassen gleichmäßig für seine Schöpfungen zu gewinnen, das gelang auch dem sinnlich scherzenden Wieland nicht, der, obwohl ein Meister der tändelnden Muse, doch zu sehr für die Salons der eleganten Welt fühlte und dichtete, als daß seine Schriften in den Stuben des gemein-bürgerlichen Volkes und den Wohnungen der Landleute Aufnahme finden konnten.

Diesen Uebelstand, die ungeheure Kluft, welche zwischen den gebildeten Ständen und dem gewöhnlichen Volke lag, soweit es die deutsche Dichtkunst anbetraf, fühlten die beiden großen Kritiker Deutschlands, Lessing und Herder, sehr wohl, aber wie Abhülfe schaffen? Ganz selbstständig hatte auf dem Felde der Prosadichtung bereits ein Mann den Weg angedeutet, Justus Möser, der mit seinen „Patriotischen Phantasien" sowohl die Paläste der Fürsten und Salons des gebildeten Volkes wie die Hütten des Tagelöhners und die Wohnungen des Landmannes erfreute. Dem gebundenen Wort aber war der Meister noch nicht erstanden, dessen schöpferische Kraft zugleich in alle Kreise denselben tiefen Eindruck wachrufen sollte, einen Geist wie ihn einzig nur England in seinem unsterblichen Shakspeare und seinen Balladendichtern aufweisen konnte.

Wie leicht begreiflich, war es das Drama, welches den Frühtrieb bildete, der aus dem bisher unbebauten Boden hervorschoß. Lessing, durch seine dramatischen Kritiken und das Studium Shakspeares gekräftigt, trat mit einem Musterstück für die Bühne hervor, „Miß Sarah Sampson", ein bürgerliches Trauerspiel, in der Manier des großen britischen Dichters. Obwohl nicht von bemerkbarem Erfolg begleitet, war es dennoch die Anre-

gung zu weiteren Versuchen, und an Versuchen fehlte es nicht. Zunächst war es Lessing's Lustspiel, „Minna von Barnhelm", das, weil es mit allen Adern und Fasern im deutschen Volke wurzelte, auch tiefer in das Mark und Blut desselben überging. Das Feld war also vorbereitet und für die günstige Aufnahme einer fruchtreichen Saat empfänglich.

Das schlug plötzlich der junge Goethe mit seinem „Götz von Berlichingen" wie ein Prometheusfunke in's Volk und setzte Alles in lichterlohe Flammen. Die französelnd angehauchten Kreise der Höflinge und ihres Anhanges rümpften zwar die Nasen, und Friedrich der Große schleuderte sein Anathema dagegen mit dem Ausspruch: "Cest un imitation detestable de ces mauvais piéces Anglaises" (Es ist eine abscheuliche Nachahmung der übelberüchtigten englischen Schauspiele), aber das Volk jubelte und klatschte Beifall. Für das Drama war der Weg gefunden und er ward dann auch bald eifrigst beschritten, wie wir in den Musterdramen Lessings, Goethe's „Egmont" 2c., Leisewitz' „Julius von Tarent" und in den meisterlichen dramatischen Werken unseres großen Schiller klar vor Augen sehen.

Weit schwieriger war es, auf dem Gebiete der lyrischen Dichtung den Beifall des ganzen Volkes, der höchsten wie der niedrigsten Klassen gleichmäßig zu erringen. Herder schreibt 1778 in seiner Preisschrift: Ueber die Wirkung der Dichtkunst auf die Sitten der Völker in alten und neuen Zeiten: „In der That ist's viel, was wir von den lieben Musen des heiligen römischen Reichs verlangen, und äußerst wenig, was wir, das lesende Publikum, ihnen gewähren; Geschenke und Gaben verstehe ich damit nicht. Gebt uns andere Zeiten, andere Sitten, andere Leser und Leserinnen, andere Schriften, die Leser und Leserinnen bilden und die Dichtkunst wird ihnen nicht widerstreben. Freilich ist's auch hier edel, vorzugehen und einem gottgegebenen Dichter wird nie sein Kreis williger Ohren und Herzen mangeln."

Goethe brachte es wohl leicht fertig mit seinem sentimentalen Roman: „Die Leiden des jungen Werther", der im Prunksaal wie in der Hütte die Thränen aus den Augen lockte, besonders die Frauenthränen, aber mit seinen in gebundener Sprache verfaßten Gedichten gelang ihm das damals noch nicht oder nur in mäßiger Weise. Jedoch der Meister, dem dieser hohe Wurf gelingen und der auf diesem Felde bahnbrechend werden und sich vor allen Andern den Ruhmeslorbeer erobern sollte, war bereits erschienen, um als hellster Dichterstern seiner Zeit zu glänzen. Es war unser Gottfried August Bürger, der große Lyriker und Begründer der deutschen Ballade, der unvergeßliche Dichter, dem die Parze allzu früh den Lebensfaden zerschnitt, der aber dennoch fortlebt und fortleben wird im Andenken seines Volkes so lange es eine deutsche Sprache und fühlende Herzen geben wird, die sich an den Klängen einer frischen unverkümmerten Natur erfreuen.

Den Zustand, der die deutsche Litteratur beim Erscheinen Bürgers beherrschte, begriff dieser sehr wohl. „Unsere Nation hat den leidigen Ruf", schreibt er in einem Herzenserguß über Volkspoesie, „nicht gerade die Weise — sondern die Gelehrte zu heißen. Dieser Ruhm möchte schätzbar sein, wenn's nur nicht gar zu viel Quisquilien-Gelahrtheit wäre. . . . . Wir sind so hoch und so tief gelehrt, daß bei uns die Poesie des allgemeinen Eingangs in Ohren und Herzen sich nicht rühmen kann. Wir können schier aller Völker Sprachen reden, ihre Handlungen, Sitten und Gebräuche, all ihre Weisheit und Thorheit wissen wir auswendig, in ihren Feldern und Wäldern, Städten und Dörfern, Tempeln und Palästen, Häusern und Ställen, in ihren Küchen und Kellern, Kisten und Kasten und der Himmel weiß, wo alle sonst noch, sind wir bekannt und bewandert." Er hätte noch hinzufügen können, im eigenen Lande und Volke, Haus und Hof aber sind wir die reinsten Fremdlinge. „So sind wir auch", fährt Bürger fort, „in unserem Dichten und Trachten, Reden und Thun so fremd und ausländisch, daß der ungelehrte unserer Landsleute selten klug aus uns werden kann. Das Schlimmste ist, daß wir das Alles lernen, blos, um es zu wissen und dadurch zünftig zu sein. Es bleibt meistens todtes Kapital." Dieses meint er, möge seinetwegen überall so seinen alten Gang gehen, nur nicht in der Dichtkunst. Die deutsche Muse sollte nicht auf gelehrte Reisen gehen, sondern ihren Natur-Katechismus zu Hause auswendig lernen.

Bürger hatte diesen Natur-Katechismus schon in frühester Jugend zu Hause, in Wald und Feld, auf Flur und Wiesen auswendig gelernt und wußte ihn schlicht und recht aufzusagen. „Daß doch die Menschenkinder den Künsteleien so sehr nachlaufen!" schreibt er an seinen Freund Boie: „Mein einziges Dichten und Trachten dagegen ist, alles auf die erste ursprüngliche Simplizität zurückzuführen. Wenn meine Werke einiges Leben behalten, so haben sie es bloß diesem Studio zu verdanken."

Man muß hierbei aber nicht denken, daß Bürger seine Gedichte bloß so hinwarf, wie die Ideen dazu in ihm aufkeimten, bewahre! kein Dichter hat mehr an seinen Gedichten gefeilt und wieder gefeilt, als er. An seinem ersten größeren Gedicht, der „Nachtfeier der Venus", das er schon in Halle 1764 begann, hat er volle dreißig Jahre, bis zu seinem Tode, gefeilt und gebessert. Das Gedicht wurde während Bürger's Lebenszeit in fünf verschiedenen Abfassungen gedruckt und nach seinem Tode hatte er es für die dritte Auflage seiner Gedichte nochmals umgearbeitet, in welcher Gestalt es auf uns herabgekommen ist, obwohl er selbst damit noch nicht völlig zufrieden war. Es ist fast kein Gedicht von ihm, so klein es auch sein mochte, das er nicht wiederholt umschrieb und immer mehr zu glätten suchte. Auf diese fast krankhafte Feilsucht werde ich noch wieder zurückkommen.

Die Erstlingsgedichte Bürger's spielten, wie das ja bei allen Dichtern, die schon in früher Jugend den Pegasus tummeln, gewöhnlich der Fall ist,

auf dem anakreontischen Felde, dem der Liebeslyrik. „An die Leyer", „Mein Amor", „An Amalchen" (nach dem Katull) „An M. W. als sie mir einen Kuß verweigerte", „Lust am Liebchen", „Stutzertändelei" (ursprünglich als „Stutzerballade" gedruckt), „Adeline", „Minnelied", „Huldigungslied" u. v. A., das sind Titel der dichterischen Ergüsse seiner jugendlichen Muse, die zum Theil bis in die halleschen Studentenjahre des Dichters zurückreichen. Alle diese Gedichte zeigten schon in ihrer ersten Fassung ein feines Gefühl für das musikalische Element, eine innige Vertrautheit mit den Regeln der Prosodie, Leichtigkeit im Fluß, knappe Fassung der eingestreuten Bilder und Tropen, korrekte Gliederung des Ganzen, sowie eine frisch sprudelnde Phantasie. Hier ein paar Strophen aus dem 1769 entstandenen Gedicht:

Lust am Liebchen.

Wie selig, wer sein Liebchen hat,
Wie selig lebt der Mann!
Er lebt wie in der Kaiserstadt
Kein Graf und Fürst es kann.

Er achtet seiner Seligkeit
Kein Gut auf Erden gleich.
Er dünkt, verarmt bis auf den Deut,
Sich dennoch krösusreich.

Die Welt mag laufen oder stehn,
Und alles mag rundum,
Kopfunten oder oben gehn,
Was kümmert er sich drum?

In dieser Weise spinnen sich die Bilder noch durch vier weitere Strophen fort, um mit der Klage und Bitte zu enden:

Doch ach! was sing ich in den Wind
Und habe selber keins?
O Evchen, Evchen, komm geschwind,
O komm und werde meins!

Das ist echte volksthümliche Lyrik, nicht eine Salonliebschaft im gepuderten Haarschmuck und Rokokokleid, nein, das Evchen, welches hier zum Liebchen erfleht wird, lebte im Volke. Der Dichter, der in jener Zeit des Umhertastens und Suchens, worin eigentlich die wahre Poesie bestehe, so keck und frisch in die Welt hinaus sang, mußte bald die Aufmerksamkeit der litterarischen Gesellschaft auf sich lenken. In Boie's „Musenalmanach" vom Jahr 1770 waren einige von Bürgers Erstlingen anonym gedruckt, aber es ist zweifelhaft, welche ihm gehören, da er sie nicht in seine Samm-

lung Gedichte (1778) aufgenommen, oder vielleicht gänzlich umgearbeitet hat, so daß man sie nur schwer wiedererkennen kann. Im zweiten Almanach, für 1771, erschien unterzeichnet „U" sein Trinklied:

„Hoch, dreimal höher als Apoll,
Soll Vater Bakchus leben!"

Um diese Zeit erregte der junge, in Göttingen studirende Dichter, ohne daß besonders viel von ihm und noch gar nichts unter seinem Namen gedruckt war, schon die Neugierde der Größen, die damals an der Spitze der Litteratur standen. So schrieb der „Dichtervater" Gleim am 15. Januar 1771 an seinen jungen Freund Boie in Göttingen, der den „Musenalmanach" damals herausgab, wie folgt: „Zu Göttingen, mein liebster Herr Boie, soll ein ganz vortrefflicher Kopf sich aufhalten, Namens Bürger. ... Man hat mir Wunder von ihm erzählt. Er soll den Homer übersetzen und vortrefflich. Können Sie mir's verdenken, wenn ich augenblicklich mich nach ihm erkundige? Meinem Boie sollte er unbekannt geblieben sein? Warum aber hätt er mir von ihm noch nichts gesagt? Alle Fragen bei Seite, mein lieber Herr Boie! Kürzer ist, Sie zu bitten, mir doch mit der ersten Post alles das zu sagen, was Sie von dem jungen Unbekannten wissen, denn so ganz unbekannt ist er mir, daß ich auch nicht einmal seinen Namen nennen gehört habe. Das aber bedinge ich, mein wertheſter Freund, daß Sie dem Herrn Bürger von meiner Erkundigung nichts sagen. Schade! sagte der erste, der seinen Namen nannte, daß er sich dem Trunk zu sehr ergeben hat! Wäre dieses, so möchte ich schon deswegen nicht, daß er's erführe! Die andern Ursachen gehen nur mich an. Wie aber, wenn Sie fänden, daß es mit dem Jammer-Schade! seine Richtigkeit hätte, würden Sie dann nicht gleich vor Eifer brennen, ein junges Genie vom Verderben zu retten? Und dürfte ich wohl wagen, Sie darum zu bitten, daß Sie mit dem Genie Bekanntschaft machen und in bessere Gesellschaften einführen möchten? Denn ohne Zweifel wird er durch die Gesellschaft, in die er zufällig gerathen ist, verdorben; ein Genie verdirbt sich nicht selbst, aber es kann von andern leicht verdorben werden. Ich schreibe nur von dieser Sache, denn ich möchte nicht gern Ihre Aufmerksamkeit darauf zerstreuen." u. s. w.

Boie erwiederte die Anfrage Gleim's dahin, daß er den jungen Dichter recht wohl kenne, daß sie beide Freunde seien, und daß der Volksmund in Bezug auf Bürger's Lebenswandel nach seinem früheren Betragen in Halle und anfänglich in Göttingen ihn irrthümlich beurtheile. „Er lebt jetzt", so schließt Boie, „auf eine untadelhafte Art, und ich verspreche der Nation von seinen Talenten nicht wenig. Ich glaube, daß der Eintritt in die feine und gesittete Welt ihn jetzt zu einem vollendeten Mann machen und leicht das Rohe abschleifen wird, das ihm noch von seiner vorigen Lebensart übrig geblieben ist."

Es ist hier am Platz zu bemerken, daß im Allgemeinen die Ansicht verbreitet ist, Bürger sei auch in späterer Zeit ein Trunkenbold geblieben, was durchaus falsch ist. Er lebte, wie Boie, Heyne, Althof, Reinhard, Schlegel u. A. bezeugen, seit dem näheren Zusammensein mit den jungen Göttinger Dichtern des „Hain" sehr nüchtern und zurückgezogen. Wahrscheinlich werden seine Armuth und die unglücklichen Ehestandsgeschichten, vielleicht auch der heimtückische Angriff Schillers, wovon später die Rede sein wird, wohl die hauptsächliche Schuld an dieser fortgeerbten irrigen Meinung sein. Alle Berichte stimmen darin überein, Bürger sei in seinem persönlichen Umgang eher schüchtern als roh gewesen. Bedenkt man, daß besonders seit seinem zweiten Aufenthalt in Göttingen (1785), Bürger bei allen Professoren und deren Familien in der höchsten Achtung stand, daß fast alle großen deutschen Dichter der damaligen Zeit den persönlichen, bzw. brieflichen Verkehr mit ihm pflegten, wie Klopstock, Gleim, Ramler, Jacobi, die Stolberge, Goethe, Wilhelm von Humboldt ꝛc. ꝛc., daß er besonders ein Liebling der Frauenwelt war, wie außer Goethe kein Anderer in seiner Zeit; bedenkt man schließlich, daß der sanfte und fromme Hardenberg (ps. Novalis) und der ästhetisch feinsinnige August Wilhelm Schlegel, die späteren Begründer der Romantik, die Schüler Bürger's waren, so muß man sich wundern, daß ein solcher Glaube obwalten konnte und noch kann. Doch wieder zurück.

Weit lebhafter entwickelte sich das Interesse der Musenfreunde für den jungen Dichter in den nächsten Jahren, als neue, vollendetere Gedichte von ihm in Druck erschienen. Hierher ist besonders die Idylle: „Das Dörfchen" zu rechnen, welche er nach Bernards "Mon Hameau", jedoch ganz selbstständig bearbeitete. Das Gedicht versetzte Gleim, mit dem Bürger mittlerweile in Briefwechsel getreten, ganz in Entzücken, und Gleim hatte nicht Unrecht, denn das „Dörfchen" ist ein reizendes poetisches Blumenstück, wie bis dahin noch keins im deutschen Dichtergarten erblüht war, und wie allein Goethe sie Bürger nachgesungen hat in seinen Naturliedern: „Im Vorübergehen":

Ich ging im Felde
So für mich hin
Und nichts zu suchen
Das war mein Sinn. u. s. w.

und „Frühling über's Jahr":

Das Beet, schon lockert
Sich's in die Höh',
Da wanken Glöckchen
So weiß wie Schnee. u. s. w.

Um Bürger's Entwickelungsgang deutlicher zu zeichnen, mag hier des Meisters Erstlingsblümchen der Lyrik, da es nur kurz ist, eingefügt werden:

Das Dörfchen.

Ich rühme mir
Mein Dörfchen hier!
Denn schönre Auen,
Als rings umher
Die Blicke schauen,
Blühn nirgends mehr.
Welch ein Gefilde,
Zum schönsten Bilde
Für Dietrichs *) Hand!
Hier Felsenwand,
Dort Aehrenfelder
Und Wiesengrün,
Dem blaue Wälder
Die Grenze ziehn!
An jener Höhe
Die Schäferei,
Und in der Nähe
Mein Sorgenfrei!
So nenn ich meine
Geliebte kleine
Einsiedelei,
Worin ich lebe,
Zur Lust versteckt,
Die ein Gewebe
Von Ulm' und Rebe
Grün überdeckt.
Dort kränzen Schlehen
Die braune Kluft,
Und Pappeln wehen
In blauer Luft.
Mit sanftem Rieseln
Schleicht hier gemach
Auf Silberkieseln
Ein heller Bach;
Fließt unter Zweigen,
Die über ihn
Sich wölbend neigen,
Bald schüchtern hin;
Läßt bald im Spiegel
Den grünen Hügel,
Wo Lämmer gehn,
Des Ufers Büschchen
Und alle Fischchen
Im Grunde sehn.
Da gleiten Schmerlen
Und blasen Perlen.
Ihr schneller Lauf
Geht bald hinnieder
Und bald herauf
Zur Fläche wieder.

Schön ist die Flur;
Allein Elise
Macht sie mir nur
Zum Paradiese.
Der erste Blick
Des Morgens wecket
Auch unser Glück.
Nur leicht bedecket,
Führt sie mich hin
Wo Florens Beete
Die Königin
Der Morgenröthe
Mit Thränen näßt,
Und Perlen blitzen
Von allen Spitzen
Des Grases läßt.
Die Knospe spaltet
Die volle Brust;
Die Blume faltet
Sich auf zur Lust.
Sie blüht, und blühet
Doch schöner nicht,
Als das Gesicht
Elisens glühet.

*) Ein damals bekannter Landschaftsmaler in Göttingen.

Wann's heißer wird,
Geht man selbander
Zu dem Mäander,
Der unten irrt.
Da sinkt zum Bade
Der Schäferin
An das Gestade
Das Röckchen hin.

Soll ich nicht eilen,
Die Lust zu theilen? —
Der Tag ist schwül,
Geheim die Stelle,
Und klar und kühl
Die Badequelle.

Ein leichtes Mahl
Mehrt dann die Zahl
Von unsern Freuden.
In weichem Gras,
An Pappelweiden,
Steht zwischen Beiden
Das volle Glas.
Der Trunk erweitert
Nun bald das Herz,
Und Witz erheitert
Den sanften Scherz.
Sie kommt, und winket,
Und schenkt mir ein.
Doch lachend trinket
Sie selbst den Wein;
Flieht dann, und dünket
Sich gut versteckt;
Doch bald entdeckt,
Muß sie mit Küssen
Den Frevel büßen.

Drauf mischet sie
Die Melodie
Der süßen Kehle
In das Ahi
Der Philomele,
Die so voll Seele
Nie sang, wie sie.

So zirkeln immer
Lust und Genuß,
Und Ueberdruß
Befällt uns nimmer.

O Seligkeit!
Daß doch die Zeit
Dich nie zerstöre!
Mir frisches Blut,
Ihr treuen Muth
Und Reiz gewähre!
Das Glück mag dann
Mit vollen Händen
An Jedermann,
Der schleppen kann,
Sich arm verschwenden.
Ich seh' es an,
Entfernt vom Neide,
Und stimme dann
Mein Liedchen an,
Zum Tanz der Freude:
Ich rühme mir
Mein Dörfchen hier!

So frisch, so natürlich schön hatte bis dahin noch kein deutscher Dichter gesungen, und es ist klar, daß der Verfasser „U" (Bürger hatte im Musenalmanach vom Jahr 1772 bloß diesen Buchstaben unter das Gedicht gesetzt) in aller Welt Munde lebte. Den poetischen Naturlauten war ein neuer Weg geöffnet worden.

Der Ruf des jungen noch unbekannten Dichters steigerte sich zusehends, als in der Aprilnummer von Wielands „Teutschen Merkur" und bald darauf in Ramlers „Lyrische Blumenlese", ohne Namen und ohne jegliches

Wissen Bürger's, seine „Nachtfeier der Venus“ gedruckt erschien, an der Ramler die bei ihm unvermeidliche Feile geübt hatte, womit indessen Bürger keineswegs zufrieden war. Dieser hatte die „Nachtfeier“ in Abschrift an Gleim gesandt, und auch Knebel hatte eine Abschrift derselben durch Boie erhalten, die in die Hände Ramlers gelangte, der Anfangs Juli 1772 darüber an Boie schrieb: „Die „Nachtfeier der Venus“, die mir Herr von Knebel von Ihrer Hand schickte und die vermuthlich der „U“ Ihres Almanachs gemacht hat, ist ein ganz unvergleichliches Stück. Aus dem lateinischen Chaos schöner Blumen hat er einen herrlichen Garten geschaffen. Ich habe mir so viel Mühe mit diesem Stückchen gegeben, als wenn es mein eigenes wäre. Zuerst schrieb ich es meinem Anonymus (Boje) zu, und wenn Sie mir nicht den Namen des Verfassers nennen, so soll er's durchaus gemacht haben.“ Nach noch einigen weiteren Bemerkungen fährt Ramler fort: „Und nun will ich das Handwerk eines Pflegevaters auf immer aufgeben. Ich konnte mit keinem schöneren Liede, als mit diesem den Beschluß machen“ ꝛc.

Es ist schon von mir darauf hingewiesen worden, daß Bürger für dieses Erstlingskind seiner Muse eine besondere Vorliebe hatte, und daß er sich während seines ganzen Lebens mit ihm beschäftigte, es immer wieder neuen Korrekturen und Verbesserungen unterwarf, ohne daß er die erstrebte Vollendung zu seiner ganzen Zufriedenheit je erreichte. Die Ursache scheint mir darin zu liegen, daß Bürger hier einen fremden, antiken Stoff nahm und ihn zum eigenen, neuen Gebilde umschaffen wollte, daß aber die Sprödigkeit des Metalls eines kunstgerechten Neugusses spottete und spotten mußte. Vielleicht war auch Ramlers Urtheil mit Schuld daran, der ja vermeinte, aus der Bürger'schen „Nachtfeier“ ließe sich eine echtdeutsche Kantate bilden.

Das Lied ist nicht frei von Mängeln, umso weniger deshalb, weil Bürger dem alten lateinischen Dichter auf einem Wege folgte, der die Einheit des Stückes brechen mußte, indem er in den feierlichen Gang des Chorgesanges, der das Objekt streng im Auge behielt, kurz vor dem Schluß noch die subjektiven Klageäußerungen über das eigene Versäumniß, der Liebe zu huldigen, einfließen läßt:

„Sänger, Chor an Chor, verbreiten
Aphroditens Lob umher.
Soll ich nicht ihr Lied begleiten?
Stimmet mich kein Frühling mehr?
Ha! Erwachte nicht im Lenze
Meine Brust zu Lieb' und Sang,
So entwelkten mir die Kränze,
Die in's Haar mir Phöbus schlang.
Phöbus, müde, mich zu lehren,
Nähme Stimm' und Laute mir,

Säng' ich, Mai, nicht dir zu Ehren,
Nicht zu Ehren, Liebe, dir."

Dieser Umschlag von der Anschauung zur Empfindung zerbröckelt den Guß des Tonbildes, und so schön, ja vollkommen in Diktion und Versbau es ist, so bleibt es bei allen Vorzügen doch die schwächste seiner dichterischen Kompositionen. An dem Versuch, antiken Stoffen einen neuen Geist, neues Leben einzuhauchen, ist schon mancher große Dichter gescheitert. Wieland, Ramler, Schiller u. A. sind lebendige Beispiele. Man vergleiche nur des letzteren Imitation der Bürger'schen „Nachtfeier" (denn eine solche ist Schiller's „Triumph der Liebe", nichts anderes), wie weit steht dieses acht Jahre später entstandene Gedicht an Frische gegen dem Bürger'schen zurück! Wie verzerrt und gespreizt erscheint hier die Antike in dem deutschen Rock, durch dessen Falten lauter Ovidi'sche Gebilde wollüstig hervorlugen. Die Shakspeare und Goethen bleiben eben große Seltenheiten.

Auf alle Einzelnheiten der Bürger'schen Schriften näher einzugehen, würde den Rahmen, den ich zu dieser Abhandlung mir vorgezeichnet habe, weit überschreiten, und so will ich mich nur an die markantesten Stücke seiner Muse halten, womit er vornehmlich auf seine Zeit beeinflussend gewirkt hat. Durch das Studium Shakspeares und der "Reliques" des Bischofs Percy angeregt, eignete sich Bürger das Wesen der Einfachheit in Sprache und Stil an: statt der ängstlich sorgfältigen Umschreibung natürlicher Begriffe, den direkten, kräftigen Ausdruck zu gebrauchen. Bezüglich der zu behandelnden Gegenstände theilte Bürger die bereits von Addison 1712 im "Spectator" ausgesprochene Ansicht, ohne daß Bürger den englischen Aesthetiker und Kunstkritiker vielleicht je gekannt hat: „Ein gewöhnliches Lied oder eine Ballade", schreibt Addison, „die Lust des gemeinen Volkes, wird nie verfehlen, alle jene Leser zu erfreuen, die nicht durch ihre Neigung, Vorurtheil oder Unwissenheit gegen angenehme Unterhaltung abgestumpft sind. Der Grund ist einfach, weil das Gemälde der Natur sich sowohl dem schlichten, ungebildeten Leser empfiehlt, als es die Sinne der höchstgebildeten Schöngeister zu reizen vermag."

Durch den Ausspruch Bürgers in der Vorrede zur ersten Ausgabe seiner Gedichte wird diese Ansicht bestätigt: „Das Siegel der Vollkommenheit von Gedichten ist ihre Volksthümlichkeit", schreibt er, und damit hat er der Poetik einen Kanon vorgezeichnet, den auch der empfindlichste Kritiker nicht mehr wegdisputiren kann. Dabei wollte Bürger aber nicht bloß Volkssänger sein, sondern ein Dichter in des Wortes Bedeutung, der es mit der Tiefe des Gedankens und der Glätte des Verses ebenso ernsthaft nahm, als mit dem volksthümlichen Ausdruck. Es ist nicht zu leugnen, daß Bürger der erste deutsche Dichter war, der überhaupt von einem ausgebreiteten Kreise gelesen wurde, selbst heute noch in einem größeren Kreise gelesen wird, als Schiller und Goethe.

Bürger erkannte auch sehr bald, daß die Neigung des Volkes nicht so wohl dem einfachen lyrischen Erguß des Liedes zugethan war, als wenn sich die Lyrik mit der sangbaren Erzählung verbinde (der Romanze), besonders dann, wenn sich dieser Erzählung noch das Dämonische, das dunkle, Sagenhafte, selbst das gespensterhaft Schaurige (die Ballade) zugeselle. Dieser Erkenntniß verdankte Bürger, wie bemerkt, den englischen Balladensängern und besonders der Percy'schen Sammlung. „Ohne diese Anregung", schreibt August Wilhelm Schlegel, „wäre er wohl schwerlich seinen Beruf inne geworden, da das Deutsche, zum Theil schätzbare, was sich dieser Art erhalten hat, beim Anfange seiner Laufbahn ganz unbekannt war.

Eine ganze Reihe seiner Gedichte hat Bürger aus dieser englischen Quelle entnommen, zum Theil kaum mehr als bloß übersetzt, zum Theil ganz neu bearbeitet. Zu den aus englischen Quellen entnommenen gehören: „Der Bruder Graurock und die Pilgerin", „Des Schäfers Liebeswerbung", „Frau Schnips", „Die Entführung", „Der Kaiser und der Abt" und „Graf Walther." Alle diese Gedichte sind durch Bürger in der Form bestimmter , melodischer geworden, dem Inhalte nach weniger, theilweise hat er sie sogar durch trotzige Derbheiten verunziert. Ueber „Die Entführung", eins der populärsten Gedichte Bürgers, das im englischen Vorbild "The Child of Elle" heißt, fällt Bürgers Schüler, A. W. Schlegel, auszüglich folgendes Urtheil:

„Das Sylbenmaß, wenn man es so nennen kann, ist im Original einfach und lose gehalten: im Deutschen sind die Verse genau abgemessen, die Strophe ist komponirter und hat den verstärkten Reiz eines Reims am Schluß jeder Zeile, und zwar in der letzten Hälfte unmittelbar aufeinander folgender Reime erhalten. So wird schon durch den Klang die raschere Bewegung, die rüstigere Leidenschaft angekündigt, die Bürger bei der Umarbeitung bezweckte. Dort sieht der Ritter am Gartenzaun, er verlangt von seiner Geliebten zu hören, und eilt dem Boten entgegen: hier wird er von einer Ahnung umher getrieben, welche die bald darauf kommende üble Botschaft vorbereiten soll und wobei er sich in der That etwas ungebehrdig nimmt; ehe noch die Botin den Mund öffnet, schrickt er zusammen. Von seinem Schreck und Betäubung wird dort nicht eine Silbe erwähnt, hier lesen wir eine riesenhafte Beschreibung davon. Dort hat der Vater mit einem Wort gedroht, seine Tochter umzubringen, wenn sie sich nicht zu dem für sie ausgewählten Gemahl bequemte; hier häuft er ausführlich alle Greuel: er will die Tochter „tief ins Burgverließ stecken, wo Molch und Unke nistet, nicht rasten, bis er ihrem Geliebten das Herz ausgerissen hat und ihr das nachschmeißen." Wenn es heißt, als das Fräulein aus dem Fenster gestiegen ist:

And thrice he clasp'd her to his breste,
And kist her tenderlie,

The tears that fell from her fair eyes
Ranne like the fountain free.

so ist der Inhalt der letzten Zeilen, die ein so schönes Bild banger Weiblichkeit geben, ganz weggelassen, und die ersten dagegen sind so erweitert:

Ach! was ein Herzen, Mund und Brust,
Mit Rang und Drang, voll Angst und Lust,
Belauschen jetzt die Sterne
Aus hoher Himmelsferne.

Wenn die Hofmeisterin des Fräuleins mit dichterischer Unparteilichkeit nach ihren Gesinnungen redend und handelnd eingeführt wird:

All this beheard her own damselle,
In her bed, whereas shee lay,
Quoth shee: My lord shall knowe of this,
Soe I shall have golde and fee.

so kann der deutsche Dichter sein Verdammungsurtheil nicht zurückhalten:

Im nächsten Bett war aufgewacht
Ein paar Verrätherohren.
Des Fräuleins Sittenmeisterin,
Voll Gier nach schnödem Goldgewinn,
Sprang hurtig auf, die Thaten
Dem Alten zu verrathen.

Wenn das Fräulein dort gegen ihren Vater sich entschuldigt:

Trust me, but for the carlish knight,
I never had fled from thee.

so platzt sie hier heraus:

Glaubt, bester Vater, diese Flucht,
Ich hätte nimmer sie versucht,
Wenn vor des Junkers Bette
Mich nicht geekelt hätte.

ohne zu bedenken, daß jedem feinen Sinn vor solchem Ekel ekeln muß. Kurz, in Haupt- und Nebensachen ist im Original alles edler und zierlicher. Nach einer so durchaus vergröbernden gewaltsamen Parodie kann man schwerlich in Abrede stellen, daß Bürger hier den bescheidenen Farbenauftrag, die Mäßigung und Enthaltsamkeit, das Zarte, Gemüthliche und Leise gänzlich verkannte.

„Ich gestehe gern", schließt Schlegel, „daß die Vergleichung mit dem Englischen für manches, das ich daran rügte, meinen Blick geschärft, und bin um so weniger durch den Beifall befremdet, den sie bei so vielen deutschen Lesern, für welche sie Original war, gefunden hat und noch findet. Wenn Bürger diese Vergleichung und das Studium seiner Vorbilder über-

haupt nicht vor dem bewahren konnte, wozu ihn seine natürliche Anlage hinzog, so muß es dabei in Anschlag kommen, daß das Medium einer fremden Sprache leicht die Ansicht eines Gedichtes verfälschen kann. Herder hat die Volkslieder der verschiedensten Nationen und Zeitalter mit gänzlicher Reinhaltung von aller Manier und poetischem Schulwesen, jedes treu in seinem Karakter übertragen; hier wäre Bürgern das Rechte so nahe gerückt worden, daß er es fast nicht verfehlen konnte. Aber leider erschien diese in ihrer Art einzige Sammlung, wo die eigensten Naturlaute mit allseitiger Empfänglichkeit herausgefühlt sind, erst im Jahre 1778, also zugleich mit der ersten Ausgabe von Bürger's Gedichten, als seine Manier schon völlig fertig war. Goethe's meisten und wichtigsten Romanzen sind aus späterer Zeit."

Soviel über die aus dem Englischen entlehnten Stücke, denn das eine in der Schlegel'schen Beleuchtung muß für alle übrigen gelten, wiewohl die Gegensätze in keinem so grell auftreten, wie in der „Entführung". „Der Kaiser und der Abt", wohl Allen bekannt, ist durchwegs eine Verbesserung zu nennen, obwohl auch einige Stellen, in welcher Bürgers subjektive Neigung zum Drastischen durchbricht, darin vorkommen, die bei genauer Prüfung nicht zu seinem Vortheil ausfallen. Hätte Bürger die alte deutsche Fabel des Burkard Waldis gekannt, welcher der englische Dichter (vermuthlich Ben Jonson) seine Erzählung, "King John and the Abbott of Canterbury", entnahm, so würde bei Bürger vielleicht eine größere Unabhängigkeit von dem englischen Vorbilde zu Stande gekommen sein, ob auch eine Verfeinerung, ist zweifelhaft.

Ich komme jetzt auf Bürgers eigene Balladen, denn das ist nach der neueren Scheidungsmanier zwischen Romanze und Ballade die richtigere Benennung. Hier äußert sich sein Geist in reicherem Gehalt und lebendigerer Kraft, weit reiner, als in denen, wo man bei der Vergleichung mit fremden Mustern immer auf seine Manier getrieben wird. Ihre Reihe eröffnet aufs glänzendste „Lenore." Hätte Bürger nichts anderes geschrieben, als diese eine Ballade, so würde sein Ruhm, wie der des Homer oder Dante, ein unvergänglicher sein. Man hat versucht, besonders in England, auch für dieses Gedicht ihm die Originalität zu bestreiten, indem man auf die Ballade "Sweet Williams Ghost" im 8. Theil von Percy's Reliques, Nr. 6, (eine andere altenglische Ballade, "The Suffolk Miracle", wurde ebenfalls genannt) hinwies, aber ein Vergleich zeigt auch nicht die geringste Verwandtschaft. Voß in seinem Briefwechsel mit Boie über die „Lenore" (1809) bemerkt, Bürger habe die Geschichte von einem Bauernmädchen erzählen gehört, das er in der Folge Christine nennt. Die Erzählerin wußte aus dem alten Lied nur die Verse:

Der Mond, der scheint so helle,
Die Todten reiten schnelle!

und die Worte des Gesprächs: „Graut Liebchen auch?“ — „Wie sollte mir grauen? ich bin ja bei dir!“ Auch Herder berichtet, daß er in seiner Kinderzeit in Ostpreußen ein Zaubermärchen in Prosa erzählen gehört habe, in welchem die Verse vorkamen, die Bürger gehört haben muß. Das Zeugniß Herders beseitigt jeden Zweifel an die Ursprünglichkeit der Bürger'schen Ballade. Bürger selbst schreibt darüber an Boie (10. April 1773): „Ich habe eine herrliche Romanzen-Geschichte aus einer uralten Ballade aufgestöhrt. Schade nur, daß ich an den Text der Ballade selbst nicht gelangen kann.“ — Bürger arbeitete an diesem Stück den ganzen Sommer, aber von Zeit zu Zeit wurden Bruchstücke nach Göttingen geschickt, theils um die Aufmerksamkeit zu wecken, theils um die Kritik der Freunde einzuholen.

Mitten in dieser Arbeit überraschte ihn Goethe's „Götz von Berlichingen“, der J. G. bezeichnet und ohne Druckort erschienen war. Boie übersandte dem Amtmann in Gelliehausen das erste ihm in die Hand gekommene Exemplar. Die Begeisterung Bürgers läßt sich nur mit seinen eigenen Worten schildern: „Boie, Boie!“ schreibt er, „der Ritter mit der eisernen Hand, welch ein Stück! Ich weiß mich vor Enthusiasmus kaum zu lassen. Womit soll ich dem Verfasser mein Entzücken entdecken? Den kann man doch den deutschen Shakspeare nennen, wen man einen so nennen will. Brechen möchte ich vor Ekel, wenn man Weissen so nennt. Welch ein durchaus deutscher Stoff! Welch kühne Verarbeitung! Edel und frei wie sein Held, tritt der Verfasser den elenden Regeln-Codex unter die Füße und stellt uns ein ganzes envenement, mit Leben und Odem, bis in seine kleinsten Adern beseelt, vor Augen. Erschütterungen, wie sie Shakspeare nur immer hervorbringen kann, habe ich in meinem innersten Mark verspürt. Mitleid! Schrecken! Grausen, kaltes Grausen, wie wenn einem kalter Nordwind anweht! Götzens kleiner Junge, die Zigeuner Szene, die auf dem Rathhause, der sterbende Weislingen, das heimliche Gericht! Gott! wie lebendig, wie Shakspearerisch! Ich kann selbst nicht sagen, wie vortrefflich! . . . O, Boie, wissen Sie nicht, wer es ist? Sagen Sie, sagen Sie mir's, daß ihm meine Ehrfurcht einen Altar baue! . . . .

„Dieser G. v. B. hat mich wieder zu drei neuen Strophen der Lenore begeistert! — Herr, nichts weniger in ihrer Art soll sie werden, als was dieser Götz in seiner ist. Aber in zwei Monaten wird sie noch nicht fertig. Hu! wie wird mich der Unverstand darüber anblöcken! aber der kann mir —. Frei, frei! Keinem unterthan, als der Natur!“ u. s. w.

Das schrieb Bürger am 8. Juli. Am 20. September war das Gedicht vollendet und Bürger kam selber zwei Tage später nach Göttingen, um es im Kreise der Freunde vorzulesen. Nach seiner Bestellung waren alle Freunde auf Boie's Stube versammelt, die dem Wunsch des Dichters gemäß, ziemlich dunkel gehalten war. Unter seinem Rock hatte Bürger eine Reitgerte versteckt und beim Deklamiren stellte er sich dicht an die Thür. Bei der Stelle:

„Rasch auf ein eisern Gitterthor
Gings mit verhängtem Zügel.
Mit schwanker Gert' ein Schlag davor
Zersprengte Schloß und Riegel!"

schlug Bürger mit der Reitgerte an die Thür, daß Friedrich Stolberg in vollem Schrecken vom Stuhle aufsprang. Alle brachen nach dem Schluß in die größte Begeisterung aus und erklärten die „Lenore" für das Meisterwerk des Jahrhunderts. Wir wollen indessen den Dichter hier selber hören:

Lenore.

Lenore fuhr um's Morgenroth
Empor aus schweren Träumen:
„Bist untreu, Wilhelm, oder todt?
Wie lange willst du säumen?" —
Er war mit König Friedrich's Macht
Gezogen in die Prager Schlacht,
Und hatte nicht geschrieben,
Ob er gesund geblieben.

Der König und die Kaiserin,
Des langen Haders müde,
Erweichten ihren harten Sinn
Und machten endlich Friede;
Und jedes Heer mit Sing und Sang,
Mit Paukenschlag und Kling und Klang,
Geschmückt mit grünen Reisern,
Zog heim zu seinen Häusern.

Und überall, all überall,
Auf Wegen und auf Stegen,
Zog Alt und Jung dem Jubelschall
Der Kommenden entgegen.
„Gottlob!" rief Kind und Gattin laut,
„Willkommen!" manche frohe Braut.
Ach! aber für Lenoren
War Gruß und Kuß verloren.

Sie frug den Zug wohl auf und ab
Und frug nach allen Namen;
Doch Keiner war, der Kundschaft gab,
Von Allen, so da kamen.

Als nun das Heer vorüber war,
Zerraufte sie ihr Rabenhaar
Und warf sich hin zur Erde
Mit wüthiger Geberde.

Die Mutter lief wohl hin zu ihr:
„Ach, daß sich Gott erbarme!
Du trautes Kind, was ist mit dir?“
Und schloß sie in die Arme. —
„O Mutter, Mutter! hin ist hin!
Nun fahre Welt und alles hin!
Bei Gott ist kein Erbarmen.
O weh, o weh mir Armen!“

„Hilf Gott, hilf! Sieh uns gnädig an!
Kind, bet' ein Vaterunser!
Was Gott thut, das ist wohlgethan.
Gott, Gott erbarmt sich unser!“ —
„O Mutter, Mutter! eitler Wahn!
Gott hat an mir nicht wohlgethan!
Was half, was half mein Beten?
Nun ist's nicht mehr vonnöthen!“

„Hilf Gott, hilf! Wer den Vater kennt,
Der weiß, er hilft den Kindern.
Das hochgelobte Sakrament
Wird deinen Jammer lindern.“ —
„O Mutter, Mutter was mich brennt,
Das lindert mir kein Sakrament!
Kein Sakrament mag Leben
Den Todten wiedergeben.“ —

„Hör', Kind! Wie, wenn der falsche Mann
Im fernen Ungarlande
Sich seines Glaubens abgethan
Zum neuen Ehebande?
Laß fahren, Kind, sein Herz dahin!
Es hat es nimmermehr Gewinn!
Wann Seel' und Leib sich trennen,
Wird ihn sein Meineid brennen.“ —

„O Mutter, Mutter! hin ist hin!
Verloren ist verloren!
Der Tod, der Tod ist mein Gewinn!
O wär ich nie geboren!

Lisch aus, mein Licht, auf ewig aus!
Stirb hin, stirb hin in Nacht und Graus!
Bei Gott ist kein Erbarmen;
O weh, o weh mir Armen!" —

„Hilf Gott, hilf! Geh' nicht ins Gericht
Mit deinem armen Kinde!
Sie weiß nicht, was die Zunge spricht:
Behalt ihr nicht die Sünde!
Ach, Kind, vergiß dein irdisch Leid
Und denk' an Gott und Seligkeit,
So wird doch deiner Seelen
Der Bräutigam nicht fehlen." —

„O Mutter! was ist Seligkeit?
O Mutter! was ist Hölle?
Bei ihm, bei ihm ist Seligkeit,
Und ohne Wilhelm Hölle! —
Lisch aus, mein Licht, auf ewig aus!
Stirb hin, stirb hin in Nacht und Graus!
Ohn' ihn mag ich auf Erden,
Mag dort nicht selig werden."

So wüthete Verzweifelung
Ihr in Gehirn und Adern.
Sie fuhr mit Gottes Vorsehung
Vermessen fort zu hadern.
Zerschlug den Busen und zerrang
Die Hand bis Sonnenuntergang,
Bis auf am Himmelsbogen
Die goldnen Sterne zogen.

Und außen horch ging's Trap, trap, trap,
Als wie von Roßeshufen,
Und klirrend stieg ein Reiter ab
An des Geländers Stufen.
Und horch! und horch den Pfortenring,
Ganz lose, leise, klinglingling!
Dann kamen durch die Pforte
Vernehmlich diese Worte:

„Holla, holla! Thu auf, mein Kind!
Schläfst, Liebchen, oder wachst du?
Wie bist noch gegen mich gesinnt?
Und weinest oder lachst du?" —

„Ach, Wilhelm, du? .... So spät bei Nacht? .....
Geweinet hab ich und gewacht;
Ach! großes Leid erlitten!
Wo kommst du hergeritten?“ —

„Wir satteln nur um Mitternacht.
Weit ritt ich her von Böhmen.
Ich habe spät mich aufgemacht
Und will dich mit mir nehmen.“ —
„Ach, Wilhelm, erst herein geschwind!
Den Hagedorn durchsaust der Wind,
Herein, in meinen Armen,
Herzliebster, zu durchwarmen!“ —

„Laß sausen durch den Hagedorn,
Laß sausen, Kind, laß sausen!
Der Rappe scharrt, es klirrt der Sporn.
Ich darf allhier nicht hausen.
Komm, schürze, spring und schwinge dich
Auf meinen Rappen hinter mich!
Muß heut noch hundert Meilen
Mit dir in's Brautbett eilen.“ —

„Ach! Wolltest hundert Meilen noch
Mich heut in's Brautbett tragen?
Und horch! es brummt die Glocke noch,
Die elf schon angeschlagen.“ —
„Sieh hin, sieh her! der Mond scheint hell.
Wir und die Todten reiten schnell.
Ich bringe dich, zur Wette,
Noch heut in's Hochzeitbette.“ —

„Sag' an, wo ist dein Kämmerlein?
Und wo dein Hochzeitbettchen?“ —
„Weit, weit von hier! .... still, kühl und klein! ....
Sechs Bretter und zwei Brettchen!“ —
„Hat's Raum für mich?“ — „Für dich und mich!
Komm, schürze, spring und schwinge dich!
Die Hochzeitgäste hoffen;
Die Kammer steht uns offen.“ —

Schön Liebchen schürzte, sprang und schwang
Sich auf das Roß behende;
Wohl um den trauten Reiter schlang
Sie ihre Liljenhände;

Und hurre, hurre, hop hop hop!
Ging's fort im sausenden Galopp,
Daß Roß und Reiter schnoben
Und Kies und Funken stoben.

Zur rechten und zur linken Hand,
Vorbei vor ihren Blicken,
Wie flogen Anger, Heid' und Land!
Wie donnerten die Brücken! —
„Graut Liebchen auch? .... Der Mond scheint hell!
Hurrah! Die Todten reiten schnell!
Graut Liebchen auch vor Todten?" —
„Ach nein! .... Doch laß die Todten!" —

Was klang dort für Gesang und Klang?
Was flatterten die Raben? .....
Horch Glockenklang! horch Todtensang:
„Laßt uns den Leib begraben!"
Und näher zog ein Leichenzug,
Der Sarg und Todtenbahre trug.
Das Lied war zu vergleichen
Dem Unkenruf in Teichen.

„Nach Mitternacht begrabt den Leib,
Mit Klang und Sang und Klage!
Jetzt führ' ich heim mein junges Weib.
Mit, mit zum Brautgelage!
Komm, Küster, hier! Komm mit dem Chor,
Und gurgle mir das Brautlied vor!
Komm, Pfaff, und sprich den Segen
Eh' wir zu Bett' uns legen!" —

Still Klang und Sang.... Die Bahre schwand ...
Gehorsam seinem Rufen,
Kam's, hurre hurre! nachgerannt,
Hart hinter's Rappen Hufen.
Und immer weiter, hop hop hop!
Ging's fort in sausendem Galopp,
Daß Roß und Reiter schnoben,
Und Kies und Funken stoben.

Wie flogen rechts, wie flogen links,
Gebirge, Bäum' und Hecken!
Wie flogen links, und rechts, und links
Die Dörfer, Städt' und Flecken!

„Graut Liebchen auch? .... Der Mond scheint hell!
Hurrah! die Todten reiten schnell!
Graut Liebchen auch vor Todten?“ —
„Ach! Laß sie ruhn, die Todten!“ —

Sieh da! sieh da! Am Hochgericht
Tanzt um des Rades Spindel,
Halb sichtbarlich bei Mondenlicht,
Ein luftiges Gesindel. —
„Sasa! Gesindel, hier! Komm hier!
Gesindel, komm und folge mir!
Tanz' uns den Hochzeitreigen,
Wann wir zu Bette steigen!“ —

Und das Gesindel, husch husch husch!
Kam hinten nachgeprasselt,
Wie Wirbelwind am Haselbusch
Durch dürre Blätter rasselt.
Und weiter, weiter, hop hop hop!
Ging's fort in sausendem Galopp,
Daß Roß und Reiter schnoben,
Und Kies und Funken stoben.

Wie flog, was rund der Mond beschien,
Wie flog es in die Ferne!
Wie flogen oben über hin
Der Himmel und die Sterne! —
„Graut Liebchen auch? .... Der Mond scheint hell!
Hurrah! die Todten reiten schnell!
Graut Liebchen auch vor Todten?“ —
„O weh! Laß ruhn die Todten!“ —

„Rapp'! Rapp'! Mich dünkt, der Hahn schon ruft ...
Bald wird der Sand verrinnen ....
Rapp'! Rapp'! Ich wittre Morgenluft ....
Rapp'! Tummle dich von hinnen! —
Vollbracht, vollbracht ist unser Lauf!
Das Hochzeitbette thut sich auf!
Die Todten reiten schnelle!
Wir sind, wir sind zur Stelle!“ — — —

Rasch auf ein eisern Gitterthor
Ging's mit verhängtem Zügel.
Mit schwanker Gert' ein Schlag davor
Zersprengte Schloß und Riegel.

Die Flügel flogen klirrend auf,
Und über Gräber ging der Lauf.
Es blinkten Leichensteine
Rund um im Mondenscheine.

Ha sieh! Ha sieh! im Augenblick,
Huhu! ein grausig Wunder!
Des Reiters Koller, Stück für Stück,
Fiel ab, wie mürber Zunder.
Zum Schädel, ohne Zopf und Schopf,
Zum nackten Schädel ward sein Kopf;
Sein Körper zum Gerippe,
Mit Stundenglas und Hippe.

Hoch bäumte sich, wild schnob der Rapp',
Und sprühte Feuerfunken;
Und hui! war's unter ihr hinab
Verschwunden und versunken.
Geheul! Geheul aus hoher Luft,
Gewinsel kam aus tiefer Gruft.
Lenorens Herz, mit Beben,
Rang zwischen Tod und Leben.

Nun tanzten wohl bei Mondenglanz,
Rund um herum im Kreise,
Die Geister einen Kettentanz,
Und heulten diese Weise:
„Geduld! Geduld! Wenn's Herz auch bricht!
Mit Gott im Himmel hadre nicht!
Des Leibes bist du ledig;
Gott sei der Seele gnädig!"

Die „Lenore" war kaum im „Musenalmanach" für 1774 im Druck erschienen, als sie auch bereits an allen Orten auf Flugblättern nachgedruckt und in hunderttausenden von Exemplaren überall verbreitet wurde. Alles sprach von Bürgers Ballade; in den höchsten, wie in den niedrigsten Kreisen wurde sie gelesen und deklamirt. Falck, welcher anfangs November 1773 von Frankfurt nach Göttingen kam, berichtete, daß überall Alles von „Lenore" voll sei, und daß er sie auswendig könne. Goethe habe sehr begeistert mit ihm davon gesprochen, u. dgl. mehr.

Goethe selbst knüpfte bald darauf (12. Februar 1774) einen Briefwechsel mit Bürger an, mit der bedeutungsvollen Bemerkung: „Ich thue mir was drauf zu gute, daß ich's bin, der die papierne Scheidewand zwischen uns einschlägt. Unsere Stimmen sind sich oft begegnet und unsere Herzen

auch. Ist nicht das Leben kurz und öde genug? sollen sich die nicht anfassen, deren Weg mit einander geht?" Der Briefwechsel, in welchem Goethe seinem Bruder in Apoll selbst das trauliche Du vorschlug, wurde bis Mitte des Jahres 1785 fortgesetzt. Bürger erwiederte die vertraute Annäherung und beide verblieben schriftliche „Dutzbrüder", bis Goethe in der Folge zu höheren irdischen Würden emporstieg, worauf auch die Sprache in den Briefen an Bürger feierlicher, das Du wieder in Sie verwandelt wurde.

Im Jahre 1789 schickte Bürger dem Herrn von Goethe ein Exemplar der zweiten Ausgabe seiner Gedichte mit einem höflichen Schreiben zu und machte bald darauf eine Reise, die ihn durch Weimar führte. Er wußte anfänglich nicht, ob er einen Besuch bei Goethen wagen sollte, denn der etwas schüchterne Bürger erwartete, nach dem, was er von Andern schon gehört hatte, keine besonders herzliche Aufnahme von seinem ci devant Dutzbruder. Weil aber seine Freunde ihn dazu ermunterten, mit der Versicherung, Herr von Goethe sei seit seiner Reise nach Italien leutseliger geworden, und Bürger wohl auch eine leise Anerkennung für das übersandte Geschenk, sowie eine lehrreiche Beurtheilung seiner neuesten Produktionen erwartete, so faßte er sich ein Herz und ging hin. Hier hörte er von dem Kammerdiener, Se. Exzellenz sei zwar zu Hause, aber im Begriff, mit dem Herrn Kapellmeister Reichardt eine von diesem vollendete Komposition zu probiren. Da komme ich ja gerade gelegen, denkt Bürger, halte Se. Exzellenz nicht von Staatsgeschäften ab und kann wohl zu der Musik auch meine Meinung sagen. Er bittet also den Kammerdiener, Se. Exzellenz zu melden, Bürger aus Göttingen wünsche seine Aufwartung machen zu dürfen. Der Kammerdiener meldet ihn, kommt zurück und führt ihn — nicht in das Zimmer, wo musizirt wird, sondern in ein leeres Audienzzimmer. In diesem erscheint nach einigen Minuten Herr von Goethe, erwiedert Bürgers Anrede mit einer herablassenden Verbeugung, nöthigt ihn, auf einem Sopha Platz zu nehmen, und erkundigt sich, da Bürger doch einen ganz andern Empfang erwartet hatte und ein wenig verlegen wird, nach — der Frequenz der Göttinger Universität. — Bürger antwortet, so gut er bei seiner Verlegenheit konnte, und stand bald wieder auf, um sich zu entfernen. Goethe blieb während des ganzen Vorgangs mitten im Zimmer stehen und entließ Bürger mit einer gnädigen Verbeugung. Auf dem Wege nach Wieland's Hause machte Bürger das folgende Epigramm:

Mich drängt es, in ein Haus zu gehn,
Drin wohnt ein Künstler und Minister.
Den edlen Künstler wollt ich sehn,
Und nicht das Alltagsstück Minister.
Doch steif und kalt blieb der Minister
Vor meinem trauten Künstler stehn,
Und vor dem hölzernen Minister

Kriegt ich den Künstler nicht zu sehn.
Hol' ihn der Kukuk und sein Küster!

Friedrich Nicolai druckte dieses Epigramm im Jahre 1797 in seiner „Allgemeinen Deutschen Bibliothek", in einer Kritik über Schiller's „Musenalmanach" ab. Er hatte sich das Epigramm und die Entstehungsgeschichte desselben von Bürgers Biographen, Althof, mit folgender Bemerkung brieflich erbeten: „Ich bin dabei, mit den Herren Schiller und Goethe wegen ihrer Ungezogenheit in ihrem sog. Musenalmanach ein Wörtchen zu sprechen, sehr ernsthaft und lustig, wie man's nehmen will, gar nicht in dem Tone, den diese Herren annehmen, aber in einem Tone, den sie vermuthlich nicht erwartet haben" ꝛc. — Doch wieder zu Bürgers Werken zurück.

An die „Lenore", über die auch Herr Schiller wegen der darin angewandten Onomatopöie den Stab bricht, schließt sich vollkommen ebenbürtig Bürger's Ballade „Der wilde Jäger" an, die, obwohl sie nicht die Popularität der „Lenore" erreichte, doch in Form und Aufbau meisterhaft, wenn auch für eine Ballade fast zu künstlich gearbeitet ist. Der Gegenstand ist mit strenger Enthaltsamkeit von allem Fremdartigen behandelt, die Erfindung, den guten und bösen Schutzgeist in Gestalt von zwei begleitenden Reitern erscheinen zu lassen, ist ganz der geschilderten Sitte und dem Glauben des angenommenen Zeitalters gemäß. Die verhängnißvolle Symmetrie ihrer Warnungen und Aufreizungen sondert die Momente der Handlung auf durchaus passende Weise ab, und läßt zwischen ihrer stürmenden Eile die Betrachtung zu Athem kommen, die immer ernster einem nahenden Strafgericht entgegen sieht. In den ersten beiden Strophen, in dem Gegensatz des wilden Jagdgetöses mit der feierlichen Handlung des Gottesdienstes, ist schon der Sinn des Ganzen dargelegt, dem die Entwickelung durchaus kunstgemäß und stätig folgt.

Der wilde Jäger.

Der Wild- und Rheingraf stieß in's Horn:
„Hallo, hallo zu Fuß und Roß!"
Sein Hengst erhob sich wiehernd vorn;
Lautrasselnd stürzt ihm nach der Troß;
Laut klifft und klafft es, frei vom Koppel,
Durch Korn und Dorn, durch Heid' und Stoppel.

Vom Strahl der Sonntagsfrühe war
Des hohen Domes Kuppel blank.
Zum Hochamt rufte dumpf und klar
Der Glocken ernster Feierklang.
Fern tönten lieblich die Gesänge
Der andachtvollen Christenmenge.

Rischrasch quer übern Kreuzweg ging's
Mit Horrido und Hussasa!
Sieh da! sieh da, kam rechts und links
Ein Reiter hier, ein Reiter da!
Des Rechten Roß war Silberblinken,
Ein Feuerfarb'ner trug den Linken.

Wer waren Reiter links und rechts?
Ich ahn' es wohl, doch weiß ich's nicht.
Lichthehr erschien der Reiter rechts
Mit mildem Frühlingsangesicht.
Graß dunkelgelb der linke Ritter
Schoß Blitz' vom Aug' wie Ungewitter.

„Willkommen hier zu rechter Frist,
Willkommen zu der edlen Jagd!
Auf Erden und im Himmel ist
Kein Spiel, das lieblicher behagt." —
Er rief's, schlug laut sich an die Hüfte
Und schwang den Hut hoch in die Lüfte.

„Schlecht stimmet deines Hornes Klang",
Sprach der zur Rechten sanften Muths,
„Zu Feierglock' und Chorgesang.
Kehr um! Erjagst dir heut nichts Guts.
Laß dich den guten Engel warnen
Und nicht vom Bösen dich umgarnen!"

„Jagt zu, jagt zu, mein edler Herr!"
Fiel rasch der linke Ritter drein.
„Was Glockenklang? Was Chorgeplärr?
Die Jagdlust mag Euch baß erfreun!
Laßt mich, was fürstlich ist, Euch lehren
Und Euch von jenem nicht bethören!"

„Ha, wohlgesprochen, linker Mann!
Du bist ein Held nach meinem Sinn.
Wer nicht des Waidwerks pflegen kann,
Der scher' an's Paternoster hin!
Mag's, frommer Narr, dich baß verdrießen,
So will ich meine Lust doch büßen!" —

Und hurre hurre vorwärts ging's,
Feldein und aus, bergab und an.
Stets ritten Reiter rechts und links

Zu beiden Seiten nebenan.
Auf sprang ein weißer Hirsch von ferne
Mit sechzehnzackigem Gehörne.

Und lauter stieß der Graf in's Horn,
Und rascher flog's zu Fuß und Roß;
Und sieh! bald hinten und bald vorn
Stürzt einer todt dahin vom Troß.
„Laß stürzen! Laß zur Hölle stürzen!
Das darf nicht Fürstenlust verwürzen."

Das Wild duckt sich in's Aehrenfeld
Und hofft da sichern Aufenthalt.
Sieh da! Ein armer Landmann stellt
Sich dar in kläglicher Gestalt.
„Erbarmen, lieber Herr, Erbarmen!
Verschont den sauern Schweiß des Armen!"

Der rechte Ritter sprengt heran
Und warnt den Grafen sanft und gut.
Doch baß hetzt ihn der linke Mann
Zu schadenfrohem Frevelmuth.
Der Graf verschmäht des Rechten Warnen
Und läßt vom Linken sich umgarnen.

„Hinweg, du Hund!" schnaubt fürchterlich
Der Graf den armen Pflüger an.
„Sonst hetz ich selbst, beim Teufel! dich.
Halloh, Gesellen drauf und dran!
Zum Zeichen, daß ich wahr geschworen,
Knallt ihm die Peitschen um die Ohren!"

Gesagt, gethan! Der Wildgraf schwang
Sich über'n Hagen rasch voran,
Und hinterher bei Knall und Klang
Der Troß mit Hund und Roß und Mann;
Und Hund und Mann und Roß zerstampfte
Die Halmen, daß der Acker dampfte.

Vom nahen Lärm emporgescheucht,
Feldein und aus, bergab und an
Gesprengt, verfolgt, doch unerreicht,
Ereilt das Wild des Anger's Plan
Und mischt sich, da verschont zu werden,
Schlau mitten zwischen zahme Heerden.

Doch hin und her durch Flur und Wald,
Und her und hin durch Wald und Flur
Verfolgen und erwittern bald
Die raschen Hunde seine Spur.
Der Hirt, voll Angst für seine Heerde,
Wirft vor dem Grafen sich zur Erde.

„Erbarmen, Herr, Erbarmen! Laßt
Mein armes, stilles Vieh in Ruh!
Bedenket, lieber Herr, hier grast
So mancher armen Wittwe Kuh.
Ihr Eins und Alles spart der Armen!
Erbarmen, lieber Herr, Erbarmen!“

Der rechte Ritter sprengt heran
Und warnt den Grafen sanft und gut.
Doch baß hetzt ihn der linke Mann
Zu schadenfrohem Frevelmuth.
Der Graf verschmäht des Rechten Warnen
Und läßt vom Linken sich umgarnen.

„Verwegner Hund, der du mir wehrst!
Ha, daß du deiner besten Kuh
Selbst um- und angewachsen wärst,
Und jede Bettel noch dazu!
So sollt' es baß mein Herz ergetzen,
Euch stracks in's Himmelreich zu hetzen.

„Halloh, Gesellen, drauf und dran!
Jo! Doho! Hussassasa!“
Und jeder Hund fiel wüthend an,
Was er zunächst vor sich ersah.
Bluttriefend sank der Hirt zur Erde,
Bluttriefend Stück für Stück die Heerde.

Dem Mordgewühl entrafft sich kaum
Das Wild mit immer schwächerm Lauf.
Mit Blut besprengt, bedeckt mit Schaum,
Nimmt jetzt des Waldes Nacht es auf.
Tief birgt sich's in des Waldes Mitte
In eines Klausners Gotteshütte.

Risch ohne Rast, mit Peitschenknall,
Mit Horrido und Hussassa
Und Kliff und Klaff und Hörnerschall

Verfolgt's der wilde Schwarm auch da.
Entgegentritt mit sanfter Bitte
Der fromme Klausner vor die Hütte.

„Laß ab, laß ab von dieser Spur!
Entweihe Gottes Freistatt nicht!
Zum Himmel ächzt die Kreatur
Und heischt von Gott dein Strafgericht.
Zum letzenmale laß dich warnen,
Sonst wird Verderben dich umgarnen!"

Der Rechte sprengt besorgt heran
Und warnt den Grafen sanft und gut.
Doch baß folgt ihm der linke Mann
Zu schadenfrohem Frevelmuth.
Und wehe! trotz des Rechten Warnen
Läßt er vom Linken sich umgarnen!

„Verderben hin, Verderben her!
Das", ruft er, „macht mir wenig Graus.
Und wenn's im dritten Himmel wär',
So acht' ich's keine Fledermaus.
Mag's Gott und dich, du Narr, verdrießen,
So will ich meine Lust doch büßen!"

Er schwingt die Peitsche, stößt in's Horn:
„Hallo, Gesellen, drauf und dran!"
Hui, schwinden Mann und Hütte vorn,
Und hinten schwinden Roß und Mann;
Und Knall und Schall und Jagdgebrülle
Verschlingt auf einmal Todtenstille.

Erschrocken blickt der Graf umher;
Er stößt in's Horn, es tönet nicht;
Er ruft, und hört sich selbst nicht mehr;
Der Schwung der Peitsche sauset nicht;
Er spornt sein Roß in beide Seiten
Und kann nicht vor- nicht rückwärts reiten.

Drauf wird es düster um ihn her
Und immer düst'rer, wie ein Grab.
Dumpf rauscht es, wie ein fernes Meer;
Hoch über seinem Haupt herab
Ruft furchtbar, mit Gewittergrimme,
Dies Urtel eine Donnerstimme:

„Du Wüthrich teufliſcher Natur,
Frech gegen Gott und Menſch und Thier!
Das Ach und Weh der Kreatur
Und deine Miſſethat an ihr
Hat laut dich vor Gericht gefodert,
Wo hoch der Rache Fackel lodert.

„Fleuch, Unhold, fleuch und werde jetzt,
Von nun an bis in Ewigkeit,
Von Höll und Teufel ſelbſt gehetzt,
Zum Schreck der Fürſten jeder Zeit,
Die, um verruchter Luſt zu frohnen,
Nicht Schöpfer noch Geſchöpf verſchonen!“ —

Ein ſchwefelgelber Wetterſchein
Umzieht hierauf des Waldes Laub.
Angſt rieſelt ihm durch Mark und Bein;
Ihm wird ſo ſchwül, ſo dumpf und taub!
Entgegen weht ihm kaltes Grauſen,
Dem Nacken folgt Gewitterſauſen.

Das Grauſen weht, das Wetter ſauſt,
Und aus der Erd' empor, huhu!
Fährt eine ſchwarze Rieſenfauſt;
Sie ſpannt ſich auf, ſie krallt ſich zu;
Hui! will ſie ihn beim Wirbel packen;
Hui! ſteht ſein Angeſicht im Nacken.

Es flimmt und flammt rund um ihn her
Mit grüner, blauer, rother Glut;
Es wallt um ihn ein Feuermeer;
Darinnen wimmelt Höllenbrut.
Jach fahren tauſend Höllenhunde,
Laut angehetzt, empor vom Schlunde.

Er rafft ſich auf durch Wald und Feld
Und flieht, laut heulend Weh und Ach!
Doch durch die ganze weite Welt
Rauſcht bellend ihm die Hölle nach,
Bei Tag tief durch der Erde Klüfte,
Um Mitternacht hoch durch die Lüfte.

Im Nacken bleibt ſein Antlitz ſtehn,
So raſch die Flucht ihn vorwärts reißt.
Er muß die Ungeheuer ſehn,

Laut angehetzt vom bösen Geist,
Muß sehn das Knirrschen und das Jappen
Der Rachen, welche nach ihm schnappen. —

Das ist des wilden Heeres Jagd,
Die bis zum jüngsten Tage währt
Und oft den Wüstling noch bei Nacht
Zu Schreck und Graus vorüberfährt.
Das könnte, müßt' er sonst nicht schweigen,
Wohl manches Jägers Mund bezeugen.

„Des Pfarrers Tochter von Taubenhain" ist eine Ballade die unfehlbar jedes empfängliche Herz erschüttern muß, doch ist die darin enthaltene moralische Tendenz im Sinn eines bürgerlichen Familiengemäldes nur für starke Nerven erträglich. Man kann das Gedicht nicht ohne Mitgefühl für das unglückliche Mädchen, dessen Thorheit eine so schreckliche Sühne zu erleiden hat, sowie das freie Ausgehen des niederträchtigen Verführers und des brutalen Vaters nicht ohne empörenden Widerwillen lesen. An starken Farben zur Darstellung des Häßlichen der Sitten, der Widernatürlichkeit und Verkehrtheit so mancher bürgerlichen Einrichtung, die uns der Dichter in greller Weise vor Augen führt, hat er wahrlich nicht gespart. Das Gedicht hat auch in Deutschland weniger Erfolg gehabt, als es in mehrfacher englischer Uebersetzung in England und namentlich in den Vereinigten Staaten aufzuweisen hat.

„Der Raubgraf", „Die Weiber von Weinsberg", „Das Lied von Treue", die alle zu den populären Romanzen Bürger's gehören, sowie „Lenardo und Blandine", ein nach der „Gismonda" des Boccacio allzubreit und wild aufgebautes und grelles Gemälde, die schwächste von allen Bürgerschen Balladen, müssen übergangen werden. Die drei ersten sind munter und drollig, jedoch nicht ganz von den groben Späßen frei, die in Bürgers „Europa" und der „Menagerie der Götter" und anderen seiner Gedichte von Schiller so scharf getadelt wurden und die auch Schlegel nicht umhin kann zu rügen. Aber Bürger schrieb für das Volk seiner Zeit, dem solche derben Späße gefielen — und ist Goethe's „Götz von Berlichingen" nicht auch an Stellen derb? und sind die frühen Schiller'schen Gedichte von Zweideutigkeiten frei? —

Auf der andern Seite hat Bürger in dem „Lied vom braven Mann" der biederen herzlichen Freude über eine wackere That Ton und Stimme geliehen, und diese Absicht macht seinem Herzen Ehre. Daß Schlegel diesem Gedicht das ächt Volksthümliche absprechen will, wird wohl am besten dadurch widerlegt, daß das Lied in aller Welt Munde lebt, in allen Schulen gelehrt und in allen Familien gelesen wird. Das bischen Selbstlob, das Bürger in der ersten Strophe einstreut, kann man dem Dichter, der ein so schönes Lied

gesungen hat, von Herzen gönnen. Doch Sie, verehrte Anwesende, haben ja auch ein Gefühl für edle Poesie und mögen darüber selbst urtheilen:

Das Lied vom braven Mann.

Hoch klingt das Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang.
Wer hohes Muths sich rühmen kann,
Den lohnt nicht Gold, den lohnt Gesang.
Gottlob! daß ich singen und preisen kann,
Zu singen und preisen den braven Mann!

Der Thauwind kam vom Mittagsmeer
Und schnob durch Welschland trüb' und feucht.
Die Wolken flogen vor ihm her,
Wie wann der Wolf die Heerde scheucht.
Er fegte die Felder, zerbrach den Forst;
Auf Seen und Strömen das Grundeis borst.

Am Hochgebirge schmolz der Schnee;
Der Sturz von tausend Wassern scholl;
Das Wiesenthal begrub ein See;
Des Landes Heerstrom wuchs und schwoll;
Hoch rollten die Wogen entlang ihr Gleis
Und rollten gewaltige Felsen Eis.

Auf Pfeilern und auf Bogen schwer,
Aus Quaderstein von unten auf
Lag eine Brücke drüber her,
Und mitten stand ein Häuschen drauf.
Hier wohnte der Zöllner mit Weib und Kind. —
„O, Zöllner! o Zöllner! entfleuch geschwind!"

Es dröhnt' und dröhnte dumpf heran,
Laut heulten Sturm und Wog' um's Haus.
Der Zöllner sprang zum Dach hinan
Und blickt in den Tumult hinaus. —
„Barmherziger Himmel! erbarme dich!
Verloren! Verloren! Wer rettet mich?" —

Die Schollen rollten Schuß auf Schuß
Von beiden Ufern hier und dort,
Von beiden Ufern riß der Fluß

Die Pfeiler sammt den Bogen fort.
Der bebende Zöllner mit Weib und Kind,
Er heulte noch stärker als Sturm und Wind.

Die Schollen rollten Stoß auf Stoß
An beiden Enden, hier und dort,
Zerborsten und zertrümmert, schoß
Ein Pfeiler nach dem andern fort.
Bald nahte der Mitte der Umsturz sich. —
„Barmherziger Himmel! erbarme dich!“ —

Hoch auf dem fernen Ufer stand
Ein Schwarm von Gaffern, groß und klein;
Und jeder schrie und rang die Hand,
Doch mochte Niemand Retter sein.
Der bebende Zöllner mit Weib und Kind
Durchheulte nach Rettung den Strom und Wind.

Wann klingst du, Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang?
Wohlan! so nenn' ihn, nenn' ihn dann!
Wann nennst du ihn, mein schönster Sang?
Bald nahet der Mitte Umsturz sich.
O braver Mann! braver Mann! zeige dich!

Rasch galoppirt' ein Graf hervor,
Auf hohem Roß ein edler Graf.
Was hielt des Grafen Hand empor?
Ein Beutel war es, voll und straff. —
„Zweihundert Pistolen sind zugesagt
Dem, welcher die Rettung der Armen wagt.“

Wer ist der Brave? Ist's der Graf?
Sag' an, mein braver Sang, sag' an! —
Der Graf, beim höchsten Gott! war brav!
Doch weiß ich einen bravern Mann. —
O braver Mann! braver Mann! zeige dich!
Schon naht das Verderben sich fürchterlich. —

Und immer höher stieg die Flut,
Und immer lauter schnob der Wind,
Und immer tiefer sank der Muth. —
O Retter! Retter! komm geschwind! —
Stets Pfeiler bei Pfeiler zerborst und brach.
Laut krachten und stürzten die Bogen nach.

„Hallo! Hallo! Frisch auf gewagt!“
Hoch hielt der Graf den Preis empor.
Ein jeder hört's, doch jeder zagt,
Aus Tausenden tritt keiner vor.
Vergebens durchheulten mit Weib und Kind
Der Zöllner nach Rettung den Strom und Wind. —

Sieh, schlecht und recht ein Bauersmann
Am Wanderstabe schritt daher,
Mit grobem Kittel angethan,
An Wuchs und Antlitz hoch und hehr.
Er hörte den Grafen, vernahm sein Wort
Und schaute das nahe Verderben dort.

Und kühn in Gottes Namen sprang
Er in den nächsten Fischerkahn;
Trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang
Kam der Erretter glücklich an.
Doch wehe! Der Nachen war allzuklein,
Um Retter von allen zugleich zu sein.

Und dreimal zwang er seinen Kahn,
Trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang,
Und dreimal kam er glücklich an,
Bis ihm die Rettung ganz gelang.
Kaum kamen die Letzten in sichern Port,
So rollte das letzte Getrümmer fort. —

Wer ist, wer ist der brave Mann?
Sag' an! sag' an, mein braver Sang!
Der Bauer wagt' ein Leben dran;
Doch that er's wohl um Goldesklang?
Denn spendete nimmer der Graf sein Gut,
So wagte der Bauer vielleicht kein Blut.

„Hier“, rief der Graf, „mein wackrer Freund!
Hier ist dein Preis! Komm her! Nimm hin!“ —
Sag' an, war das nicht brav gemeint?
Bei Gott! der Graf trug hohen Sinn. —
Doch höher und himmlischer, wahrlich! schlug
Das Herz, das der Bauer im Kittel trug.

„Mein Leben ist für Gold nicht feil.
Arm bin ich zwar, doch eß' ich satt.
Dem Zöllner werd' eu'r Geld zutheil,

Der Hab' und Gut verloren hat!"
So rief er mit herzlichem Biederton
Und wandte den Rücken und ging davon.

Hoch klingst du, Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang!
Wer solches Muths sich rühmen kann,
Den lohnt kein Gold, den lohnt Gesang.
Gottlob! daß ich singen und preisen kann,
Unsterblich zu preisen den braven Mann!

Sollte Bürger im „Lied vom braven Mann" etwas zu sehr seine persönliche Eitelkeit nach Außen gekehrt haben, so machte er das wieder doppelt gut in seinem „Blümchen Wunderhold", der lieblichsten Allegorie, die wir in der deutschen Litteratur besitzen, in welcher er das hohe Lied der Bescheidenheit in folgender sinnigen Weise singt:

Das Blümchen Wunderhold.

Es blüht ein Blümchen irgendwo
In einem stillen Thal,
Das schmeichelt Aug' und Herz so froh
Wie Abendsonnenstrahl;
Das ist viel köstlicher als Gold,
Als Perl' und Diamant:
Drum wird es „Blümchen Wunderhold"
Mit gutem Fug genannt.

Wohl sänge sich ein langes Lied
Von meines Blümchen's Kraft,
Wie es an Leib und am Gemüth
So hohe Wunder schafft.
Was kein geheimes Elixir
Dir sonst gewähren kann,
Das leistet, traun, mein Blümchen dir!
Man säh es ihm nicht an.

Wer Wunderhold im Busen hegt,
Wird wie ein Engel schön.
Das hab' ich, inniglich bewegt,
An Mann und Weib gesehn.
An Mann und Weib, alt oder jung,
Zieht's wie ein Talisman
Der schönsten Seelen Huldigung
Unwiderstehlich an.

Auf steifem Hals ein Strotzerhaupt,
Das über alle Höhn
Weit, weit hinauszuragen glaubt,
Läßt doch gewiß nicht schön.
Wenn irgend nur ein Rang, wenn Gold
Zu steif den Hals dir gab,
So schmeidigt ihn mein Wunderhold
Und biegt dein Haupt herab.

Es webet über dein Gesicht
Der Anmuth Rosenflor
Und zieht des Auges grellem Licht
Die Wimper mildernd vor.
Es theilt der Flöte weichen Klang
Des Schreiers Kehle mit
Und wandelt in Zephyrengang
Des Stürmers Poltertritt.

Der Laute gleicht des Menschen Herz,
Zu Sang und Klang gebaut.
Doch spielen sie oft Lust und Schmerz
Zu stürmisch und zu laut:
Der Schmerz, wann Ehre, Macht und Gold
Vor deinen Wünschen fliehn,
Und Lust, wann sie in deinen Sold
Mit Siegeskränzen ziehn.

O, wie dann Wunderhold das Herz
So mild und lieblich stimmt!
Wie allgefällig Ernst und Scherz
In seinem Zauber schwimmt!
Wie man alsdann nichts thut und spricht,
Drob Jemand zürnen kann!
Das macht, man trotzt und strotzet nicht
Und drängt sich nicht voran.

O, wie man dann so wohlgemuth,
So friedlich lebt und webt!
Wie um das Lager, wo man ruht,
Der Schlaf so segnend schwebt!
Denn Wunderhold hält Alles fern,
Was giftig beißt und sticht;
Und stäch ein Molch auch noch so gern,
So kann und kann er nicht.

Ich sing, o Lieber, glaub es mir,
Nichts aus der Fabelwelt,
Wenn gleich ein solches Wunder dir
Fast hart zu glauben fällt.
Mein Lied ist nur ein Wiederschein
Der Himmelslieblichkeit,
Die Wunderhold auf Groß und Klein
In Thun und Wesen streut.

Ach! hättest du nur die gekannt,
Die einst mein Kleinod war —
Der Tod entriß sie meiner Hand
Hart hinter'm Traualtar. —
Dann würdest du es ganz verstehn,
Was Wunderhold vermag,
Und in das Licht der Wahrheit sehn,
Wie in den hellen Tag.

Wohl hundertmal verdankt' ich ihr
Des Blümchens Segensflor.
Sanft schob sie's in den Busen mir
Zurück, wenn ich's verlor.
Jetzt rafft ein Geist der Ungeduld
Es oft mir aus der Brust.
Erst wann ich büße meine Schuld,
Beren' ich den Verlust.

O, was des Blümchens Wunderkraft
Am Leib und am Gemüth
Ihr, meiner Huldin, einst verschafft,
Faßt nicht das längste Lied! —
Weil's mehr als Seide, Perl' und Gold,
Der Schönheit Zier verleiht,
So nenn' ich's „Blümchen Wunderhold."
Sonst heißt's — Bescheidenheit.

Geradezu verwunderbar ist es, daß Friedrich Schiller auch an diesem reizenden Fruchtstück der Bürger'schen Muse etwas zu tadeln findet. Das bringt mich auf die vielbesprochene, aber meist nur vom Hörensagen bekannte Kritik, welche Schiller im Jahre 1791, über zwei Jahre nach dem Erscheinen der zweiten Auflage von Bürgers Gedichten und zur Zeit, als schon für die dritte, eine Pracht-Auflage, die Subskriptionslisten ausgeschickt worden waren, in der „Jenaischen Litteraturzeitung", und zwar ohne Namen, veröffentlichte. Der anonyme Verfasser wirft Bürger darin vor, seine Muse sei

zu subjektiv sinnlich und er verstehe nicht zu idealisiren. Die Kritik war in der kalten, gleichsam mit dem Zirkel abgemessenen Eleganz verfaßt, welche Schillers damaligen prosaischen Schriften eigen war, und die in seinen Briefen über ästhetische Erziehung in die äußerste Erstorbenheit überging. Ich möchte sie litterarische Blumenwüsten nennen, glänzend bestechlich im Aeußerlichen, im Innern geistige Oeden. Aber sie imponirten dem Publikum durch einen Schein der Würde und philosophischen Tiefe und noch mehr durch das täuschende Aushängeschild der Mäßigung. Es waren Phrasen gedreht über Ideale und Idealisirung, ohne auch nur im Geringsten die Definition, was er darunter verstehe, zum Besten zu geben.

Man wird bei näherer Prüfung dieser Kritik Schillers empört über den perfiden Angriff aus finsterm Hinterhalt und zwar auf einen Dichter, dem Schiller sein ganzes poetisches Anfangskapital verdankte, gegen einen Dichter, der stets mit der höchsten Bewunderung von dem Sänger der „Götter Griechenlands" gesprochen und geschrieben hatte. Man wird noch mehr empört, wenn man den Dichter der „Räuber" mit dem scheußlichen Monolog des Franz Moor als Sittenlehrer auftreten sieht, wenn man den Dichter des „Fiesko", welcher den Bruder (Gianetto), den angehenden Herzog, zur eigenen Schwester, der Herzogin-Wittwe Imperiale sagen lassen kann: „Ich halte dich für ein Stück Weiberfleisch in einem großen — großen Adelsbrief gewickelt", und der den Fiesko zur Julia in ihrem Boudoir sprechen lassen konnte: „Das Frauenzimmer ist nie so schön, als im Schlafgewand, es ist die Tracht seines Gewerbes", daß dieser selbe Schiller Bürgern vorwirft, sein „Hohes Lied von der Einzigen", das er seiner zweiten Gattin nach ihrem Tode nachsingt, trage „nicht das Kleid der Makellosigkeit", weil Bürger darin einer Frau, die ihm durch alle Stürme des Lebens mit der zärtlichsten Liebe treu anhing, im Angesicht der zischelnden Welt, welche diese Liebe eine Sünde nannte, in Treue angehangen, und der diese selbe Welt ihre Sünden längst als gesühnt verziehen hatte, das hohe Lied singt!

Man wird empört über den Kritiker, der vom „unerreichbaren Werthe" dieses schönen Produkts der Bürger'schen Muse" spricht und dann aus dem anonymen Versteck hervorkeift, dieses selbe Gedicht sei „eine Versündigung gegen den guten Geschmack", eine Begeisterung des Dichters, die „sich in die Grenzen des Wahnsinns" verliere, und der dann es dem Dichter zum Schluß auftrumpft, daß seinem Lied „die ideale Reinheit mangle, die allein den guten Geschmack befriedige." — Paßt da nicht der Ausspruch desselben Schillers in den „Räubern" von der „falschen, heuchlerischen Krokodilenbrut", deren „Augen Wasser und Herzen Erz" seien, die „Küsse auf den Lippen und Schwerter im Busen" trügen? Wie kam gerade Schiller dazu, so über einige in Bürgers Gedichten stehen gebliebene gesunde Derbheiten wie ein Rhadamantus zu Gericht zu sitzen? Er, in dessen lyrischen Gedichten

so manche Züge jedes zarte Gefühl verletzen, Züge, tausendmal sinnlicher, als die derbsten Ergüsse Bürgers (die Uebersetzungen und Bearbeitungen fremder Stoffe nicht gerechnet) jemals waren, mußte wissen, wie leicht genialischer Uebermuth zu einigen Ausschweifungen fortreißt. Oder war es das Bewußtsein einer in seinem Innern vorgegangenen Läuterung, wie Julius Tittmann als Vertheidigung Schillers annimmt, die ihn so unerbittlich strenge machte? Und hatte er auch wirklich die alte Haut vollständig abgestreift? „Schiller", sagt A. W. Schlegel, „hat durch diese Kritik nur eine schwache Probe seiner Kennerschaft gegeben. Er hätte Bürger nicht tadeln sollen, weil er ihn nicht gehörig zu loben verstand. Wie er das Wesen der Gattung, worin Bürger ein vollendeter Meister war, begriffen hatte, das zeigen die Balladen, die er später, wetteifernd mit Goethe, aber gegen den Willen der Minerva dichtete. Es hat hierbei eine Nemesis gewaltet und Bürgern ist, zwar erst nach seinem Tode, die vollkommenste Genugthuung zu Theil geworden, indem nun die Vergleichung zwischen der Lenore, dem wilden Jäger, der Tochter des Pfarrers von Taubenhain, den Weibern von Weinsberg, und dem Fridolin, dem Taucher, dem Ritter von Rhodus u. s. w. angestellt werden kann." Soweit Schlegel. Dieses läßt sich noch verstärkter hervorheben, wenn man Schiller's „Alpenjäger", der offenbar unter dem Eindruck von Bürger's „Wilden Jäger" entstand, mit diesem vergleicht: Hier kräftig sprudelnder Champagner, dort wässerige Syrup-Limonade. Aehnliche Vergleiche könnten überall gezogen werden.

Bürger war über diesen Angriff aus dem finstern Hinterhalt höchlichst bestürzt. Er forderte in einer „Antikritik" den anonymen Rezensenten auf, das Visir zu lüften:

Gleich sei der Streit
Den man uns beut!
Schwert gegen Schwert vom Leder,
Doch Feder gegen Feder!

allein Schiller lehnte es in einer Replik, in welcher er sich zu erklären versuchte, sich jedoch nur noch mehr in phrasenhafte Schlingen verwickelte, ab, seinen Namen zu nennen. Bürger schwieg hierauf, aber die ganze übrige Dichterwelt, mit Ausnahme der Weimar-Jenaischen Koterie, nahm Bürgers Partei und stichelte auf den im Dickicht versteckten Rezensenten, der aus Furcht vor verdienter Züchtigung es nicht wage, aus den Busch hervorzukommen.

Ein Böses hat Schiller bei Bürger doch angestiftet. Da dieser mit Goethen schlechte Erfahrungen gemacht hatte, Wieland und Herder ebenfalls zu der Schiller'schen Kritik still schwiegen, so glaubte Bürger, im Sinne dieser Auslassungen mindestens an seinen lyrischen Gedichten nochmals die Feile anlegen zu müssen. Er versuchte also, alle urwüchsigen Ausdrücke in salongemäße umzuwandeln, wodurch er viele seiner lieblichsten

Naturbilder in steife Korsetten preßte, um sie Schillerisch hoffähig zu machen. Wie viel Frische er dadurch von seinen prächtigsten Blüten abwischte, das mag uns ein einziges seiner Lieder zeigen, in welchem er das gesunde Wort Mädel in den geschminkten Ausdruck Holde abänderte. Ich kann nicht mehr Anstoß in dem Mädel erblicken, als in der Holden. „Das Mädel, das ich meine", sagt Schlegel, „blühte in frischen Farben: da der Dichter sie hinterdrein noch duftiger verblasen wollte, hat die Einheit des Tones darunter gelitten. Zu den Fragen und wiederholenden Antworten, überhaupt zu der tändelnden Einfalt, womit sinnlicher Liebreiz als ein Wunderwerk des Schöpfers gepriesen wird, paßte der Ausruf: „Der liebe Gott! der hat's gethan", vollkommen."

Das Mädel, das ich meine.

O was in tausend Liebespracht
Das Mädel, das ich meine, lacht!
Nun sing, o Lied, und sag mir an,
Wer hat das Wunder aufgethan:
Daß so in tausend Liebespracht
Das Mädel, das ich meine, lacht?

Wer hat, wie Paradieseswelt,
Des Mädels blaues Aug' erhellt? —
Der liebe Gott! der hat's gethan,
Der's Firmament erleuchten kann;
Der hat, wie Paradieseswelt,
Des Mädel's blaues Aug' erhellt.

Wer hat das Roth auf weiß gemalt,
Das von des Mädels Wange strahlt? —
Der liebe Gott! der hat's gethan,
Der Pfirsichblüte malen kann;
Der hat das Roth auf Weiß gemalt,
Das von des Mädel's Wange strahlt.

Wer schuf des Mädel's Purpurmund
So würzig, süß und lieb und rund? —
Der liebe Gott! der hat's gethan,
Der Nelk' und Erdbeer' würzen kann;
Der schuf des Mädels Purpurmund
So würzig, süß und lieb und rund.

Wer ließ vom Nacken, blond und schön,
Des Mädel's seid'ne Locken wehn? —
Der liebe Gott! der gute Geist!

Der gold'ne Saaten reifen heißt;
Der ließ vom Nacken, blond und schön,
Des Mädel's seid'ne Locken wehn.

Wer gab zu Liebesred' und Sang
Dem Mädel holder Stimme Klang? —
Der liebe, liebe Gott that dies,
Der Nachtigallen flöten hieß;
Der gab, zu Liebesred' und Sang,
Dem Mädel holder Stimme Klang.

Wer hat, zur Fülle süßer Lust,
Gewölbt des Mädel's weiße Brust? —
Der liebe Gott hat's auch gethan,
Der stolz die Schwäne kleiden kann;
Der hat, zur Fülle süßer Lust,
Gewölbt des Mädel's weiße Brust.

Durch welches Bildner's Hände ward
Des Mädel's Wuchs so schlank und zart? —
Das hat die Meisterhand gethan,
Die alle Schönheit bilden kann;
Durch Gott, dem höchsten Bildner, ward
Des Mädel's Wuchs so schlank und zart.

Wer blies so lichtvoll und so rein,
Die fromme Seel' dem Mädel ein? —
Wer anders hat's, als er, gethan,
Der Seraphim' erschaffen kann;
Der blies so lichthell schön und rein
Die Engelseel' dem Mädel ein. —

Lob sei, o Bildner, deine Kunst!
Und hoher Dank für deine Gunst!
Daß du dein Abbild ausstaffirt
Mit allem, was die Schöpfung ziert.
Lob sei, o Bildner, deine Kunst!
Und hoher Dank für deine Gunst!

Doch ach! für wen auf Erden lacht
Das Mädel so in Liebespracht? —
O Gott! bei deinem Sonnenschein!
Bald möcht' ich nie geboren sein,
Wenn nie in solcher Liebespracht
Das Mädel mir auf Erden lacht.

Hatte Bürger dem deutschen Volk die volksthümliche Lyrik und vor allem die episch-lyrische Dichtart, die Ballade, in ihrer wahren Bedeutung und Gestalt geschaffen, so hat er auch durch die Neubelebung des Sonetts diese Form in ihrer ursprünglichen Schönheit der deutschen Litteratur einverleibt. Das Sonett war in der deutschen Kunstdichtung des siebenzehnten Jahrhunderts sehr viel gebraucht worden, allein man kümmerte sich um die genaue Verschränkung der Reime nicht viel und wandte fast ausschließlich den Alexandrinervers dabei an. Bürger erkannte es wohl, daß das Sonett bei seiner Behandlung des Baues ein treffliches Gebilde für kleine Dichtungen sei. „Es ist eine sehr bequeme Form", schreibt er, „allerlei poetischen Stoff auf eine gefällige Art an den Mann zu bringen." Wie sorgfältig er dabei verfuhr, mag das folgende letzte seiner Sonette zeigen.

An das Herz.

Lange schon in manchem Sturm und Drange
Wandeln meine Füße durch die Welt.
Bald den Lebensmüden beigesellt,
Ruh' ich aus von meinem Pilgergange.

Leise sinkend faltet sich die Wange;
Jede meiner Blüthen welkt und fällt.
Herz, ich muß dich fragen: Was erhält
Dich in Kraft und Fülle noch so lange?

Trotz der Zeit Despoten-Allgewalt,
Führst du fort, wie in des Lenzes Tagen,
Liebend, wie die Nachtigall, zu schlagen,

Aber ach! Aurora hört es kalt,
Was ihr Tithons Lippen Holdes sagen. —
Herz, ich wollte, du auch würdest alt!

Hier muß meine Abhandlung über die poetischen Werke des Meisters, dessen Andenken wir heute Abend feierlich begehen, zum Schluß kommen. Es wäre noch so Vieles zu besprechen, wenn nicht die Zeit mangelte.— Sehen wir uns nun in der Litteratur um, die sich unmittelbar an Bürger anreiht, so fühlen wir klar, daß bei ihm der Ausgangspunkt der ganzen neueren Richtung in der deutschen Poesie zu suchen ist. Direkt beeinflußt wurden von ihm in seiner nächsten Nähe Hölty, Voß, die beiden Stolberg, Cramer, die Miller, Overbeck, Sprickmann, Leisewitz, Gramberg u. A., die es alle offen bekunden, daß er ihnen Anreger und Führer gewesen sei. Man lese nur den von Strodtmann herausgegebenen Briefwechsel Gottfried August Bür-

ger's und wird das aufs Weittragendste bestätigt finden. Sie nannten ihn scherzhaft den Adler, unter dessen Fittigen sie sich sicher bewegen könnten.

Als er in Göttingen seine Vorlesungen über Aesthetik, Poesie und Philosophie eröffnete, wurden Hardenberg (Novalis) und August Wilhelm Schlegel seine eifrigsten Schüler, wodurch sein Einfluß auf die durch diese später gegründete romantische Schule offenbar wird. Noch eines andern Schülers muß ich hier gedenken, der damals Bürger's Vorlesungen hörte und seine Dichtung und Denkweise nach fremdem Lande trug, nach dem Lande, von wo Bürger seine eigene Anregung empfangen hatte, England. Dieser Schüler ist der große Weise des britischen Nordlandes, Walter Scott, welcher seine dichterische Laufbahn mit der Uebersetzung von Bürger's beiden hervorragendsten Balladen, der „Lenore" und des „Wilden Jägers" (William and Helen und The Wild Huntsman) eröffnete, die 1796 zu London gedruckt wurden.

Daß Bürger's Manier auf Goethe einen mächtigen Einfluß geübt hat, ist unverkennbar, und in allen lyrischen Dichtungen Schillers spürt man den Hauch Bürgerischen Geistes. — So müssen wir dann, wenn wir den Ursprung der neueren deutschen Poesie, die in der Einfachheit und Frische der Naturlaute ihr kräftiges Merkmal zeigt, die Wurzeln derselben bei dem unsterblichen Sänger der „Lenore" und des „Hohen Liedes von der Einzigen" suchen, dessen Ruhm nur mit unserer Sprache untergehen kann.

August Wilhelm von Schlegel
und die "Romantische Dichterschule."

Vortrag gehalten bei Gelegenheit der Feier seines fünfzigjährigen
Todestages im "Deutschen Litterarischen Klub
von Cincinnati", am 8. Mai 1895.

Als uns die Damen vor sieben Monaten zum letzten Mal im Verein mit ihrem Besuch beehrten, ward ihnen das Lebensbild eines Lieblingsdichters der Frauen, des jugendlich heiteren „Sängers des Frühlings, der Freude und der Freiheit“ vorgeführt. Mir ist heute kein so glückliches Loos beschieden, um die Gunst der verehrten Zuhörer und besonders der Damen zu erringen, denn der Gegenstand meines Vortrags, wenn er auch während seines Lebens ein Liebling der Frauenwelt war — ich erinnere nur an den berühmten Jenaer Kreis, an seine Stellung zur Madame de Staël und an eine Schilderung Eckermanns aus dem Jahre 1827, daß bei Gelegenheit eines ihm, dem Greis von sechzig Jahren, von Goethen in Weimar gegebenen Thees, Herr von Schlegel von Damen ganz umringt gewesen sei — da der Mann, dessen fünfzigjährigen Sterbetag wir heute feiern, nur wenig oder gar nicht das Gebiet der naiven oder der sentimentalen Liebeslyrik bebaute, sondern fast ausschließlich auf dem Felde der philosophischen Dichtung und der Wissenschaften ackerte. Wir mögen ihn mit Fug und Recht den Michael Angelo der neueren Romantik nennen; denn wie der St. Peters Dom längst vor Meister Buonarotti geplant und der Bau begonnen war, aber erst durch den erhabenen Genius und die gigantische Kraft des größten Heros der Renaissance ausgebaut und vollendet werden konnte; so war auch die romantische Poesie schon lange vor Schlegel vorhanden, ja, in der altdeutschen und mittelalterlich-deutschen Dichtung vorwiegend; aber das zerstreut liegende Material zu einem Tempel zu gestalten, unter eine Regel zu bringen, das ist das Verdienst der Brüder Schlegel und ihrer Mitarbeiter.

Bevor ich jedoch zur Schilderung des Lebens und der Thätigkeit Schlegels selbst übergehe, ist es vielleicht interessant, ein Bild von dem, was wir Romantik nennen, zu erhalten, um nachher das Wirken des Mannes, dem mein Vortrag gewidmet ist, leichter fassen zu können.

“What’s in a name?” fragt Shakspeare, und so dürfen auch wir bei dem Wort Romantik fragen, das uns hier beschäftigen wird, und das seit einem Jahrhundert den unterscheidenden Lichtglanz auf alle Künste, der Bildhauerkunst vielleicht ausgenommen, verbreitet hat. Romantische Dichtkunst, wie schon der Name, der aus dem Wort Romanzo stammt, einem Gemisch der lateinischen und germanischen Sprache, in welches Mittelwesen zuerst die Ritterpoesie sich kleidete, ist eine Tochter der Ritterdichtkunst oder besser die Ritterpoesie selbst, nur nach Völkern und Zeiten ver-

schiedentlich umgestaltet. Das Ritterthum war die Wirkung eines hochbegeisterten Rittersinnes, der mit frommer Sehnsucht nach wundersamer Großartigkeit, einen kindlichen Glauben an das Uebersinnliche und Geheimnißvolle verband. Obwohl, wie ich hier hervorheben will, die Romantik bereits in der alten heidnischen „Edda", der indischen und altnordischen Götter- und Heldensage, sowie in den mosaischen Büchern und den Propheten und Psalmen des alten Testaments vollständig ausgeprägt vorhanden ist, so läßt sich doch die eigentliche Karakterentwickelung derselben leicht aus dem Christenthum ableiten, daß man heute die romantische ebenso gut die christliche Poesie nennen könnte. Das Christenthum vertilgte, wie ein jüngster Tag die ganze Sinnenwelt mit allen ihren Reizen, es drückte sie zu einem Grabhügel, zu einer Himmelsstaffel zusammen und setzte eine neue Geisterwelt an die Stelle der alten klassischen Götter. Die Dämonologie, statt des Schicksals, wurde die eigentliche Mythologie der Körperwelt, und Teufel, als Verführer, zogen in Menschen- und Götterstatuen. Alle Erdengegenwart war in Himmelszukunft verflüchtigt. Was blieb nun dem poetischen Geiste nach diesem Einsturze der äußeren Welt noch übrig? Die, worin sie einstürzte, die innere. Der Geist stieg in sich und seine Nacht und sah Geister. Da die Endlichkeit an den Körpern haftet, und in den Geistern Alles unendlich ist oder ungeendigt, so blühte in der Poesie das Reich des Unendlichen über dem Schutthaufen der Endlichkeit empor. Engel, Teufel, Heilige, Selige und der Unendliche hatten keine Körperformen und Götterleiber; an deren statt öffnete das Ungeheure und Unermeßliche seine Tiefe. Statt der griechischen heiteren Freude, erschien entweder unendliche Sehnsucht oder die unaussprechliche Seligkeit.

Worin unterscheidet sich der romantische Stil vom griechischen oder klassischen? Die griechischen Bilder, Reize, Motive, Empfindungen, Karaktere sind einfach auf die äußere Sinnenwelt, die objektive Anschauung der Dinge begründet. Sie leben in der Natur und suchen in der Natur allein ihre Erklärung. Sie alle, selbst ihre technischen Schranken sind leicht in ein romantisches Gedicht hinüber zu pflanzen, ohne daß dieses dadurch den wechselseitigen Geist einbüßen müßte. Rückwärts aber fände die Verpflanzung romantischer Reize keine bequeme Stätte im klassischen griechischen Kunstwerk, höchstens das Erhabene, aber nur darum, weil es als Grenzgott Antikes und Romantisches verknüpft. Das Griechische ist überall die durch die Sinnenwelt begrenzte Schönheit, das Romantische aber das Schöne ohne Begrenzung, oder das schöne Unendliche. Den scharf umgrenzenden Griechen lag das Zweifellicht der Romantik so fern und fremd, daß sogar Platon, so sehr Dichter und so nahe der christlichen Ethik, den wahrhaft romantischen Stoff, das Verhältniß einer dürftigen Endlichkeit zum Glanzsaale und Sternenhimmel der Unendlichkeit bloß durch die eng und eckig abgemessene Allegorie einer Höhle ausdrückt, aus welcher wir Angeketteten die Schat-

tenreihe der Wesen, die hinter uns ziehen, vorübergleiten sehen. Ist das Dichten Weissagen, so ist die romantische Poesie ein prophetisches Ahnen einer größeren Zukunft, als hienieden Raum hat, wo die romantischen Blüten im Meer der Zeit, in der Erwartung, wie nie gesehene Samenarten aus der neuen Welt, noch ehe sie gefunden war, an Norwegens Strand anschwammen und dort Wurzel faßten und Sprossen trieben, so auch einst in einer bloß geahnten besseren Welt anschwimmen und blühen können.

Die Mutter dieser Romantik ist in jedem Land und Jahrhundert, wie bereits angedeutet, nicht die christliche Religion, vielmehr jede andere steht mit dieser Gottesmutter in Verwandtschaft. Zwei romantische Gattungen ohne Christenthum sind die indische „Veda" und die nordisch-germanische „Edda", wodurch auch wieder die Verwandtschaft der Germanen mit den Kulturstämmen Alt-Indiens bekundet wird. Die altnordische Poesie, mehr an das Erhabene grenzend, fand im Schattenreich ihrer klimatisch düstern Schauernatur, in ihren Nächten und Wäldern und auf ihren Gebirgen zum Gespensterorkus eine grenzenlose Geisterwelt, worin die enge Sinnenwelt zerfloß und versank.

Die indische Romantik hingegen bewegt sich in einer allbelebenden Religion, welche von der Sinnenwelt durch Vergeistigung die Schatten wegbrach. Diese Geister wurden so groß, wie die der nordischen Mythologie, aber ihre Welt war nicht voll Polter-, sondern voll Schmeichelgeister, und Erde und Himmel sanken, wie auf einem Meere, einander zu. Dem Indier vergöttlicht sich das Leben der Blume, wie dem Germanen die nächtlichen Felsen und Wälder. Stellt man sich noch das Klima des Indiers vor Augen, diese üppige Brautnacht der Natur, in welcher der Mensch wie eine Biene im honigvollen Tulpenkelche ruht, wie ihn laue Weste mit süßem Schwanken in goldene Träume wiegen, so wird es uns klar, daß die indische Romantik mehr in den Sinnenzauber sich auflösen mußte, als die der stammverwandten Germanen im eisigen Norden. Dennoch ist die orientalische Poesie weniger der griechischen, als vielmehr, durch die Vorliebe für das Erhabene und Lyrische und durch ihr Unvermögen der darstellenden, karakterisirenden Epik, sowie am meisten durch ihre orientalische Denk- und Empfindungsart, der romantischen Dichtung verwandt.

Wir gelangen nun zur christlichen Romantik. Diese nahm schon von der Natur in den romanischen Ländern gleich vom Anfang eine eigenartige Gestaltung an, während im Norden, wo die heidnische Romantik gleichsam den Bau des Tempels schon vollendet hatte, sie nur mittelst des christlich Mystischen ein neues Allerheiligstes in diesen Tempel einzufügen hatte. Der Süden zeigte schon in seiner kulturhistorischen Vorgeschichte einen so gänzlich verschiedenen Boden, daß man Bemerkungen, welche der Romantik aus heidnischen Quellen zu schöpfen sind, öfters prüfen muß. Bouterwek gibt der südlichen, besonders der italienischen und spanischen folgende Mütter:

„Erstens, die höhere, von den alten Deutschen herübergebrachte Achtung der Frauen, und also das geistige Wesen der Liebe, welches den Pelasgern (Griechen und Römern) mangelte. Aber auch diese, die in den germanischen Wäldern nur als Keuschheit und Treue lebte, wurde erst in den christlichen Tempeln romantisch veredelt. Ein Petrarch, der kein Christ ist, wäre ein unmöglicher. Die einzige Maria adelt alle Weiber romantisch; daher eine Venus nur klassisch schön, eine Madonna aber romantisch sein kann. Diese höhere Liebe war, oder sie ist eben Blüte und Frucht aus dem Christenthum, das mit seinem Feuereifer gegen das Irdische den schönen Körper in eine schöne Seele zerschmilzt, um ihn dann in ihr lieben zu lassen, also das Schöne im Unendlichen.

„Zweitens, der Rittergeist — der ohnehin Liebe und Religion, Dame und Notre- Dame, nebeneinander auf seine Fahnen stickte, und

„Drittens, die Kreuzzüge, welche man auch zu Vätern der Romantik machte: In das gelobte Land ziehen, das von zwei Religionen auf einmal und dem größten Wesen der Erde in ein dämmerndes Licht der heiligen Ahnung und in ein Isthmus zwischen erster und zweiter Welt für die Phantasie erhoben war, ließ sich romantisch verklären, und sich die irdische prosaisch und poetisch mit zwei Kräften unterwerfen, mit Tapferkeit und Religion."

Diese letztere Karakterisirung Bouterweks läßt sich bestreiten: denn was konnte in der Heroenzeit die Argonautenzüge gebären? — Uebrigens ergibt sich von selber, daß das Christenthum, obwohl gemeinschaftlicher Erzeuger der romantischen Kinder, andere im Süden und andere im Norden erzeugen mußte. Die südliche Romantik in dem mit Griechenland klimatisch verwandten Italien mußte in einem Ariosto heiterer wehen, und weniger von der antiken Form abfliegen, als die nordische in dem germanischen „Nibelungenlied", einem Wolfram von Eschenbach oder einem Shakspeare, sowie wieder dieselbe südlicher sich anders und orientalisch- kühner im glühenden Spanien unter einem Calderon oder einem Camoens gestalten mußte. Die nordische Poesie und Romantik ist eine Aeolsharfe, durch welche der Sturm der Wirklichkeit die Melodien streicht, sein Geheul in Getön auflösend, aber Wehmuth zittert auf den Saiten, ja zuweilen ein hineingerissener Schmerz.

Das Aufleben der Romantik hat in der Gegenwart einen bösen Erfolg gezeitigt. Unsere Zeit gleicht in Bezug auf Poesie einem großen Markt, auf dem man Griechen, Italiener, Spanier, Franzosen, Engländer und Skandinaven, jeden in seiner eigenthümlichen Tracht und Manier, umherwandeln sieht. Die Gegenwart hat kaum ein anderes Verdienst um Poesie, als daß wir Das, was in dem Gange der Zeit allmählig und periodenweis sich entwickelte, in eine Periode vereinigt, die zerstreuten Strahlen in einem Brennpunkt gesammelt und so, ohne etwas Eigenthümliches zu besitzen, die Geister der Vorwelt heraufbeschworen haben. So sehen wir denn noch neben

der Griechheit, neben dem mit dröhnendem Schritt auftretenden Riesengeiste nordischer und damit verwandter echt germanischer Poesie, auch die heitere, üppige Romantik mit jener lieblich verschwistert umherwandeln. Daß wir auf dieses wohl am besten geeignet sind, Aristotelesse nach den Homeren zu sein, Kunstkritiken zu machen und den Geist der Waaren als kluge Handelsleute besser zu verstehen, als mancher Künstler selbst, liegt am Tage. Aber möchte sich nicht sehr natürlich daraus beweisen lassen, daß unsere Kunst bloß liebliche Nachblüte sei und wenigstens der Originalität entbehre, wie groß auch das Haschen nach und das Reden von Originalität unter uns sein möge?

Aus diesem kosmopolitischen Geist, der durch die Welt geht, und in Deutschland schon seit einem Jahrhundert seinen Mittel- und Ausgangspunkt hat, läßt es sich denn auch erklären, daß alle unsere hervorragenden Dichter mehr oder minder von dem Wesen der Romantik beeinflußt wurden, so sehr sie sich auch dagegen sträuben mochten. Selbst Platen, der kühnste und heftigste Gegner derselben, ist nicht frei von ihrem Hauch, der besonders in etlichen von seinen Gaselen und Oden aus Italien weht und im Pilger vor St. Just zum offenen Durchbruch kommt. Nur einige der neueren und neuesten Dichter, die sich Naturalisten oder Realisten nennen, haben eine gänzliche Abkehr von den gebahnten Wegen genommen und waten nunmehr in Sümpfen und Morästen der niedrigsten Leidenschaften umher, und nennen das Originalität. Wohl ist das Streben nach Neuem zu loben, aber so lange kein wirklicher Aar kommt, der zur Sonne zu fliegen vermag, sondern nur Bußhards, die von faulendem Aas sich mästen, erfreue ich mich lieber an den süßen Tönen der romantischen Nachtigall, wenn sie auch nur immer wieder die alten Weisen sehnender Elegie singt.

Nach dieser einleitenden Erklärung des Wesens und Geistes der Romantik, die ich vorausgeschickt habe, um späterer Nebenbemerkungen überhoben zu sein, komme ich nun zu dem Mann selbst, der in der Litteraturgeschichte als der hervorragendste Exponent der Romantik, als der quasi Schöpfer dieses Begriffs genannt wird.

August Wilhelm Schlegel wurde am 8. September 1767 in der Stadt Hannover geboren, wo sein Vater, Johann Adolf Schlegel, selbst ein verdienstvoller Dichter und Kritiker, evangelisch-lutherischer Prediger und kurfürstlicher Konsistorialrath war. Noch zwei andere Brüder desselben nehmen in der deutschen Litteratur um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts angesehene Stellungen ein, Elias und Joh. Heinrich Schlegel, von welchen besonders Elias neben Adolf Schlegel zu den Hauptkämpfern gegen Gottsched und dessen französirende Lehren gezählt werden.

August Wilhelm oder wie er sich selber nannte, Wilhelm Schlegel, hatte vier Brüder, von welchen zwei sich dem geistlichen Berufe widmeten, ein dritter als Offizier in der britischen Armee diente und als junger Mann

in Ostindien starb, und ein vierter, Friedrich Schlegel (1772–1829) als berühmter deutscher Dichter, Romanschriftsteller, Philosoph und Kritiker längere Zeit mit seinem Bruder Wilhelm gemeinschaftlich thätig war. Als Geschichtschreiber und Philosoph war er vielleicht seinem Bruder Wilhelm überlegen, indessen stehen die gediegenen Kenntnisse der Weltlitteratur, die große Sprachgewandtheit, der scharfe kritische Blick, sowie das feinsinnig ästhetische Gefühl und der wahrhaft bezaubernde Stil des letzteren doch dem Friedrich's bei weitem vor.

Nachdem Wilhelm Schlegel seine erste Erziehung in Hannover erhalten hatte, wurde er auf die Universität nach Göttingen geschickt, wo er anfangs Theologie und später bei dem berühmten Heyne Philologie studirte. Unter dessen Leitung schrieb er in lateinischer Sprache einen geographischen Kommentar zum Homer und besorgte das Sachregister zu dem von Heyne herausgegebenen Vergil. Schon zu dieser Zeit zeichnete sich der junge Schlegel durch eine tiefe Kenntniß der antiken Kunst und Litteratur aus. Indessen sagten die philologischen Studien nur theilweise der poetischen Seite seiner Geistesindividualität zu und es konnte nicht fehlen, daß er von der großen litterarischen Bewegung, die sich damals in Deutschland kund gab, mit fortgerissen wurde.

Die französische Schule erlosch in Potsdam mit Friedrich II. Goethe hatte seinen „Götz von Berlichingen" und den „Werther" veröffentlicht. Die übersprudelnde Phantasie Schillers mäßigte sich, nachdem sie ihr erstes Feuer auf die „Räuber", „Fiesko" und „Kabale und Liebe" geworfen hatte, sie reifte durch Betrachtung und Studium. Lessing war eben gestorben, nachdem er seinen dramatischen Kreuzzug gegen die französische Tragödie vollendet hatte. In Göttingen hatte sich eine junge Dichterschule gebildet, in deren Schoße Bürger, Voß, Hölty, M. Miller, Leisewitz und die beiden Stolberge glänzten, welche Haß gegen den französischen Geschmack predigte und ihre poetische Begeisterung aus der doppelten Quelle des häuslichen Herdes und der altdeutschen Sage, welche Klopstock geweckt hatte, sowie die Geschichte des ritterlichen Mittelalters mit seinem Minnedienst schöpfte.

Bürger war von allen diesen Dichtern derjenige, welcher auf den jungen Schlegel, der gleichzeitig mit Walter Scott dessen Vorlesungen über die schönen Künste und Wissenschaften beiwohnte, die lebendigste Anziehungskraft ausübte. Das Leben des berühmten Dichters der „Lenore" und des „Wilden Jägers" trug nicht wenig dazu bei, der Bewunderung Schlegels auch die Gefühle einer innigen Zuneigung beizumischen. Er suchte Bürgers Freundschaft und erlangte sie; er theilte seine Arbeiten; seine dichterische Wärme entzündete sich bei der Berührung dieser heißen und zehrenden Natur. Der Lehrer entdeckte in seinem Schüler auch bald die ihm innewohnenden großen dichterischen Talente und regte ihn zum eifrigen Studium der Poetik und zu eigenen Versuchen an. Bereits im Jahre 1785

konnte Bürger etliche von Schlegel übersetzte Sonette des Petrarka in den „Musenalmanach“ für 1786 aufnehmen, und in dem für 1787 erschien das erste romantische Gedicht Schlegels: „Die Bestattung des Brahminen“, eine Phantasie an seinen Bruder in Ostindien. Der Geist der Romantik durchweht das ganze Gedicht, das einen Leichenzug schildert, der mit der Verbrennung der Gebeine des Hingeschiedenen und dem letzten Aufflackern der einsam lodernden Flammen schließt:

„Sterbend, wie ein Krankenlämpchen flimmert,
Zittert sie und ist nicht mehr.“

Es ist ein Bild ganz in der orientalischen Romantik gehalten. Die Sehnsucht nach dem Schauen des Unendlichen, den eigentlich romantischen Zug, zeichnet der junge Dichter in der zweiten Strophe des vierzehnstrophigen Gedichts in folgender Weise:

„Meine Seele schmachtet aus dem Kerker,
Auf, gen Himmel bebt der matte Blick;
Unsichtbare Kraft nur wirft sie stärker
In den Staub, worin sie wohnt, zurück.
Aber einst von Schmerz und Last entladen
Soll mit ew'ger Schönheit angethan,
Sie die Heimath finden und sich baden
In des Lichtes Ozean.“

Obwohl ganz abseits von dem klassischen Zug, der in Bürgers Gedichten weht, fand der Meister doch an dem Schüler sein besonderes Gefallen, und er schrieb kurz nachher an Friedrich Ludwig Wilhelm Meyer in Erlangen: „Ich habe ihn (Schlegel) förmlich zu meinem Jünger auf- und angenommen.“ Noch im selben Jahr widmete er ihm das folgende Sonett:

An August Wilhelm Schlegel.

Kraft der Laute, die ich rühmlich schlug,
Kraft der Zweige, die mein Haupt umwinden,
Darf ich dir ein hohes Wort verkünden,
Das ich längst in meinem Busen trug.

Junger Aar! Dein königlicher Flug
Wird den Druck der Wolken überwinden,
Wird die Bahn zum Sonnentempel finden,
Oder Phöbus Wort in mir ist Lug.

Schön und laut ist deines Fittichs Tönen,
Wie das Erz, das zu Dodona klang,
Und dein Schweben leicht wie Sphärengang.

Dich zum Dienst des Sonnengotts zu krönen,
Hielt ich nicht den eignen Kranz zu werth;
Doch — dir ist ein besserer beschert.

Während dieser Lehrzeit Schlegels war er vorwiegend mit der Dichtung von Sonetten beschäftigt, einer Form, die Bürger zuerst in ihrer vollendeten Reinheit in die deutsche Litteratur thatsächlich eingebürgert hat. Opitz, Fleming und andere Dichter des siebenzehnten Jahrhunderts hatten das Sonett in die Zwangsjacke des französischen Alexandrinerverses gesteckt, aus der es Bürger befreit hatte, als Schlegel hinzukam. — In ihrer Thätigkeit unterstützten sich Lehrer und Schüler gegenseitig. So schreibt Bürger im Januar 1789 an den bereits genannten Meyer, indem er von seinen Sonetten spricht, deren er fast Tag für Tag ein neues produzire:

„Es ist eine sonderbare Wuth, die auch Schlegeln angesteckt, der sich seit Eurem Abschied eine große Strecke dem Sonnentempel näher geschwungen hat. Den meisten Spaß machen mir hierbei die zukünftigen Sonettenüberschwemmungen, die ich schon im Voraus sehe und das Zetergeschrei der Kunstrichter höre, die darin werden herumzuschwimmen haben." — Schlegel übertraf auch bald hierin seinen Meister, der für das Sonett nur auf die Merkmale der Niedlichkeit und Glätte sah und nicht wagte, wie sein Schüler, selbst die größten Gedanken in den engen Raum von vierzehn Zeilen einzuzwängen. Als Beispiel mag hier eine komplete kunstästhetische Schilderung von dem berühmten Gemälde Corregio's, „Die heilige Nacht", dienen, die Schlegel mit folgendem Sonett geliefert hat:

Die Nacht von Corregio.

„Mein süßes Kindlein, wüßt' ich dein zu pflegen!
„Ich bin noch matt, doch ruh' am Busen warm;
„Die Nacht ist dunkel, klein die Hütt' und arm:
„Sie mußten dich in diese Krippe legen."

So sprach Maria; draußen rief's dagegen:
Laßt uns hinein, wir wollen keinen Harm!
Uns wies hierher der Engel froher Schwarm,
Verkündigend den neugebornen Segen.

Das Dach empfängt sie, und ein göttlich Licht,
Wie um ihn her die frommen Hirten treten,
Entstrahlt des kleinen Heilands Angesicht.

Sie stehn, sie schaun, sie jubeln, preisen, beten;
Der Jungfrau mütterliche Seel' erfüllt
Sich mit dem Gotte, den ihr Schooß enthüllt.

Wer Corregio's „Heilige Nacht", dies wunderbare Gemälde, auf welchem alles Licht vom Haupte des kleinen Jesuskindes ausstrahlt, kennt, wird in den vorstehenden paar Zeilen den ganzen Geist des Bildes klar ausgedrückt finden. Nicht minder zutreffend ist auch das Sonett auf Corregios „Büßende Magdalena", das mit der Terzine schließt:

„Ja, fromme Huldin! flieh in Wüsteneien,
Verbirg der Welt den Anblick deiner Schmerzen:
Denn sonst bethört noch deine Reu die Herzen."

Vielleicht ist das folgende Sonett Schlegels das schönste und sinnreichste seiner zahlreichen Sammlung:

Anhänglichkeit an das Leben.

Oft will die Seele ihre Flügel dehnen,
Gestärkt von der Betrachtung reiner Speise:
Ihr dünkt im engen, wiederholten Gleise
Ihr Thun vergeblich und ihr Wissen Wähnen.

Sie fühlet tief ein unbezwinglich Sehnen
Nach höhern Welten, freierm Thatenkreise
Und glaubt, am Schluß der Bahn nach ird'scher Weise
Roll erst der Vorhang auf zu lichtern Szenen.

Doch rührt der Tod den Leib ihr, daß sie scheide,
So schaudert sie und sieht zurück mit Zagen
Auf Erdenlust und sterbliche Gespielen,

Wie einst Proserpina, von Enna's Weide
In Pluto's Arm entführt, kindlich im Klagen
Um Blumen weinte, die dem Schooß entfielen.

Während dieser Göttinger Studienzeit fällt auch die Entstehungsgeschichte der Schlegel'schen Uebersetzung des Shakspeare, indem Schlegel im August 1789 bereits mit Bürger gemeinsam an der Verdeutschung des „Sommernachtstraumes" thätig war. Kurz darauf verließ Schlegel die Universität Göttingen und ging nach Amsterdam, woselbst er eine Hauslehrerstelle bei dem Bankier Muilmann annahm und drei Jahre blieb. — Seine dichterische Thätigkeit, obwohl er noch einige Beiträge zu Bürgers „Musenalmanach" und Boies „Museum" lieferte, begann in Holland etwas zu sinken, aber seine Korrespondenz führte er mit Bürger ungestört fort. Bürger ermahnte ihn auch wohl zu frischer Thätigkeit, meist in scherzhafter Weise: „O Aar, junger Aar! oder hörst du dich lieber den kleinen Mußgrave nennen, von welchem der alte Balladist seinen Sang mit dem Verse beschließt: „Und der kleine Mußgrave that keinen Streich mehr!" — — O Aar, bist du nur in Holland so verrohrdommelt, daß du keinen Flug mehr thust?" — Damals war es auch, als Schiller seinen heimtückischen anonymen Angriff auf Bürger führte, welches Schlegel wild empörte. Er sandte von Amsterdam seine kritische Epistel: „An einen Kunstrichter", welche den göttinger „Musenalmanach" vom Jahre 1792 eröffnete und worin er den Anonymus, den alle Welt kannte, scharf zur Rede stellt und dann mit dem kräftigen Satz schließt:

„Wer tiefempfundnes Leben in sich trägt,
Der hauch es aus und frage keinen Richter,
Und fühle selbst, er sei's: nicht der sei Dichter,
Deß kluger Kopf Gefühle mißt und wägt."

Später, im Jahre 1802 vertheidigte er in seinen polemischen Schriften in durchaus gerechter Würdigung und mit Pietät das Andenken seines Freundes, und die Sammlung seiner Poesien enthält ein Gedicht voll Grazie und Anmuth an den Schatten seines ersten Lehrers in der Dichtkunst:

An Bürger's Schatten.

Mein erster Meister in der Kunst der Lieder,
Der über mich, als meiner Jugend Morgen
Noch meinen Namen schüchtern hielt verborgen,
Der Weihung Worte sprach, väterlich und bieder!

Den deutschen Volksgesang erschufst du wieder,
Und durftest nicht gelehrte Weisen borgen;
Doch Müh', verworrne Leidenschaften, Sorgen,
Sie drückten früh dein krankes Leben nieder.

Zürnst du, daß ich zu männlich strenger Sichtung
Des reinen Golds von minder edlen Erzen
An deines Geists Gepräge mich entschlossen?

In dumpfen Tagen schien der Quell der Dichtung
Dir schon versiegt; er hat sich neu ergossen;
Doch tragen wir dein wackres Thun im Herzen.

In Holland entstand auch Schlegels sinniges und von glühender Liebe für Deutschland und seine Muttersprache durchhauchtes Lied:

In der Fremde.

Oft hab ich dich rauh gescholten,
Muttersprache, so vertraut!
Höher hätte mir gegolten
Südlicher Sirenenlaut.

Und nun irr' ich in der Ferne
Freudenlos von Ort zu Ort,
Und vernähm', ach, wie so gerne!
Nur ein einzig deutsches Wort.

Manches regt sich mir im Innern,
Doch wie schaff ich hier ihm Luft?
All mein kindliches Erinnern
Findet in mir seine Gruft.

Einsam schweif ich in die Felder,
Such ein Echo der Natur;
Aber Bäche, Winde, Wälder
Rauschen fremd auf dieser Flur.

Unverstanden, unbeachtet,
Wie mein deutsches Lied verhallt,
Bleibt es, wenn mein Busen schmachtet,
Und in bangem Sehnen wallt.

Nach Deutschland zurückgekehrt (1794) ließ sich Schlegel in Jena als Professor der Litteratur und Aesthetik nieder. Hiermit beginnt die Periode seiner kritischen Leistungen und seines Ruhmes. Jena und Weimar waren damals die beiden Mittelpunkte, auf welche sich gewissermaßen die ganze intellektuelle Regsamkeit Deutschlands bezog. Es begannen die bekannten litterarischen Streitigkeiten. Unter den Kämpfern glänzte Schlegel im Laufe der Zeit, an der Redaktion der „Horen" und des „Musenalmanachs" von Schiller betheiligt. Er gründete endlich im Verein mit seinem Bruder Friedrich das „Athenäum", ein kritisches Journal (3 Bde. Berl. 1798–1800), welches auf den Ideengang in Deutschland einen mächtigen Einfluß ausübte, einen Einfluß, den spätere Kritiker den Brüdern Schlegel zum lebhaften Vorwurf machten, und bei welchem wir einen Augenblick verweilen wollen.

Die litterarische Herrschaft Goethe's stand damals im vollsten Glanze. Dieser unersättliche Prometheus suchte durch Zeit und Raum nach allen Funken des heiligen Feuers, assimilirte sich auf jede Weise die poetische Substanz aller Zeiten und aller Völker, und schien in sich allein die ganze Menschenbildung vereinigen zu wollen. Ohne seinen Genius, der das Siegel der Individualität den meisten seiner Eroberungen aufdrückte, wäre Goethe nur ein universaler Plagiarius gewesen. Verführt durch den glänzenden Erfolg dieser Freibeuterei, errichteten die Brüder Schlegel eine förmliche Schule nach diesem Vorbilde. Sie versuchten auf den Trümmern der griechischen, französischen, italienischen und englischen Schulen eine Schule der Schulen zu begründen, und predigten aus Abneigung gegen alle exklusive Kritik eine Art ästhetischer Vielgötterei, indem sie gleichzeitig den Göttern aller Länder und aller Jahrhunderte Geltung verschaffen wollten. Die Vortheile und Gefahren dieser Theorie begreifen sich leicht: Sie erweiterte die Grenzen der dichterischen Anschauung, aber sie tödtete auch die Originalität, indem sie die Bedingungen von Zeit und Ort verschwinden ließ. Auch entsprang bald daraus eine Uebersetzungs- und Nachahmungswuth, die sich nicht auf einzelne ausgezeichnete Vorbilder beschränkte, sondern ohne Auswahl auf alle fremden Produktionen ausgedehnt wurde. Sie schuf den poetischen Jahrmarkt, den ich Eingangs angedeutet habe. Der berühmte Grundsatz: „Die Kunst um der Kunst willen", ist auf diese Weise zugleich

von Goethen und den beiden Schlegeln zu uns gekommen. Bei ihrem Eklektizismus in Betreff des Geschmacks und der Manier ließen sie einzig als Erforderniß des Schönen in der Poesie die Reinheit und Harmonie der Verse gelten, die Praxis mit der Theorie verbindend.

Diese Richtung äußert sich hervorragend in Wilhelm Schlegels vermischten Gedichte (Poetische Werke, Heidelberg, 1811 – 1815, 2 Bde.), welche zahlreiche Auflagen erlebten. Sie zeigen ein auffallendes Gemisch von christlichen, mythologischen, katholischen, reformatorischen, orientalischen, mittelalterlichen, von ernsten, leichten, berechneten und naiven Anschauungen; Oden, Episteln, Elegien, Balladen, Romanzen, Lieder, Sonette und Epigramme — Alles findet sich darin: „Ariadne", „Pygmalion", „Prometheus", die „Legende vom hl. Lukas", die Ballade „Fortunatus", die „Elegie auf Rom", welche der Madame de Staël gewidmet und ziemlich gelungen von Sainte-Beuve übersetzt worden ist, sind die bemerkenswerthesten Stücke dieser Sammlung. Aber wenn Schlegels Dichtungen dem Inhalt nach kosmopolitisch sind, so sind sie es noch mehr in Hinsicht ihrer Form. Der Dichter scheint sich's zum Ziel gesetzt zu haben, die deutsche Sprache jede Art von Kraftschwenkung ausführen zu lassen. Er wendet in seinen rhythmischen Zusammensetzungen eine Mannigfaltigkeit, eine Biegsamkeit an, die ganz staunenswerth und bei keinem andern Dichter auch nur annähernd so reichhaltig gefunden wird. Man könnte leicht daraus ein ganzes Lehrbuch der Poetik konstruiren. Den Wohlklang seiner Dichtungen mag die am weitesten von ihm bekannte und verbreitete Romanze Schlegels bekunden:

Arion,

Arion war der Töne Meister,
Die Cither lebt' in seiner Hand;
Damit ergötzt' er alle Geister,
Und gern empfing ihn jedes Land.
Er schiffte goldbeladen
Jetzt von Tarents Gestaden,
Zum schönen Hellas heimgewandt.

Zum Freunde zieht ihn sein Verlangen,
Ihn liebt der Herrscher von Korinth.
Eh in die Fremd' er ausgegangen,
Bat der ihn, brüderlich gesinnt:
Laß dir's in meinen Hallen
Doch ruhig wohlgefallen!
Viel kann verlieren wer gewinnt.

Arion sprach: „Ein wandernd Leben
„Gefällt der freien Dichterbrust.
„Die Kunst, die mir ein Gott gegeben,
„Sie sei auch vieler Tausend Lust.
„An wohlerworbnen Gaben
„Wie werd' ich einst mich laben,
„Des weiten Ruhmes froh bewußt!"

Er steht im Schiff am zweiten Morgen,
Die Lüfte wehen lind und warm,
„O Periander, eitle Sorgen!
„Vergiß sie nun in meinem Arm!
„Wir wollen mit Geschenken
„Die Götter reich bedenken,
„Und jubeln in der Gäste Schwarm." —

Es bleiben Wind und See gewogen,
Auch nicht ein fernes Wölkchen graut,
Er hat nicht allzuviel den Wogen,
Den Menschen allzuviel vertraut.
Er hört die Schiffer flüstern,
Nach seinen Schätzen lüstern;
Doch bald umringen sie ihn laut.

„Du darfst, Arion, nicht mehr leben:
„Begehrst du auf dem Land' ein Grab,
„So mußt du hier den Tod dir geben;
„Sonst wirf dich in das Meer hinab." —
So wollt ihr mich verderben?
Ihr mögt mein Gold erwerben,
Ich kaufe gern mein Blut euch ab. —

„Nein, nein, wir laßen dich nicht wandern,
„Du wärst ein zu gefährlich Haupt.
„Wo blieben wir vor Periandern,
„Verriethst du, daß wir dich beraubt?
„Uns kann dein Gold nicht frommen,
„Wenn wieder heimzukommen
„Uns nimmermehr die Furcht erlaubt." —

„Gewährt mir denn noch Eine Bitte,
„Gilt, mich zu retten, kein Vertrag;
„Daß ich nach Citherſpieler-Sitte,
„Wie ich gelebet, ſterben mag.
„Wann ich mein Lied geſungen,
„Die Saiten ausgeklungen,
„Dann fahre hin des Lebens Tag.“ —

Die Bitte kann ſie nicht beſchämen,
Sie denken nur an den Gewinn.
Doch ſolchen Sänger zu vernehmen,
Das reizet ihren wilden Sinn.
„Und wollt ihr ruhig lauſchen,
„Laßt mich die Kleider tauſchen:
„Im Schmuck nur reißt Apoll mich hin.“

Der Jüngling hüllt die ſchönen Glieder
In Gold und Purpur wunderbar.
Bis auf die Sohlen wallt hernieder
Ein leichter faltiger Talar;
Die Arme zieren Spangen,
Um Hals und Stirn und Wangen
Fliegt duftend das bekränzte Haar.

Die Cither ruht in ſeiner Linken,
Die Rechte hält das Elfenbein.
Er ſcheint erquickt die Luft zu trinken,
Er ſtrahlt im Morgenſonnenſchein,
Es ſtaunt der Schiffer Bande;
Er ſchreitet vorn zum Rande,
Und ſieht in's blaue Meer hinein.

Er ſang: „Gefährtin meiner Stimme!
„Komm, folge mir in's Schattenreich!
„Ob auch der Höllenhund ergrimme,
„Die Macht der Töne zähmt ihn gleich.
„Elyſiums Heroen,
„Dem dunkeln Strom entflohen!
„Ihr friedlichen, ſchon grüß' ich euch!

„Doch könnt ihr mich des Grams entbinden?
„Ich lasse meinen Freund zurück.
„Du gingst, Eurydiken zu finden;
„Der Hades barg dein süßes Glück.
„Da wie ein Traum zerronnen
„Was dir dein Lied gewonnen,
„Verfluchtest du der Sonne Blick. —

„Ich muß hinab, ich will nicht zagen!
„Die Götter schauen aus der Höh.
„Die ihr mich wehrlos habt erschlagen,
„Erblasset, wenn ich untergeh'!
„Den Gast, zu euch gebettet,
„Ihr Nereiden, rettet!" —
So sprang er in die tiefe See.

Ihn decken alsobald die Wogen,
Die sichern Schiffer segeln fort.
Delphine waren nachgezogen,
Als lockte sie ein Zauberwort:
Eh Fluten ihn ersticken,
Beut einer ihm den Rücken
Und trägt ihn sorgsam hin zum Port.

Des Meers verworrenes Gebrause
Ward stummen Fischen nur verliehn;
Doch lockt Musik aus salz'gem Hause
Zu frohen Sprüngen den Delphin.
Sie konnt' ihn oft bestricken,
Mit sehnsuchtsvollen Blicken
Dem falschen Jäger nachzuziehn.

So trägt den Sänger mit Entzücken
Das menschenliebend sinn'ge Thier.
Er schwebt auf dem gewölbten Rücken,
Hält im Triumpf der Leyer Zier,
Und kleine Wellen springen
Wie nach der Saiten Klingen
Rings in dem blaulichen Revier.

Wo der Delphin sich sein entladen,
Der ihn gerettet uferwärts,
Da wird dereinst an Felsgestaden
Das Wunder aufgestellt in Erz.
Jetzt, da sich jedes trennte
Zu seinem Elemente,
Grüßt ihn Arions volles Herz:

„Leb' wohl und könnt' ich dich belohnen,
„Du treuer, freundlicher Delphin!
„Du kannst nur hier, ich dort nur wohnen:
„Gemeinschaft ist uns nicht verliehn.
„Dich wird auf feuchten Spiegeln
„Noch Galatea zügeln,
„Du wirst sie stolz und heilig ziehn." —

Arion eilt nun leicht von hinnen,
Wie einst er in die Fremde fuhr;
Schon glänzen ihm Korinthus Zinnen,
Er wandelt singend durch die Flur.
Mit Lieb' und Lust geboren,
Vergißt er was verloren,
Bleibt ihm der Freund, die Cither nur.

Er tritt herein: „Vom Wanderleben
„Nun ruh' ich, Freund, an deiner Brust.
„Die Kunst, die mir ein Gott gegeben,
„Sie wurde vieler Tausend Lust.
„Zwar falsche Räuber haben
„Die wohlerworbnen Gaben;
„Doch bin ich mir des Ruhms bewußt."

Dann spricht er von den Wunderdingen,
Daß Periander staunend horcht.
„Soll Jenen solch ein Raub gelingen?
„Ich hätt' umsonst die Macht geborgt.
„Die Thäter zu entdecken
„Mußt du dich hier verstecken,
„So nah'n sie wohl sich unbesorgt." —

Und als im Hafen Schiffer kommen,
Beſcheidet er ſie zu ſich her.
„Habt von Arion ihr vernommen?
„Mich kümmert ſeine Wiederkehr.“ —
Wir ließen recht im Glücke
Ihn zu Tarent zurücke. —
Da, ſiehe! tritt Arion her.

Gehüllt ſind ſeine ſchönen Glieder
In Gold und Purpur wunderbar.
Bis auf die Sohlen wallt hernieder
Ein leichter, faltiger Talar;
Die Arme zieren Spangen,
Um Hals und Stirn und Wangen
Fliegt duftend das bekränzte Haar.

Die Cither ruht in ſeiner Linken,
Die Rechte hält das Elfenbein.
Sie müſſen ihm zu Füßen ſinken,
Es trifft ſie wie des Blitzes Schein.
„Ihn wollten wir ermorden;
„Er iſt zum Gott geworden:
„O ſchläng uns nur die Erd' hinein!“

„Er lebet noch, der Töne Meiſter;
„Der Sänger ſteht in heil'ger Hut.
„Ich rufe nicht der Rache Geiſter,
„Arion will nicht euer Blut.
„Fern mögt ihr zu Barbaren,
„Des Geizes Knechte, fahren;
„Nie labe Schönes euren Muth!“

Ein anderer Vorwurf, den viele den zwei berühmten Herausgebern des „Athenäums“ gemacht haben, bezieht ſich auf die Allgemeinheit ihrer Kritik und auf ihren faſt abgöttiſchen Enthuſiasmus für Goethe, verbunden mit einer Strenge ihren Gegnern gegenüber, die leicht zu ariſtokratiſchem Hochmuth, oft zur Impertinenz umſchlug, obgleich man ihnen Alles reichlich zurückgab. Weſentlich durchdrungen von dem Gefühl für das Ideale, für das Edle, Erhabene, begann Wilhelm Schlegel, dieſer kraftvolle Kritiker, einen Kampf auf Leben und Tod mit der Alltäglichkeit und Unſittlichkeit.

Neben dem dichterischen Pantheismus Goethe's theilte sich die deutsche Litteratur jetzt in zwei Richtungen. Das berühmte idyllische, dem häuslichen Leben angehörende Gedicht von Johann Heinrich Voß, „Louise", hatte eine Menge von Nachahmungen hervorgerufen. Man warf sich begierig auf die Schilderung der ländlichen Sitten und der Freuden des Familienlebens. Die deutsche idyllische Muse war jedoch keine geputzte, bebänderte Schäferin, wie bei Watteau; Voß wußte ihr, indem er sie ihres entliehenen Flitterstaates beraubte, eine gewisse naive Anmuth zu bewahren. Unter den Händen seiner Nachahmer jedoch nahm sie allmälig das Gebahren einer guten stämmigen Kuhmagd an. Andere beschäftigten sich vorzugsweise mit der Schilderung der alltäglichsten Ereignisse des Lebens. Gegen diese Küchen- und Viehhofpoesie richtete Schlegel die scharfen Schläge seiner Kritik und der Strom brach sich an seinem treffenden Spotte.

In der Neuzeit ist auch das idyllische Landleben wieder dichterisch in den Vordergrund geführt worden und zwar durch einen Meister, vor dem die Welt der Kritik vollständig verstummte, und dessen originales Genie unvergänglich fortleben wird, so lange man wahre Poesie wie das reine unverfälschte Gold schätzt, durch den unvergeßlichen Fritz Reuter.

Auf einem ganz verschiedenen Wege suchte der famose Kotzebue eine andere litterarische Sekte, vorzugsweise auf dem Gebiete des Drama, in jener Zeit zu bilden. Ein Mann von Talent und Geist, aber ohne Erhabenheit und Größe, hatte er die Volksgunst erlangt, indem er eine entnervende und unwahre Gattung von Dramen auf das Theater verpflanzte, ein Gemisch von Frivolität und Gefühlsweichheit, wo zwischen dem Interesse der szenischen Entwickelungen der vollendetste moralische Skeptizismus, ein Bankerott aller Tugend, ein in dem Scheinmäntelchen der Wahrheit nur schwach verhüllter niedriger Cynismus vorwaltete. Diese Art, die gemeine Alltäglichkeit oder das Laster zu arrangiren, zu überkleiden, zu schminken, zu veredeln, wurde von Schlegel heftig bekämpft. Mit der Spitze des Schwertes durchbohrte er jene zahllose Familie der armseligen in Thränen zerfließenden Sünder, mit denen Kotzebue alle Theater Deutschlands ausfüllte, jene wunderliche Menschenart, welche die Lüge, die Spitzbüberei, die Verführung und den Ehebruch ausführt, bekennt oder duldet mit Gefühl und mit — vielleicht auch ohne — Schamhaftigkeit. Schlegel griff diese bastardartigen Schöpfungen, welche auch später in Frankreich Eingang fanden und heute wieder durch den Norweger Henrik Ibsen und die Deutschen Richard Voß, Sudermann u. A. auf den deutschen Schaubühnen ihr schamloses Wesen treiben, aus dem dreifachen Gesichtspunkte der Kunst, der Wahrheit und der Moral an; er griff sie an mit der Waffe der Vernunft und des Spottes, in Prosa und in Versen, mit Logik und mit Epigrammen. — O, für einen neuen Schlegel in unseren Tagen!

Zu gleicher Zeit begann Wilhelm Schlegel ein sehr großes und schwieriges Unternehmen, dessen Ausführung allein hinreichend sein würde, seinen

Namen für alle Zeiten berühmt zu machen: seine schöne metrische Uebersetzung der Shakspeare'schen Werke in neun Bänden (1797 – 1810) und der hauptsächlichsten Dramen Calderons. Es gehörte ein seltener Muth, eine sehr vollständige Beherrschung der drei Sprachen und des Geistes der beiden Dichter dazu, um es zu unternehmen, sie Vers für Vers in ganz entsprechender Form im Deutschen wiederzugeben, und nicht nur eine genaue Wiedergabe des in unserer Zeit oft dunkelen Sinnes, sondern auch, namentlich bei Calderon, die strenge Nachbildung des vielfach wechselnden Versmaßes und Rhytmus sich zur Aufgabe zu stellen. Schlegel siegte über alle diese Schwierigkeiten. Ebenfalls erschien während dieser Zeit (im Jahr 1804) von Schlegel ein Band Uebersetzungen unzusammenhängender Poesien verschiedener Dichter, unter dem Titel: „Blumensträuße der italienischen, spanischen und portugiesischen Poesie." Alle diese Uebersetzungen zeichnen sich durchgängig durch die vorherrschende Eigenschaft des Schlegelschen Dichterkarakters aus, nämlich durch Eleganz und Geschmeidigkeit der Form. Aus jener Zeit datirt auch das fünfaktige Trauerspiel Schlegels: „Jon", welches der gleichnamigen Tragödie des Euripides nachgebildet ist und 1803 veröffentlicht wurde.

Ich kann diesen Abschnitt des Schlegel'schen Lebens nicht verlassen, ohne im Vorbeigehen des Kreises von philosophischen Geistern und poetischen Träumern zu gedenken, welche in Jena neben der litterarischen Polemik ein wahrhaft dichterisches und gemüthliches Leben der innigsten Freundschaft führte. Hier befanden sich einige der vorzüglichsten Köpfe Deutschlands: die beiden Schlegel und ihre Gattinnen (Wilhelm Schlegels erste Frau war eine Tochter des Professors Michaelis in Göttingen, welche Ehe bald nach dem Verlassen Jena's – 1802 – wieder getrennt wurde; Friedrichs Gemahlin, die geistreiche Dorothea Schlegel, war eine Tochter des Philosophen Moses Mendelssohn, verwittwete Veit, die mit ihrem Gatten 1803 in Köln zur katholischen Kirche übertrat); da waren ferner Ludwig Tieck und seine Gemahlin; Klemens Brentano und dessen spätere Gattin, Sophie von Merau; der Philosoph Schelling; der Jurist und Kritiker Solger, Vater des in Amerika verstorbenen Dichters Ernst Reinhold Solger, und der jung verstorbene Graf Hardenberg, als Dichter unter dem Pseudonamen „Novalis" bekannt: alle verschieden in ihren Eigenschaften und Fähigkeiten, aber vereint durch eine Gemeinschaftlichkeit ihrer Sympathien und ihres Geschmacks, mehr hingezogen zu der schönen Menschlichkeit Goethes, als zur schönen Moral Schillers, und dennoch sehr scharf von dem großen Heiden Weimars geschieden durch eine Art poetisch-religiösen Glaubens, ein Gemisch von Mystizismus und dem Geist des deutschen Mittelalters; die sich willig vom Orient und von Griechenland abwandten, um mit Vorliebe sich in die großen und nationalen Erinnerungen der sächsischen und hohenstaufischen Kaiserzeit und der Tage der Minnesänger zu

versenken. Das waren die Zeiten als im Kreise dieser damals jungen Dichter und Schwärmer die Romantik zu ihrer vollendetsten Blüte gedieh.

Gegen das Ende des Jahres 1804 machte Wilhelm Schlegel zu Berlin die Bekanntschaft der Frau von Staël und wurde bald mit ihr durch ein Band der Freundschaft und Bewunderung verknüpft, das der Tod allein zerreißen konnte. Er verließ die glänzende Stellung, welche er damals in Deutschland einnahm, um sich mit der Erziehung der Kinder der Frau von Staël zu befassen. Der zarte Edelsinn der Dichterin der „Corinna" wußte das Opfer zu würdigen und sah in Schlegel nie etwas anderes, als den hervorragenden Dichter und den ergebenen Freund. Er theilte ihr unstätes Leben; mit ihr verweilte er im Laufe der Zeit zu Coppet in der Schweiz, in Italien, Frankreich, Wien, St. Petersburg, Schweden, und trennte sich nicht eher von seiner berühmten Freundin, als zu Paris am 14. Juli 1817, an dem verhängnißvollen Tage ihres Todes.

Während dieser Zeit übte Schlegel unzweifelhaft einen oft bestimmenden Einfluß auf die Richtung der Arbeiten und Ideen der Frau von Staël. Dieser Einfluß zeigt sich mehr im Einzelnen an einigen Pointen ihres Buches „Ueber Deutschland"; aber man hat mit Unrecht die Vermuthung ausgesprochen, als wäre dieses Werk zum Theil, wenigstens dem Stoffe nach, die Arbeit Schlegels.

Er schrieb im Jahre 1807, während eines Aufenthalts in Frankreich, eine Broschür: „Vergleich der Tragödie „Phädra" des Racine und der gleichnamigen des Euripides" (Paris 1807). Diese in vorzüglichem Französisch verfaßte Schrift, voller Kenntniß und Geist, jedoch leidenschaftlich eingenommen zu Gunsten des griechischen Dichters gegen den französischen, erregte einen ungeheuern Skandal unter den Litteraten des Kaiserreichs. Da die kaiserliche Polizei es nunmehr der Frau von Staël nicht länger erlaubte, ferner in Frankreich zu verweilen, so machte sie eine neue Reise nach Deutschland. Schlegel folgte ihr, und begann zu Wien im Frühjahr 1808, vor einer großen Menge Zuhörer seine berühmten Vorlesungen über dramatische Kunst, welche 1809 zu Heidelberg in drei Bänden herausgegeben, in alle Sprachen Europa's übersetzt und noch heute den hohen Grad der Achtung verdienen, welchen sie ihrer Zeit fanden. Niemals hatte sich bis auf Schlegel die Kritik zu einer solchen Höhe erhoben, zu einem solchen Glanz. Wir finden hier eine seltene Vereinigung von tiefem Wissen und von großartiger, glänzender Poesie. So wird in England und Amerika, trotz Gervinus', Ulrici's und der neueren Shakspeare Erläuterer, immer noch Schlegel's Shakspeare-Beurtheilung als die beste von allen betrachtet.

Das Leben Schlegels, bis dahin ausschließlich der litterarischen Thätigkeit gewidmet, blieb es nicht lange, ohne von den politischen Ereignissen durchkreuzt zu werden. Mit seiner Gönnerin aus Frankreich zurückgekehrt,

dann von dem Präfekten in Genf als antifranzösisch denunzirt, wurde er mit gleicher Verbannung belegt, wie seine berühmte Freundin. Mit ihr flüchtete er sich 1812 nach Schweden und schlug seine Wohnung in Stockholm auf. Hier machte er die Bekanntschaft Bernardotte's, des damaligen Kronprinzen, der ihn beauftragte, eine arge Schmähschrift in französischer Sprache gegen den Kaiser zu verfassen, welche 1813, nach dem unglücklichen Rückzug von Moskau, in Stockholm gedruckt erschien. Sie wurde in's Schwedische, Englische und Deutsche übersetzt und erlangte eine ungeheure Verbreitung. In dem Feldzug von 1813 folgte Schlegel dem Kronprinzen als Sekretär und war, wie man sagt, der Verfasser der berühmten Proklamation Bernardotte's an die Fürsten und Völker Europa's. Auch gab er während des Feldzugs eine neue Flugschrift heraus: „Gemälde des politischen und moralischen Zustandes des französischen Kaiserreichs im J. 1813." Nach den Ereignissen von 1814 – 1815 wurde Schlegel geadelt und mit mehreren Orden geschmückt. Anfangs nahm er in Paris seinen Wohnsitz, verließ aber Frankreich nach dem Tode der Madame de Staël und wurde zum Professor in Bonn ernannt. Hier heirathete er die Tochter des Dr. Paulus in Heidelberg, aber auch diese Ehe des ungleichaltrigen Paares wurde nach kurzer Dauer durch Scheidung wieder gelöst.

In den letzten Jahren seines Lebens überließ sich Schlegel, der schon mit der Kenntniß aller Sprachen und aller Litteraturen Europa's vertraut war, dem Studium der orientalischen Sprachen und vorzugsweise des Sanskrit. So wurde er bald einer der ausgezeichnetsten Orientalisten des Zeitalters. Nachdem er zu dem Zweck in Bonn eine eigene Buchdruckerei errichtet hatte, bereicherte er diesen Zweig der Wissenschaft mit einer erstaunlichen Menge von Werken über indische, arabische, persische und andere asiatische Litteratur, darunter die berühmten Bände der von ihm verfaßten „Indischen Bibliothek."

Nach einer Reise durch Frankreich und England hielt er im Jahre 1827 in Berlin Vorlesungen über die Geschichte der schönen Künste, welche später in zwei Bänden herausgegeben wurden. Auch führte er eine Polemik mit Raynouard über das Wesen und den Ursprung der provençalischen Sprache und Litteratur. Die Vorlesungen des Hern Fauriel über die Künste gaben noch Veranlassung zu einer Reihe von Artikeln, welche Schlegel 1833 – 1834 in dem Journal des Débats über diesen Gegenstand veröffentlichte. Mit Ausnahme der gedachten Reisen und seines Aufenthalts in Berlin vom Jahre 1827, verbrachte Schlegel den Rest seines Lebens in Bonn, wo er meistens an der Universität Vorlesungen über das Sanskrit für Geübtere hielt, die bei seinem Freund Lassen bereits ihre Vorstudien gemacht hatten. Auf dem Gebiet der Philologie und Geschichte mag damals wenig geleistet worden sein, das unbeachtet an ihm vorüberging. Niebuhrs großes Werk regte ihn zu Studien an, durch welche er über die älteste Geschichte

Roms zu einer eigenen fest geschlossenen Ansicht gelangte, die ebenfalls im Druck erschienen ist.

Noch bis in sein Todesjahr, obgleich über 77 Jahre alt, setzte er seine Vorlesungen und seine schriftstellerische Thätigkeit fort. Die Zeit war gnädig an ihm vorüber gegangen. Aus der Jugend waren ihm nicht nur Erinnerungen, sondern auch Reste der Schönheit geblieben; sein Körper hatte im Alter nicht alle Kraft und Gewandtheit eingebüßt. Wie in seinen Schriften die Eleganz, so liebte er auch stets in elegant untadelhafter Kleidung zu erscheinen. Manche Anekdote wird über seine Kleidereitelkeit erzählt, die wohl auch ein wenig übertrieben ausgeschmückt worden sein mögen. Der 12. Mai 1845, Pfingstmontag, war sein Sterbetag. Er wurde mit allen akademischen Ehren zur Erde bestattet. Das Leichengefolge bildeten sämmtliche Studenten der Universität, deren Chargirte den Sarg beim Ausgang aus dem Hause mit gesenkten Schlägern salutirten. Dann folgte das Lehrer- und Beamtenpersonal und ein unabsehbarer Zug der städtischen Bevölkerung, sowie viele Fremde, darunter eine große Anzahl Engländer, die nach Bonn gekommen waren, dem größten Exponenten ihres unsterblichen Dichters, Shakspeare, ihre Achtung zu bethätigen.

Die Brüder Schlegel haben unzweifelhaft einen großen Einfluß auf die deutsche Litteratur ausgeübt, und beide stehen als die eigentlichen Schöpfer der neueren Romantik da. Als solche ist ihre Wirksamkeit außerhalb Deutschland von noch größerer Bedeutung geworden, vornehmlich in England, den Vereinigten Staaten und Frankreich, als im eigenen Vaterlande selbst. In den genannten Ländern ist die romantische Litteratur die fast absolut herrschende geworden, und das ist das schöpferische Werk der Brüder Schlegel und ihrer Genossen. Von klassischer Bildung ausgehend, kämpften sie gegen gemeine Denkart und Plattheit in der Dichtung, suchten diese, zunächst Goethen sich anschließend, von der sentimentalen Seite abzuführen und Herder folgend, eine allgemeinere Kenntniß der Dichtungen der neueren Völker zu verbreiten, hoben die italienischen und spanischen Dichtungen hervor, wendeten die äußerste Sorgfalt auf die Rhytmik, bildeten die ästhetische Kritik und wurden die Begründer der deutschen Litteraturgeschichte und erneuerten Kenntniß der mittelalterlichen Dichtung. Zartheit und Innigkeit zeichnen besonders Wilhelm Schlegels Dichtungen aus, aber mehr noch erwarb er sich durch seine wissenschaftlichen Leistungen ein großes Verdienst, vertiefte sich auch weniger als sein Bruder in den Abweg des Symbolischen und Mystischen. Unübertroffen groß ragt er als Uebersetzer empor, alle übrigen tief hinter sich zurücklassend und es ist kaum glaublich, daß er in späteren Jahren mit Vornehmheit auf seinen Shakspeare und Calderon herabgesehen haben soll.

Ich habe Eingangs die Bemerkung gemacht daß Schlegel, als Verächter der Anakreontika, wohl kaum heute bei den Frauen so beliebt sei, als

Goethe durch seine Liebeslyrik, Chamisso durch seine „Frauenliebe und Leben", Wilhelm Müller durch „Die schöne Müllerin", Heine, Geibel u. A. es wurden; aber abhold waren die beiden Brüder Schlegel dem Minnelied keineswegs, nur äußerte sich die Minne bei ihnen in tieferer, mehr philosophischer Weise, als bei jenen. Als Beispiel will ich meinen Vortrag mit Friedrich Schlegels kunstvoller Canzone: „Lob der Frauen", schließen, welches Gedicht im Jahre 1793 entstand. Die Damen mögen dann den Vergleich mit Schillers Lied: „Würde der Frauen", 1795 gedichtet, selber ziehen, wobei allerdings, infolge des Gegenüberstellens der männlichen und weiblichen Karakteristik, welche auch schon durch die Verschiedenheit der Verstakte, den hüpfenden Daktylus bei den Frauen und den mehr schwerfälligen Trochäus bei den Männern, scharf ausgedrückt wird, sowie durch die leichtere Faßlichkeit der Dichtung, Schiller entschieden im Vortheil sein muß.

Lob der Frauen.

Ein göttlich Spielwerk strömt die schöne Welt
In lichter Lebensfülle
Des schönsten Wesens Hauch in alle Sinne.
Das ew'ge Bild glänzt neu in jeder Hülle,
Gießt Kraft ins Herz und hält
Das trunk'ne, daß in Freud es nicht zerrinne.
Du heil'ge lockst den Geist zu ew'ger Minne,
Natur! im Abgrund schön wie in den Funken
Des Lichts, im Tod und in des Lebens Welle;
Du aller Schönheit Quelle,
Aus derem üpp'gen Schooße sonnentrunken
Das muth'ge Thier entquillt, die blüh'nde Pflanze,
Der vollen Erde Brust zum bunten Kranze.

Doch müssen alle Erdenkinder weichen
Dem hohen Menschenbilde,
Aus dessen Aug das All sich selbst beschaut;
Deß kühnes Haupt am himmlischen Gefilde
Die Sterne mag vergleichen,
Und deuten, was im fernen Morgen graut.
Aus allen Zeiten, Zungen fließt Ein Laut,
Wie Sonn' und Erde Eins im Lichte strahlen,
Vergang'ne, künft'ge, jetzt'ge Geister bindend,
Die heil'ge Kunst erfindend,
Und bildend ew'ger Liebe süße Qualen.
Der Mensch nur lächelt, selbst sein holder Spötter;
Aus seinem Haupt entsprangen alle Götter.

Das Urbild solcher Bildung blüht im Weibe;
Es ist der Menschheit Blume,
Die selig duftet stille Liebesflammen.
Der Frauen Reiz nur glänzt im lichten Ruhme;
Aus ihrem süßen Leibe
Blitzt Kraft in jene, die vom Himmel stammen,
Schmilzt aller Männer Macht und Geist zusammen:

Was groß und würdig mögen sie erringen;
Zur Schönheit wird die Freud'gen Lieb' entzünden.
Den Gott im Werk verkünden
Lehrt Liebe auch durch That zu ihm sich schwingen;
Und Liebe kann der Frauen Hand nur geben,
Die kindlich der Natur im Schooß noch leben.

Nie hat so treu der Freund den Freund gefunden,
Als sanfte Frauen waren,
Wenn's muthig galt ans Herz des Liebsten hin
Zu dringen, selbst durch Tod und durch Gefahren,
Dem Einz'gen fest verbunden,
Nichts achtend allen Glanz und Weltgewinn.
Aus tiefer Lieb' erzeugt und zartem Sinn,
Blüht schön in Fraun der Tugend milde Frucht;
Verstand und Frieden glänzt vom Angesichte;
Das Aug' in heiterm Lichte
Blickt freundlich lächelnd auf des Lebens Flucht;
Wo Frauen Geist beseelt der Freude Bund,
Da lächelt jeder Schmerz sich bald gesund.

Das Kind saugt Liebe aus der Mutter Brust,
Es ruht der Knab' im Schooß,
Der Jüngling ehrt ihr Aug' als sein Gestirn,
Des Mannes freudig Herze schwillet groß
Beim Anblick solcher Lust,
Er kränzt mit Ehr' und Ruhm die würd'ge Stirn.
Nichts Höhres denkt des Sehers weises Hirn
Als dich, Natur! Kein Wesen aber gleichet
So nah dir als der Mutter hehre Tugend,
Die jung in fremder Jugend
Des Mitgefühles tiefsten Schacht erreichet,
Und schwelgend in der Erde schönsten Fülle,
Des Lebens Adel zeigt in reiner Hülle.

Im ew'gen Lichte blaut der klare Himmel;
Die Tiefe voll Verlangen
Treibt Keime auf aus innerm Herzensgrunde;
Des Gottes Kraft hält fest die Welt umfangen,
Und fröhlich im Gewimmel
Bekränzt sie bräutlich sich zum Hochzeitbunde.
Von vielem Schönen weiß ich hohe Kunde,
Doch sag ich's, schöne Frauen, kühn und laut:
Ihr seid die schönsten Blüten dieser Erde!
So wahr ich froh noch werde
Beim Kuß der hingegeb'nen Braut!
Wer solche Blumen darf zu Kränzen flechten,
Der ist beglückt in sterblichen Geschlechten!

Karl August Varnhagen von Ense.

Ein Lebensbild.

Vortrag gehalten bei Gelegenheit der Feier seines hundertjährigen Geburtstages im "Deutschen Litterarischen Klub von Cincinnati", am 21. Februar 1885.

(Zweiter Druck.)

Seinem theuren Freunde,

Herrn Dr. med. Gustav Brühl,

Dem Sänger der "Poesien des Urwalds,"

in würdigender Anerkennung seiner Verdienste um die
Deutsch-Amerikanische Dichtkunst,

widmet dies Lebensbild,

Der Verfasser,

Es ist höchst tröstlich für uns, daß beide Brüder in dieser intellektuell verödten Stadt in dem Andenken des Einzigen leben, dem Sinn und zarte Sitte und Anmuth der Rede geblieben sind." So schrieb Alexander von Humboldt nach dem Tode seines Bruders Wilhelm unter Datum des 24. April 1837 an Varnhagen von Ense, und dieser „Einzige", den er damit meinte, war eben der Mann, an den er seine Worte richtete. Welch hohes Kompliment aber liegt nicht in dem Satze, den der große deutsche Denker an den Adressaten richtet: „Sie sind der Einzige in dieser Stadt (Berlin), dem Sinn und Anmuth der Rede geblieben sind!" — Und doch hat Humboldt in diesen Worten keine Ueberschwänglichkeit gesagt, denn Varnhagen von Ense war in der That ein Mann, dem das Verständniß für alles Schöne und Edle, für Wahrheit und Recht eigen war, und der zugleich die Gabe besaß, in seinen Schriften das ihm innewohnende Schönheits- und Wahrheitsgefühl rein und vollgültig zu verwerthen.

Karl August Varnhagen von Ense wurde heute vor hundert Jahren (am 21. Februar 1785) zu Düsseldorf geboren. Sein Vater war kurpfälzischer Medizinalrath und Stadtphysikus daselbst, seine Mutter eine Tochter des Rathsherrn Kunz in Straßburg, die der Studiosus Medizinae während seiner Universitätszeit hatte kennen lernen, und die er, trotz der Religionsverschiedenheit — er war katholisch, sie protestantisch — und zum nicht geringen Verdruß seiner Angehörigen, als Gattin heimführte. Um sich sowohl in seinem Beruf zu verbessern, als auch um sich einer unliebsamen Behandlung seitens mehrerer seiner Mitbürger zu entziehen, die ihn wegen einer anonym veröffentlichten Broschüre belästigten, in welcher er politische, religiöse und soziale Fäulnisse der Gesellschaft scharf kritisirt hatte, siedelte Varnhagen's Vater im Jahre 1790 nach Straßburg über. Er ward hier Bürger der jungen Republik und trat rasch in eine geachtete Stellung. Sein offenes, biederes Wesen brachte ihn indessen auch hier bald in eine schiefe Lage, und als er die mit dem Jakobinismus verknüpften Ausschreitungen tadelte, da mußte er dem französischen Boden den Rücken kehren. Er wandte sich abermals nach Düsseldorf, den Sohn mit sich nehmend, während die Gattin mit einer anderthalb Jahre älteren Schwester Karl August's in Straßburg zurückblieb, bis für die Familie ein festes Heim gefunden sein würde. Die französische Revolution wälzte ihre Flutwelle jedoch über die Grenzen, und als besonders die Rheinlande im Jahre 1794 mit französischen Truppen überschwemmt wurden, da fühlte sich Varnhagen's Vater auch dort nicht mehr sicher und ging mit dem Knaben nach

Hamburg, wo er sich bald eine angenehme gesellschaftliche Stellung und lohnende ärztliche Praxis erwarb und wohin ihm seine Gattin und Tochter einige Jahre später folgten.

Während dieser Zeit wuchs der junge Varnhagen unter des Vaters Händen heran, der ihm, einen kleinen Versuch mit einem Privatlehrer in Düsseldorf und einer wechselseitigen Proselytenmacherei, zuerst seitens einer katholischen Familie, in deren Hause der Knabe während der Berufszeit des Vaters untergebracht war, und später, als diese mit der Wohnung zweier protestantischer Schwestern vertauscht wurde, unter deren Händen er gewaltsam für den lutherischen Glauben gewonnen werden sollte, abgerechnet, den Jugendunterricht ertheilte. Der Privatlehrer sowohl als auch die konfuse Lehrmethode der Lateinschule in Düsseldorf hätten wahrscheinlich Unheil gestiftet, wenn nicht der Vater rasch Einsicht genommen und ihn daraus befreit hätte. Auch in Hamburg setzte der Vater den Unterricht des Knaben fort, dem er im Deutschen, im Französischen und Latein, sowie in den übrigen primären Lehrfächern die Anfänge beibrachte. Später besuchte Karl August das „Johanneum", sowie das Gymnasium, an welchem der verdienstliche Albert Heinrich Reimarus, sowie die Professoren Büsch und Brodhagen als tüchtige Lehrkräfte wirkten.

Was ihm aber mehr zur Hebung seiner geistigen Anlagen half, als aller Schulunterricht, das war der Verkehr, den der Vater mit den geistigen Größen Hamburgs Abends im sog. „Baumhause" pflog, und welchem der junge Varnhagen mit beiwohnen durfte. Da trafen sie die gedachten Professoren Reimarus (den Varnhagen später wie einen zweiten Justus Möser oder Franklin schildert), Büsch und Brodhagen, den Geschichtschreiber Archenholz, den berühmten Maler Ludwig Heß und viele Andere. Es war dies die Glanzzeit Hamburgs. Alles stand hier in der höchsten Blüte, wozu wohl der Umstand beitrug, daß Hamburgs Handel sowohl mit Frankreich als mit Deutschland, England, Rußland u. s. w. offen war, während im Innern die Kriege eine unabweisbare Handelssperre verursachten. In Hamburg jedoch war freies, bewegliches Leben, und dieses Leben übte auf den jungen Varnhagen einen unwiderstehlichen Zauber aus. Im „Baumhause" aber wurden freimüthig die Fragen der Zeit besprochen und an diesen Besprechungen nahm Varnhagen's Vater lebhaften Antheil. Zwar wich er, als Rheinländer, öfters von den Ansichten der Mehrheit ab, vertheidigte sogar, obwohl ein eifriger Freund der Freiheit, um deren Grundsätze willen er ja in die Verbannung nach Hamburg verdrängt worden war, häufig die dort in Schaaren damals sich aufhaltenden vielverhaßten französischen Emigranten, allein das trug ihm keinen Nachtheil bei den Tischgenossen ein. „Ich konnte diesen Gang des Vaters lange nicht begreifen", meint Varnhagen, „später habe ich mir die Erscheinung wohl genugsam erklären können. Es ist gewiß ein löblicher Zug im Menschen, wenn seine

Anerkennung und Pflege guter Eigenschaften in Anderen nicht davon bestimmt wird, ob diese auf seiner eigenen Seite stehen oder auf einer gegnerischen; zwar ist dies nur Gerechtigkeit, aber eine in der Anwendung seltene, denn meist müssen die Grundsätze zum Deckmantel eigensüchtiger Zwecke dienen, und diese fordern stets blinde und völlige Parteinahme."

Auf der andern Seite empfing der junge Varnhagen hier die ersten Eindrücke des republikanischen Wesens. Es waren nicht bloß die Zustände der bereits in ihren Uebergangsstadien begriffenen französischen Republik, welche hier besprochen wurden, sondern auch die staatlichen Verhältnisse Englands und der amerikanischen Republik gelangten zur gründlichen Diskussion. Hierüber schreibt er in seinen „Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens": „Hätte ich die Kenntnisse [der republikanischen Zustände] aus Büchern schöpfen müssen, so würde sie mir reizlos und mühsam gewesen sein, wie die der Verfassung von Athen und Sparta, allein im lebendigen Verhandeln, im streitenden Auseinandersetzen und Folgern, bei oft lange schwebender Zweifelhaftigkeit des Ergebnisses, empfing die Sache eine dramatische Spannung, an der auch ein Knabe mit Eifer theilnehmen konnte."

Einen nachhaltigen Eindruck verursachte auch die 1797 in Hamburg angelangte Nachricht von der Befreiung Lafayette's aus der Festung Olmütz. Man feierte ein Fest über diese Befreiung, dessen Erinnerung lange bei Varnhagen lebendig blieb und die wieder aufgefrischt wurde, als er im Jahre 1814 den Urheber dieser Befreiung, Dr. Justus Erich Bollmann, in Wien persönlich kennen lernte. Doch davon später. Zu Ehren des französischen Patrioten und vormaligen amerikanischen Freiheitshelden hielt man ein Fest in Hamburg ab, bei welchem der Senator Reinhard präsidirte und wobei der Sänger Chatauneuf vom französischen Theater patriotische Lieder sang.

Bei seiner Schulung in Hamburg liefen mancherlei Irrungen mit unter, wie das bei Abwesenheit der Mutter und den Geschäften des Vaters nicht anders denkbar sein konnte. So besaß der Knabe einen heftigen Lesedrang, und da ihm, außer der trockenen Schullitteratur, nichts Lesbares zur Verfügung stand, er aber beim Eingang zur Michaelis Kirche einen Leihbibliothekar fand, der für einige Pfennige allerhand Ritter- und Geistergeschichten, Räuberromane, Liebesabenteuer, Robinsoniaden u. dgl. auslieh, so warf er sich auf das Lesen der hier gebotenen Sachen, die er mit einer heißhungrigen Begierde verschluckte, bis er dabei vom Vater ertappt und dann an der Fortsetzung verhindert wurde. Erst zwanzig Jahre später las er in Böhmen, wo dergleichen Schund noch unversehrt lag, den Schluß eines Räuberromans, worin er unterbrochen worden war. „Hier konnte ich denn einsehen", schreibt er darüber, „welch zaubrische Macht die Phantasie ist; sie verwandelt das Gemeinste in Kostbarkeiten; die meinige hatte aus erbärmlichsten Stoffen ihre Nahrung gezogen; daß aber schwarze Kühe

auch weiße Milch geben, ist ein guter Spruch. Wirklich kann ich nicht sagen, daß diese wüste Leserei, welche nach einem Vierteljahr mit ihrer Entdeckung endete, mir im geringsten geschadet hätte; ich erkannte das Schlechte nicht als solches und verzehrte, umgekehrt von Tischbeins Esel — der die Ananas für Disteln fraß, die Disteln für Ananas." Statt des Schundes erhielt er nun bessere Lektüre, wofür die Mutter, die mittlerweile in Hamburg angekommen war, Sorge traf; darunter bereits 1798 Goethe's „Hermann und Dorothea", wovon der Knabe tief ergriffen war. Der rein hervortretende Gehalt bezauberte ihn, wenn er auch den Kunstwerth der Darstellung noch nicht ahnte.

Als im Sommer 1799 Varnhagens Vater nach kurzer Krankheit starb, rief das in dem Lebensgang des Knaben eine Aenderung hervor, die ihn auf eine neue, nicht vorhergesehene Bahn werfen sollte. Seine bisherige Erziehung war ohne irgend eine bestimmte Richtung, in freiester Weise vor sich gegangen. Zur Weiterführung auf dem betretenen Wege, resp. zur Erziehung durch einen Hauslehrer, wie es der Vater beabsichtigt hatte, reichten die Mittel der Familie nicht aus. So wurde denn, durch Vermittelung des hamburger Konsuls Kirchhoff, der Plan gefaßt, Karl August auf der Berliner chirurgischen Anstalt „Pepiniere" unterzubringen, welche unter dem Generalstabschirurgus Görcke stand, in die er im Herbst 1800 als Volontär-Eleve eintrat. Seine in Hamburg erlangte Empfehlung des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen trug dazu bei, daß er als ein Schützling des Prinzen angesehen wurde, was ihm in Berlin gut zu statten kam. Er studirte nun in den Jahren 1800 – 1803 mit Eifer an der medizinisch-chirurgischen „Pepiniere", hörte aber auch nebenbei Kantische Philosophie von Kiesewetter vortragen, die ihn mächtig anregte; auch wohnte er, durch Kiesewetter's Begünstigung, dessen Privatvorträgen über Aesthetik bei, die, wie er sich ausdrückte, ihm ein fortdauerndes Fest waren.

In diese Zeit fallen auch Varnhagen's ersten dichterischen Versuche, die jedoch nur für die Freundes- und Familienkreise, in denen er Zutritt fand, bestimmt waren. Ueber diese sagt er: „Mein dichterischer Trieb war eigentlich ganz technisch und hielt sich an die äußere Kunstform überlieferter Vorbilder. Lyrisches, wie Horaz, Klopstock und Voß, Episches, wie Vergil, und Dramatisches, wie die Franzosen, zu liefern, das dünkte mich der Gipfel alles poetischen Bemühens." Er suchte aber doch schon, bei leidlicher Gewandtheit in den äußeren Formen, auch einen befriedigenden Inhalt hineinzulegen; bemühte sich, Kantische Lehren poetisch einzukleiden und politische Freiheit anzupreisen. Das hielt sich jedoch alles noch in der heiligen Scheu des Althergebrachten, bis er einst einige Theile der Schlegel'schen Uebersetzungen des Shakspeare in die Hände bekam, „Romeo und Juliet", „Hamlet" und Julius Cäsar" las, wo er dann den Nachtheil aller bisherigen Vorbilder erkannte. Nun begann er zu schwanken, las Goethe und

Schlegel, ward ein Goetheaner, Schiller- und Shakspeareverehrer und riß sich von der alten Schablone los, nach welcher man ihn, wie so viele, zu modeln gedachte. Seine Unabhängigkeit trat nun immer mehr zu Tage, und er unterstand sich sogar, August Wilhelm Schlegel's Vorlesungen zu besuchen, die ihm eine ganz neue Welt aufschlossen.

Nun verließ er, gegen Kiesewetter's Rath, die „Pepiniere", um sich für eine Aufnahme in das Berliner Gymnasium vorzubereiten, woran er jedoch durch Krankheit verhindert wurde. Während seiner Genesung beschäftigte er sich mit litterarischen Arbeiten, schrieb ein Trauerspiel: „König Oedipus" und übersetzte Racine's „Andromache" ꝛc. Er bereitete sich jetzt ganz für eine dichterische Laufbahn vor, wovon er jedoch durch das Lesen von Goethe's „Wilhelm Meister" wieder abgebracht wurde. Die jugendliche Seele schwankt gewöhnlich in der Wahl ihrer Ziele.

In ein ganz anderes Leben ward Varnhagen versetzt, als er, nach vollendeter Genesung, eine Stelle als Erzieher in der Familie eines reichen Fabrikherrn, Cohen, erhielt, dessen Haus als ein Mittelpunkt der gebildeten Welt Berlins damals bekannt war. Hier verkehrte der Graf Alexander zur Lippe, der sein Freund und Protektor ward, die geistreiche Frau von Boye, eine Schwester der Frau Cohen, die durch Geist und Schönheit ausgezeichnete Hofräthin Henriette Herz u. m. A. Fast kein Tag verging ohne Gesellschaft, theils in der Stadt, theils auf dem Lande. Graf Casa Valencia von der spanischen Gesandtschaft, Professor Darbes, den italienischen Dichter Filistri, die herrliche Sängerin Marchetti-Fantozzi, die berühmte Schauspielerin Unzelmann, Karoline Lehmann — die spätere Gattin des großen Tonkünstlers Clementi — und den damals jugendlichen und geistesregen Adam Müller, nebst der von diesem eingeführten Madame Sander, die als „schöne Frau" einen Ruf hatte, lernte er in diesem Kreise kennen. Außerdem hatte er hier seine erste Begegnung mit Fichte, auf den die geistreiche Frau von Boye einen großen Einfluß ausübte.

Daß er sich anfänglich schüchtern in diese neue Geisteswelt einlebte, ist leicht anzunehmen, aber das sprudelnde der Bewegung, der anmuthige Liebreiz, welcher hier waltete, riß auch ihn mit in den engeren Kreis. Ein von Varnhagen vorgetragenes Gedicht lenkte die Aufmerksamkeit Aller auf ihn, besonders aber der lebendigkecken Frau von Boye, die ihn bald zu ihrem Vertrauten erkor. Ein von dieser Dame geführtes Tagebuch ward abschnittweise in der Gesellschaft vorgelesen, und es auch Varnhagen gestattet, darin Einblick zu nehmen. Eine von ihm verfaßte Karakterschilderung der Frau von Boye, die von den Damen herausgefordert worden war, hob ihn in der Gunst der Gesellschaft, und man hielt sie für einen Beweis seiner großen Befähigung als ein feiner Beobachter und Darsteller von Karakteren. Wer aber die Gunst der Frauenwelt erobert hat, dem ist der Pfad der Zukunft erfolgreich zu wandeln offen.

Wichtig für die spätere Lebensrichtung Varnhagen's war auch seine Bekanntschaft mit Adalbert von Chamisso, die er hier machte. Der geborene Franzose, der als deutscher Dichter und Naturforscher sich später einen nicht unbedeutenden Ruf erworben hat, gehörte ebenfalls dem Kreise an, der in dem Cohen'schen Hause verkehrte. Er war Leutenant in preußischen Diensten, konnte aber den Franzosen in keinem Zuge verleugnen. Sprache, Bewußtsein, Sinnesart, Manieren und Wendungen, alles erinnerte an seine Herkunft, nur war sein ganzes Wesen dabei mit einer besonderen, seinen Landsleuten keineswegs eigenen Ungeschicklichkeit behaftet, die doch, wie Varnhagen meint, vielfache Gewandtheiten und Fertigkeiten gar nicht ausschloß, sondern ihnen nur etwas Wunderliches zugesellte, woraus denn freilich Allerlei hervorging, was er selbst oder Andere als Unfall oder Uebelstand zu tragen hatten. Seine langen Beine, die knappe Uniform, der Hut und Degen, der Zopf, der Stock und die Handschuhe, alles konnte ihm unvermuthet Aergerniß machen; am meisten aber und sichtbarsten kämpfte er mit der Sprache, die er unter gewaltigen Anstrengungen mit einer Art Meisterschaft radebrechte, welches er auch in der Folge zum Theil mit Vorliebe beibehielt. (Ich bin hier in der Karakterisirung Chamisso's den Worten Varnhagens gefolgt.) Trotz dieses französischen Wesens, das Chamisso'n so innig anklebte, war er geistig ein Deutscher geworden. Er hatte deutsche Lieder und Elegien gedichtet, sogar einen „Faust" in Jamben angefangen, und sagte diese mit seiner zerquetschenden Stimme aus dem Gedächtniß her, zum großen Gaudium der Gesellschaft, was ihn dann wieder gewaltig verdroß. Varnhagen fühlte sich von ihm angezogen und es gestaltete sich zwischen ihm und dem um vier Jahre älteren Dichter bald ein Freundschaftsbündniß, das bis zum Tode Chamisso's (1838) währte.

Noch eine andere Persönlichkeit, einen neuen Mitstreiter auf dem Felde der Musen, entdeckte Varnhagen in dem Cohen'schen Hause; einen jungen Mann, der in der Familie von Kindheit an lebte, wie ein Sohn gehalten wurde und auf dem Komptoir beschäftigt war, der sich aber außer den bestimmten Zeiten nur selten sehen ließ und seiner Schweigsamkeit halber nur wenig bemerkbar machte, obwohl er im Geschäfte für durchaus klug und kundig galt. Sein Name war Wilhelm Neumann. Ein zufälliges Gespräch führte Varnhagen auf die Kunde, daß Neumann auch Gedichte geschrieben habe. Auf Bitten theilte Neumann diese Varnhagen mit, welcher fand, daß sie prosodisch klar und empfindungsvoll waren. Beim Verlesen derselben im Abendkreise wollte des Wunderns kein Ende nehmen und Neumann trat dann aus seinem Inkognito heraus; er war bald ein beliebtes Glied in dem Kreise; für Varnhagen aber ein würdiger, fähiger Freund.

Diese drei, Chamisso, Varnhagen und Neumann, knüpften nun in ihrem dichterischen Streben einen innigen Bund, dem bald darauf die erste schriftstellerische Frucht Varnhagen's, die im Druck erschienen ist, entsproß.

Die drei Genossen gaben nämlich einen „Musen-Almanach für das Jahr 1804" heraus, in dem sie eigene poetische Produkte, aber ebensowohl Arbeiten anderer Schriftsteller, darunter von Franz Thermin, Ludwig Robert, dem Kriminaldirektor Hitzig, der unter seinem Vornamen „Eduard" Uebersetzungen aus dem Spanischen, Englischen und Italienischen beitrug, sowie auch unglücklicher Weise ein Gedicht vom sog. Naturdichter Gottlieb Hiller aufnahmen. Einen Verleger hatten sie freilich vergebens gesucht, da man Namen forderte, die schon bekannt und berühmt waren, obwohl man an der Vortrefflichkeit ihrer Gedichte gar nicht zweifelte. Varnhagen berichtet, daß man ihnen unter den „berühmten Männern" Namen genannt habe, deren Arbeiten sie sich nur geschämt hätten. Ohne bereits durch den Druck bekannte Namen aber wollte sich kein Verleger finden. Sie gaben also den Almanach selber heraus und Chamisso lieferte das Geld zu diesem Unternehmen, wobei er wohl nicht ganz ohne Einbuße davon gekommen sein mag. Aber sie waren gedruckt, „alle drei zum erstenmal, und das ist keine Kleinigkeit!"

Die Kritiken fielen nicht besonders günstig aus. Einige Tagesblätter spendeten ihnen mäßiges Lob, andere aber setzten sie tief hinab. Die Schlegelianer, welche das Alte vorwiegend anfahen, geißelten sie tüchtig, wohingegen Garlieb Merkel, der „verrufene kleine Kritiker", wie ihn Varnhagen doch nicht ohne Bitterkeit noch achtundzwanzig Jahre später nennt, der den Geschmack und Verstand gegen die neue Schule zu verkämpfen hatte, sie für Schüler der neuen romantischen Richtung hielt, und in den possirlichsten Sprüngen gegen sie aushieb.

Varnhagen machten diese zum Theil gehässigen Kritiken wenig Kummer, sie empörten ihn eher, aber ihn niederzudrücken, das vermochten sie nicht. „Der ächten Lebensquelle in mir", schreibt er im Jahre 1831 darüber, „war ich versichert; daß sie strömte, war nicht meine Willkür; ob die Gedichte für sich selbst vor dem Publikum bestehen konnten oder nur zu dem Gedichte meines Lebens gehören sollten, das mußte sich eben erweisen." In jener ersten Jugendzeit galt ihm aber noch ein Gedicht wichtiger, als der ganze Staat. Später urtheilte er indessen anders und meint, von dem litterarischen Werth dieser Jugendversuche könne gar keine Rede mehr sein.

Gleichwohl war nicht alle Kritik gegen sie. Sie erhielten Aufmunterung über ihren „Musen-Almanach" von Zacharias Werner, August Wilhelm Schlegel, Bernhardi, Winzer, Johann Elert Bode, Fichte und Anderen, die sie zum Weiterstreben anfeuerten. Fichte, der Varnhagen für den kunstreichsten unter den Genossen hielt, betheiligte sich sogar durch eigene Beiträge an einer zweiten Nummer des „Musen-Almanachs" für das Jahr 1805, den die Freunde, trotz der Kritik, erscheinen ließen. Waren aber die Kritiken über den Almanach von 1804 scharf gewesen, so fielen sie diesmal zerschmetternd aus. Varnhagen, der mittlerweile nach Hamburg zurückgekehrt war, und in der Familie des Bankiers Herz daselbst eine Erzieherstelle angenom-

men hatte — durch Cohen's Bankerott und Flucht war seine Thätigkeit in Berlin gelöst — wartete mit Neumann, der hier gleichfalls Beschäftigung gefunden hatte, sehnsüchtig auf die nunmehrigen Rezensionen. Sie hatten an die „Jenaische Allgemeine Litteraturzeitung", die für das Organ der Brüder Schlegel und Tieck's galt, behufs Besprechung Exemplare gesandt. Ihre Hoffnung ging in Erfüllung, aber wie? Statt einer, waren sie mit zwei Besprechungen bedacht, einer kurzen und einer längeren, beide jedoch ergossen sich mit ätzender, vernichtender Kritik über den Almanach und dessen Inhalt aus. Varnhagen und Neumann waren erstaunt, niedergeschlagen, Chamisso arg verdutzt und Robert schwor, nichts mehr drucken lassen zu wollen. Varnhagen bot den bösen Zungen, die nun auch hervortraten, entschlossen Trotz und setzte sich mit Heiterkeit darüber hinweg. Dazu erhielt er auch genügenden Grund, denn die Kritiker hatten sich durch eigene Schnitzer bedenkliche Blößen gegeben. So wurde auf Gedichte, die mit einem Sternchen bezeichnet waren, weidlich losgeschimpft, als fade, flache Nachahmungen von Gedichten die im Schlegel-Tieck'schen „Musen-Almanach" erschienen seien und dort wie hier mit einem Sternchen bezeichnet waren. Die Kritikaster, meint Varnhagen, ahnten nicht, daß jene wie diese gerade eine und dieselbe Person verdeckten, nämlich Fichte'n.

Ein Brief Wilhelm Schlegel's mahnte Varnhagen, von kleineren lyrischen Stücken abzustehen, bei welchen noch überdies die Gefahr walte, daß sie nach und nach bloß Wiederholungen ihrer selbst würden. Dasselbe hatte auch Fichte bereits gesagt. Schlegel meinte, er solle sich auf größere Arbeiten werfen, wobei die Gefahr vermieden würde; die Lyrik sei ein so sehr ausgetretenes Feld, daß doch eine Repetition von bereits Gesagtem fast unmöglich zu vermeiden sei, und böswillige Kritiker und Splitterrichter könnten leicht für jedes Gedicht eine bereits vorhandene Parallele auffinden.

Dies hatte aber auf ihre Produktion lyrischer Sachen keinen Einfluß, sie machten kleinere Gedichte nach wie vor und verschoben größere Pläne auf künftige Zeit. Das dichterische Treiben hielt an und für 1806 sollte ein neuer „Musen-Almanach" erscheinen, ein dritter Jahrgang des „Grünen", wie ihn Varnhagen nennt, wegen des grünen Deckels, in welchem er gebunden wurde. „Die Rezensionen hatten also weder uns abgeschreckt, noch Andere gegen uns eingeschüchtert", fährt er fort: „im litterarischen Kreise standen wir nur günstiger, aber vom Publikum freilich noch immer sehr fern, so daß die Verleger nicht sonderliche Bereitwilligkeit zeigten." Die Fertigstellung des Materials wurde bei einem Besuche in Berlin gethan, den Varnhagen und Neumann im Sommer 1805 machten, wo sie bei Chamisso wohnten. Da aber im Laufe des Herbstes Chamisso zu seinem Regiment in Hameln in Dienst mußte, Varnhagen und Neumann nach verlaufenen Ferien nach Hamburg zurückkehrten, so wurde die Korrektur des „Grünen" in die Hände von Elberty, eines neuen Genossen, gegeben, „unter dessen Hän-

den derselbe als eine wahre Musterkarte der gräulichsten Druckfehler völlig todt zur Welt kam." Die diesmalige Sammlung hatte ihnen besonders versprechend geschienen, um damit die gegen sie anstürmende Kritik zu vernichten, und nun obendrein das jämmerliche Fiasko. Damit hatte ihr Musenalmanach ein unliebsames, jähliches Ende.

Die Freunde entschädigten sich jedoch für den bitteren Aerger, indem sie einen Streifzug gegen den ihnen besonders feindlich gesinnten Kritiker Garlieb Merkel unternahmen. „Berlin hatte uns das Treiben dieses Kritikers im widrigsten Eindruck aufgefrischt", schreibt Varnhagen, „einige gedruckte Stellen über ihn von Jean Paul Richter, von Schlegel und Anderen lagen bereits zum erneuerten Gebrauch fertig, handschriftliche Scherze und Bitterkeiten fanden sich dazu, und alles zusammen ließen wir als: "Testimonia auctorum de Merkelio", der eben angekündigten Ausgabe seiner Schriften empfehlend vorauslaufen. Das Büchlein, mit einer Fratze geziert, sauber gedruckt und geheftet, machte Glück, wurde uns obendrein gut bezahlt und verband uns neue Genossen und Freunde." Der ganze Titel des Büchleins von Chamisso, Varnhagen, Neumann und Bernhardi zusammengestellt lautete: "Testimonia auctorum de Merkelio, d. i. Paradiesgärtlein für Garlieb Merkel", und erschien in Hamburg bei Schmidt, 1806, was zur Genüge zeigt, daß Varnhagen die leitende Hand desselben war. Sie traten aber diesmal aus ihrer Anonymität nicht hervor, war doch Merkel eine gefürchtete Persönlichkeit, die in Staatskreisen sich Ansehen zu verschaffen gewußt hatte und eben mit dem hochberühmten Johannes von Müller eine politische Zeitschrift herausgeben sollte.

In Hamburg hatten sich Varnhagen und Neumann als Studenten am Gymnasium eintragen lassen und machten, neben ihren anderweitigen Berufspflichten, den Gymnasialkursus eifrig mit, wozu sie meistens die Nachtzeit benutzten, um sich für die Universität Halle vorzubereiten. Hier wurden sie 1806 immatrikulirt, Varnhagen als „Beflissener der Medizin und Philologie." In Halle traf er Schleiermacher, den er bereits früher im Cohen'schen Kreise in Berlin hatte kennen lernen, als Professor und Universitätsprediger wieder. War er ihm früher unsympatisch vorgekommen, so traten Schleiermacher's Person und geistiges Wesen jetzt ihm in glänzendem Lichte entgegen. Ihre Beziehungen wurden hochintim, und von der Sittenlehre sowohl, als auch der Kanzelberedtsamkeit Schleiermachers war Varnhagen förmlich berauscht — er schildert sie in seinen „Denkwürdigkeiten" im glühendsten Lichte.

Schon in Hamburg hatte sich Varnhagen als Nebenbeschäftigung mit litterarischen Arbeiten befaßt, die in verschiedenen Journalen bereitwillige Aufnahme fanden, so die Uebersetzung des ersten Aktes von Racine's „Britannikus" in Jamben, die in Feßler's „Eunomia" gedruckt wurde. In Halle gab er mit Neumann ein Buch heraus: "Enchiridion", das dort

gedruckt ward. Chamisso hatte dazu eine Anzahl Epigramme eingesandt, denen aber das Imprimatur versagt wurde. Dadurch der Floßfedern beraubt, wollte das Buch nicht schwimmen und ging in der Kriegsfluth von 1806 unter. Im Herbste desselben Jahres reiste Varnhagen nach Berlin, um dort seine Ferien zuzubringen; der Krieg verhinderte seine Rückkehr nach Halle, und als er endlich durch Johannes von Müller's Vermittelung Erlaubniß zur Rückkehr erhielt und in Halle ankam, war die Universität durch Napoleon geschlossen.

Die Pause der suspendirten Hochschule verursachte Varnhagen und Neumann große Langeweile. Sie warfen sich deshalb wieder auf litterarische Arbeiten, schrieben ein Bändchen „Erzählungen und Spiele", das in Hamburg 1807 gedruckt wurde und kamen dann auf den komischen Einfall, einen Doppelroman zu verfassen, wovon jeder abwechselnd ein um das andere Kapitel schrieb und zwar so, daß keiner von des andern Arbeit Einsicht nehmen durfte. Den allgemeinen Umriß hatten sie zuvor besprochen, und die zeitgenössischen Litteraturerscheinungen und Litteraten sollten darin humoristisch-satyrisch behandelt werden. Sie gelangten auch glücklich bis zum Abschluß der zehn ersten Kapitel, als sich der Knoten verwickelt hatte. Fouqué, welchem sie die bis dahin vorgeschrittene Arbeit zeigten, und dem sie gefiel, schrieb dann ein eigenes Kapitel hinzu, welches die Verwirrung wieder löste, worauf sie das Ganze auf sechzehn Kapitel erweitert, mit dem Versprechen, daß ein zweiter Band folgen sollte, in Druck gaben, unter dem Titel: „Die Versuche und Hindernisse Karl's. Eine deutsche Geschichte neuerer Zeit." Reimer in Berlin, dessen Freundschaft Varnhagen bereits früher gewonnen hatte, nahm das Buch in Verlag, ohne jedoch seinen Namen vorzudrucken, statt dessen „Realschule" setzend (1808). Das anonym erschienene Büchlein täuschte selbst A. W. Schlegel, der Varnhagen für den alleinigen Verfasser hielt.

Zwölf Jahre später wurde Varnhagen für diesen Uebermuth ernstlich bestraft. Jean Paul, den Varnhagen 1808 in seiner Wohnung bei Bayreuth besuchte, konnte nur über die Figur, die sie ihn in diesem Buche spielen ließen, herzlich lachen, daß sie aber Goethe's „Wilhelm Meister" mit hineingezogen hatten, darüber empfand er einigen Schrecken und Entrüstung: „Kinder, was habt ihr da gethan!" sagte er bedenklich, „das hättet ihr unterlassen sollen! Goethe ist ein geweihtes Haupt, der steht anders, als alle Uebrigen. Den geb' ich weniger preis, als mich selbst." Als 1819 zugleich mit einer Neuausgabe von Goethe's „Wilhelm Meisters Wanderjahre", die falschen Wanderjahre erschienen, da kam denn auch der Doppelroman wieder zur Sprache. Varnhagen's Einfall, den Wilhelm Meister persönlich und gegen Goethe tadelnd auftreten zu lassen, war augenscheinlich die Wurzel dieses berüchtigten Buches, und er mußte die gerechte Strafe erleben, eine zeitlang für den Verfasser der falschen Wanderjahre gehalten

zu werden. Man ließ Varnhagen's bedächtige und von allen Jugendschlacken gereinigte Denkart, Richtung und Fähigkeit, die dem Heuchlerisch-Albernen des Buches widersprachen, außer Acht, und meinte, er habe nur seinen frühern Einfall weiter ausgeführt. Diese allgemein verbreitete Meinung nöthigte ihn zu einer öffentlichen Erklärung und Desavourirung des gemeinen Buches.

Als die Wiedereröffnung der Halle'schen Universität allzulange auf sich warten ließ, und die Professoren Friedrich August Wolf, Schleiermacher und Andere nach Berlin übersiedelten und an der dortigen Akademie Vorlesungen hielten, folgte ihnen auch Varnhagen nach der Spreestadt. Er hörte hier, außer medizinische Vorlesungen, mit großem Genuß die Vorträge Wolf's über die Litteratur des Alterthums. Auch sammelten sich bald in Berlin neue anregende Kreise, in welchen Varnhagen ein gern gesehener Gast wurde; trug doch sein frisch sprudelnder Geist nicht wenig in diesen Gesellschaften zur allgemeinen Erheiterung und Anregung bei. Besonders in der Metrik und im Versbau besaß er eine Kunstfertigkeit, die außerordentlich war, und mit welcher er leicht überall glänzte. Man schob ihn deshalb auch gern bei passenden Gelegenheiten vor und entsprach er stets mit Bereitwilligkeit den gestellten Anforderungen. Hier ein Beispiel:

Bei der Ankunft Wolf's in Berlin veranstalteten dessen Schüler, deren verschiedene Generationen zum Theil sehr weit auseinander lagen, war er doch in Halle allein dreiundzwanzig Jahre Professor gewesen, ein verabredetes Mittagsmahl im Thiergarten. Wolf wurde hingeführt, wie zu einem gelegentlichen Essen von vier oder fünf Personen, und der treffliche Mann war so überrascht als gerührt ob der Huldigungen, die ihm von den zahlreichen Anwesenden dargebracht wurden. Eine geistreiche Munterkeit durchströmte bald die ganze Gesellschaft, die Wolf's heiterer Genius noch mehr zu beleben wußte. Bei dieser Gelegenheit trug Varnhagen einen Dithyrambus in Galliamben vor, ein so schwieriges Metrum, daß nur einmal Johann Heinrich Voß vor ihm und zwar von Wolf demselben als fast unnachahmbar zur Aufgabe gestellt, es versucht hatte, wozu nun Varnhagen das erste deutsche Seitenstück stellte. Er las das Gedicht freudig bewegt und mit tiefer Empfindung vor dem aufmerksam lauschenden Kreis. Schon das Motto aus Goethe:

Erst die Gesundheit des Mannes, der endlich vom Namen Homeros
Kühn uns befreiend uns auch ruft in die vollere Bahn!

wurde mit stürmischem Beifall und dem Klange der Gläser aufgenommen. Als dann das Gedicht, dessen Schritt und Tanz den nicht allzuklaren und festen Inhalt siegreich dahintrug, beendet war, da brachen die überaus günstig gestimmten Hörer in jubelndem Beifall aus. Varnhagen's Name als Dichter war nicht genannt, daß er aber der Verfasser war, darüber blieb Niemand im Zweifel. Nachdem auf Wolf's Wohlsein nochmals mit

Begeisterung getrunken worden war, richtet dieser an Varnhagen zum Dank zwei Galliamben, die er aus dem Stegreif hersagte — also auch hierin ein Meister — die folgendermaßen lauteten:

Wie gelehrt und kunstvoll wagst du, o du Zauberer des Gesangs,
In des Galliambus Taktschritt die begeisterte Melodie!

Varnhagen hatte sich um diese Zeit in die deutsche Litteratur des Alterthums und Mittelalters recht lebendig hineingedacht; daß er darin nicht wie die Gebrüder Grimm, Benecke, Lachmann und Andere Hervorragendes geleistet hat, daran waren nur die Zeitverhältnisse und die neue Lebensrichtung schuld, in die er bald darauf getragen wurde. In Berlin erhielt er durch den Oberbibliothekar Biester den Zutritt zur königlichen Bibliothek, wo er sich in die Litteratur des dreißigjährigen Krieges vertiefte. Das brachte ihn auf die Dichter Paul Flemming und Johann Scheffler (Angelus Silesius), die er beide in seinen „Biographischen Denkmalen" so schön verherrlicht hat; den letzteren außerdem noch durch die Herausgabe der „Geistlichen Sprüche aus dem cherubinischen Wandersmann" (Berlin 1820), einer kurzen Lebensskizze (1821) und den „Auszügen aus den Gedichten von Angelus Silesius und St. Martin" (Berlin, 1834); mit Bemerkungen seiner verstorbenen Gattin Rahel vermehrte zweite und dritte Auflagen (1841 und 1849). Auch gedachte er über den Roman „Simplizissimus" des „Germann Schleifheim von Sulzfort" (ein Pseudonym — der wahre Name ist nie bekannt geworden) eine Abhandlung zu schreiben, die aber unterblieb, wie so vieles Andere, was man beabsichtigt, aber nicht sofort ausführt.

In Berlin hörte er wieder Fichte's Vorträge in der „Akademie". Dessen „Reden an die deutsche Nation", die wie helle Flammen in die damals stockfinstere Nacht des deutschen Volkes emporloderten, zündeten auch bei Varnhagen das Feuer des Enthusiasmus an. „Man konnte sie nicht ohne Ergriffensein und Begeisterung anhören," schreibt er, „diese Reden, welche mit Recht über den Kreis der unmittelbaren Zuhörerschaft hinaus sich als Reden an die deutsche Nation erklärten, als solche weit und tief gewirkt haben und noch spät mit größtem Recht der Ehre theilhaftig wurden, im wiederhergestellten, nicht mehr von Außen, aber leider im eigenen Innern vielfach bedrückten und verkümmerten Vaterlande durch die Mainzer Untersuchungsbehörde, dem gesammten „Deutschen Bunde" als eine früheste und stärkste Erregung der volksthümlichen Ansprüche und Betriebe in Deutschland angezeigt zu werden, weshalb auch die preußische Censur im Jahre 1822 den Wiederabdruck in Berlin nicht gestattete und der Verleger sich genöthigt sah, die zweite Auflage in Sachsen zu bewirken."

Wie früher in dem Cohen'schen Hause, war jetzt der Sammelpunkt der gebildeten Welt Berlins in dem Hause der geistreichen Henriette Herz. Varnhagen war hier vom Anfange an ein gern gesehener Gast, dessen

sprudelnder Genius hoch zur Geltung kam. Er war immer geistreich und schlagfertig. Hier ward er mit dem trefflichen Alexander von der Marwitz bekannt, dessen Biograph er 1835 geworden ist. Hier hörte er die Namen der Brüder Humboldt zum ersten Mal nennen, und hier lernte er seine spätere Gattin, Rahel Levin, kennen, mit welcher er sich im Jahre 1808 verlobte. Diese Verlobung erregte in den hohen Kreisen der preußischen Hauptstadt großes Aufsehen. Die Gegensätze wie auch die Harmonien der beiden Hauptpersonen dieser Verbindung bildeten das lebhafte Tagesgespräch. In letzter Beziehung zeigte sich viel Analoges in ihren Wesen. Beide waren durchaus geistreich und wohl berufen in den angesehensten Kreisen; ihr beiderseitiger Ideengang betrat die gleichen Pfade. Liebenswürdigkeit im Verkehr und Benehmen zeichnete beide gleich vortheilhaft aus. Sie hatte geistiges Bürgerrecht bei den höchsten Spitzen der Wissenschaft und der litterarischen Welt Deutschlands, ja Europas, erlangt. Zu ihrem Verkehrskreis zählten Goethe, die beiden Humboldts, Friedrich Gentz, die Gebrüder Schlegel, Schleiermacher, Fichte, der Freiherr von Brinckmann, Prinz Louis Ferdinand von Preußen, der Major von Schack, Ludwig und Friedrich Tieck, der Fürst von Ligne, Fürst Reuß, Navarro, der Baumeister Hans Genelli 2c. sowie die Ausländer d'Alembert, Diderot und dessen Tochter — die Frau von Vandeul —, der Fürst Radziwill, der Graf von Gualtieri, die spanischen Gesandtschaftsglieder Graf Casa-Valencia und der Chevalier d'Urquijo sowie zahlreiche Andere. Von den ausgezeichneten Frauen sind zu nennen, Karoline von Humboldt, Friedrich Schlegels Gattin (ehemals verwittwete Dorothea Veit), die Gräfin Schlabrendorf, die Gräfin Pachta aus Böhmen, die liebliche Schauspielerin Friederike Unzelmann, die reizende Pauline Wiesel und viele Andere.

Er stand bereits in der Vorhalle, dieses Bürgerrecht zu erlangen und konnte sich mit Recht als einen angehenden Genossen der hohen litterarischen Kreise seiner Zeit betrachten. Bis soweit waren sie harmonisch zu einander passend. Aber es gab Gegensätze, die größer zu sein schienen, als sie diese analoge Ebenbürtigkeit zulassen wollte. Der wichtigste darunter war der Altersunterschied des Paares; Varnhagen war nur wenig über dreiundzwanzig Jahre alt, Rahel siebenunddreißig. Varnhagen war katholisch geboren, ohne besondere konfessionelle Merkzeichen erzogen und hing einer freichristlichen Richtung an, die bis an den Pantheismus streifte, Rahel war Jüdin, wenn auch ihre Erziehung sie zu einer frei-religiösen Denkweise geführt hatte, die man unter dem Worte „religiöse Moral" leicht ausdrücken kann. Diese Gegensätze waren im Ganzen nicht so groß, denn der Altersunterschied wurde durch Rahels geistige Frische vollgültig aufgewogen und was die Religion betrifft, so war fast eine Gleichheit zwischen den Parteien selbst vorhanden; nicht so aber in den Augen der Welt, die lieber mit Zwiespalt Handel treibt, als mit Harmonie und versöhnender Liebe.

Varnhagen selbst war von Rahel's Wesen vollständig eingenommen. Lassen wir ihn selber reden: „Ich kann sagen", schreibt er, „daß ich in ihrer Gegenwart das volle Gefühl hatte, einen ächten Menschen, dies herrliche Gottesgeschöpf in seinem reinsten und vollständigsten Typus vor mir zu haben, überall Natur und Geist in frischem Wechselhauche, überall organisches Gebild, zuckende Faser, mitlebender Zusammenhang für die ganze Natur, überall originale und naive Geistes- und Sinnesäußerungen, großartig durch Unschuld und durch Klugheit, und dabei in Worten wie im Handeln die rascheste, die gewandteste, zutreffendste Gegenwart. Dies alles war durchwärmt von der reinsten Güte, der schönsten, stets regen und thätigen Menschenliebe, der Achtung für jede Persönlichkeit, der lebhaftesten Theilnahme für fremdes Wohl und Weh. Die Vorzüge menschlicher Erscheinung, die mir bisher begegnet waren, fand ich hier beisammen, Geist und Witz, Tiefsinn und Wahrheitsliebe, Einbildungskraft und Laune, verbunden zu einer Folge von raschen, leisen, graziösen Lebensbewegungen, welche gleich Goethe's Worten, ganz dicht an der Sache sich halten, ja diese selber sind, und mit der ganzen Macht ihres tiefsten Gehaltes augenblicklich wirken. Neben allem Großen und Scharfen quoll aber auch innerhalb die weibliche Milde und Anmuth hervor, welche besonders den Augen und dem edlen Munde den lieblichsten Ausdruck gab, ohne den starken der gewaltigen Leidenschaft und des heftigsten Aufwallens zu verhindern."

Die Freunde Varnhagen's, Chamisso, Neumann und Harscher, riethen ihm von der Verbindung ab, obwohl Harscher selber sich über Rahel äußerte: „Hier ist alle Tiefe der Schleiermacher'schen Ethik, was sag ich? hier ist mehr als Schleiermacher, denn hier ist die Wissenschaft in der Form des Lebens selbst!" Varnhagen war nicht abzubringen und er hat die Verbindung mit Rahel, die aus der reinsten Liebe und gegenseitigen Zuneigung aufgebaut war, nie bereut. Ihre Ehe wurde aber erst acht Jahre später vollzogen, und Rahel trat mittlerweile zum Christenthum über.

Die Verlobung spornte Varnhagen zum erneuten Studium der Medizin an, er wollte seiner Rahel eine selbstständige Existenz errichten. Zu dem Behufe eilte er nach Tübingen, um unter Autenrieth sich in der Klinik vollkommen auszubilden. Auf seiner Hinreise besuchte er Jean Paul in Bayreuth, der schon von ihm gehört hatte und ihn warm aufnahm. Varnhagen schrieb eine treffliche Karakteristik desselben.

In Tübingen gerieth er wieder in neuen Verkehr. Hier wurde er mit Cotta bekannt, mit Uhland, mit dem unglücklichen Dichter des „Hyperion" — Hölderlin, und mit Justinus Kerner, die seitdem warme Freunde wurden, welche Freundschaft noch in späteren Jahren fortdauerte. Das Jahr 1809 sah ihn abermals in Berlin, als eben die Franzosen nach Oesterreich in den Krieg zogen. Voll Patriotismus für Deutschland, eilten Varnhagen und Marwitz nach Oesterreich, um daselbst ihre Kriegsdienste anzubieten. Sie

gelangten auf Umwegen über Schlesien und Mähren in das Lager des Erzherzogs Karl, das bei Deutsch-Wagram sich befand. Unterwegs vernahmen sie die Nachricht von dem Siege der Oesterreicher bei Aspern, der aber leider nicht rechtzeitig verfolgt wurde. Ihre Dienste wurden angenommen, und Varnhagen trat als Fähnrich in das Regiment „Vogelsang" ein, das der westphälische Graf von Bentheim befehligte. Mit diesem Regimente nahm Varnhagen an der Schlacht von Wagram theil, in welcher er verwundet wurde. Er lag dann eine zeitlang im Hospital in Zistersdorf und ward später als Konvaleszent nach Wien gebracht, wo er um diese Zeit Karoline Pichler kennen lernte, die in ihren „Denkwürdigkeiten" seiner erwähnt.

Das Wiener Leben übte auf ihn, selbst in dieser unglücklichen Zeit, einen mächtigen Eindruck. Auch traf er hier wieder mit Justinus Kerner zusammen, der mit deutschem Patriotismus lustig darauf losdichtete. Nach seiner völligen Genesung begab sich Varnhagen wieder zu seinem Regiment, das nunmehr in Prag stand. Er wurde indessen vom Regiment abkommandirt, um als Pfleger des auf den Tod kranken Obersten, Graf Bentheim, zu dienen, wobei es ihm glückte, den falschen Verordnungen des Generalstabsarztes entgegen zu wirken und schließlich die ärztliche Behandlung des Obersten selbst zu führen, der dann unter seiner Pflege genas. Dadurch hatte er sich die Gunst des Grafen zugesichert, der ihn später lebhaft vorschob.

In Prag lernte er auch den Hauptmann Friedrich Wilhelm Meyern kennen, den berühmten Verfasser des Romans „Dya-Na-Sore", mit dem er eine innige Freundschaft schloß, und der sein ärmliches Zimmer mit Varnhagen theilte, um nur in geistesfrischer Gesellschaft sein zu können. Der Verkehr mit Meyern war anregend und versüßte Varnhagen das sonst widerwärtige Kriegsleben im Frieden.

Die Nachricht von der Vermählung Napoleons mit der österreichischen Kaiserstochter, Maria Louise, erregte im ganzen Heere und auch in Varnhagen die bittersten Gefühle. Er besprach mit seinem Freunde Meyern die Kombinationen, welche diese Verbindung herbeiführen möchten, worunter die Möglichkeit eines vereinten Krieges Frankreichs und Oesterreichs gegen Deutschland das dunkelste Schreckgespenst war. Meyern's Abberufung nach Wien und Sendung nach Paris versetzte Varnhagen in trübe Einsamkeit, aus welcher er durch Graf Bentheim befreit wurde, der ihn mit einer Mission nach Westphalen betraute, um mit seinem Bruder, dem Erbgrafen von Bentheim, Familien-Angelegenheiten zu ordnen. Auf dem Wege dorthin kam er auch durch Kassel, wo das üppige, schamlose Treiben am westphälischen Hofe im vollen Schwange war. An niedrigem deutschem Pack, meinte Varnhagen, hätte es dabei auch nicht gefehlt; es sei noch widerlicher und verächtlicher ihm erschienen, weil es den Fremden sich in ihrer Sprache unterordnete und in deren Manieren sich bewegte. Seinen Gefühlen hat er in einem Gedichte, welches er damals verfaßte, kräftigen Ausdruck verliehen.

Im Königreich Westphalen. 1810.

Heil'ge Wälder hör' ich rauschen,
Alter Eichen Riesenbau
Trägt mit starken Aesten grüne
Zweige hoch im Himmelsblau,
Busch und Gras in üpp'ger Fülle
Nähren treu das scheue Wild,
Aus dem schwankenden Gezweige
Munt'rer Vogelklang erquillt.

Dunkle Fluthen wogen leise,
In dem hellen Wiesenbach,
Und die Sehnsuchtsblicke folgen
Ihrem Laufe brünstig nach;
Ach, sie flieh'n von Bergeshöhen,
Wo die Freiheit nicht mehr weilt,
Bis im Meere freudig wieder
Freie Fluthen sie ereilt.

Gold'nes Feld dort steht im Glanze
Sommerlichen Morgenscheins,
Weit am Fuß der grünen Hügel,
Wo die Quelle rinnt des Weins;
Edler Fleiß und treue Pflege
Haben rings das Land bestellt,
Doch des Jahres bester Segen
Stets in Räuberhände fällt.

O geliebtes Land, umfassen
Möcht' ich mit den Armen dich!
An die heiße Brust dich drücken,
Küssen mit den Lippen dich!
Herz der Treue, Mund der Lieder,
Geistesauge, Arm der Kraft,
Hand der Kunst und Stirn des Denkens,
Mutterbrust der Wissenschaft!

Und in dieses Landes Mitte
Schallet stets ein fremder Ton,
Ruft der trauten Mutter Erde
Des geliebten Landes Hohn!

Darf, wo deutsche Wälder rauschen,
Unf're stolzen Fluten gehn,
Unf'res Fleißes Aehren wogen,
Fremdes Herrscherwort ergehn?

Schnöde Schaar nichtswürd'ger Fremden,
Uns gesandt von blut'ger Hand,
Flog, ein wildes Raubgevögel,
In das unbewachte Land,
Schlug mit scharfen Adlerklauen,
Mit den gier'gen Schnäbeln fest
In die heil'gen Waldeswipfel
Gift'ger Brut ein üppig Nest!

Doch, o frevelndes Gezüchte!
Schon bist du nicht sicher mehr;
Bald ersteht uns der Befreier
Sieggekröntes Heldenheer!
Und du wirst des Feldes Dünger,
Und du wirst der Wellen Spiel,
Und du wirst das Wild des Waldes,
Jedes Pfeils erwünschtes Ziel!

Nach seiner Rückkehr mußte er den Grafen Bentheim nach Paris begleiten, wo dessen Bruder, der Erbgraf, sich eben aufhielt. Pflichten hatte Varnhagen dort eigentlich keine zu erfüllen, außer daß er dem Grafen Gesellschaft leistete. Er konnte also frei sich das Leben und Treiben in der französischen Kaiserstadt ansehen, und hierzu war ihm die Anwesenheit Chamissos in Paris von großem Vortheil. Das Dioskurenpaar durchstreifte die Stadt und Umgegend denn auch nach Herzenslust, selbst bis zur Frau von Staël hin, welche zu St. Brie bei Ecouen, etwa fünfunddreißig Lieues nördlich von Paris lebte, da sie auf Befehl Napoleons nicht innerhalb eines Kreises von dreißig Lieues von der Hauptstadt kommen durfte. Ueber das Erlebte und Gesehene in Paris, das Varnhagen in seinen „Denkwürdigkeiten" mit begeisterter Feder schildert, muß ich hier hinweggehen, da es nicht mit der Lebensentwickelung Varnhagens zusammenhängt, so reizende Episoden auch darin vorkommen. So viel will ich nur andeuten, daß Varnhagen's Schilderung: „Das Fest des Fürsten Schwarzenberg in Paris" (zuerst veröffentlicht in Raumer's historischem Taschenbuch, Band 4) ein Muster der deutschen Prosa ist, wie wohl kaum ein zweites Seitenstück zu finden sein dürfte. Eine Karakterisirung Napoleons, den Varnhagen bei einer diplomatischen Audienz zum ersten Mal sah und in der Nähe beobachten konnte, ist scharf, graphisch, und mit eigenem Effekt gezeichnet. Varnhagen hielt ihn keineswegs

für geistreich. Nach seiner Schilderung war er nur ein etwas feineres, mehr polirteres Seitenstück zu General U. S. Grant, dem er allerdings als ein Kriegsmeister weit voranstand, als politischer Führer aber noch unendlich mehr. Die damals in Paris zahlreich anwesenden Deutschen waren auch durchaus nicht von Napoleons Erscheinung geblendet. „Die deutsche Ruhe, Gradheit und Einfachheit erhielt sich hier", meint Varnhagen, „wo so Vieles verwirren konnte, in besonnenem und klarem Urtheil."

Für Varnhagen war in Paris eigentlich nur die Begegnung mit Alexander von Humboldt wichtig, der damals als ein glänzendes Meteor dort leuchtete. Diese Begegnung führte später zu der intimen Vertrautheit der beiden großen Männer. Auch mit dem bekannten Gründer der Phrenologie, Dr. Gall, traf er in Paris zusammen. Karakteristisch ist eine Szene, die sich zwischen den beiden Männern abspielte. Varnhagen war nicht sehr für Gall eingenommen und seine Lehre sagte ihm nicht zu. Sie war jedoch die Sensation der Zeit und Gall ward sehr gefeiert. Der Freiherr von Pilat führte Varnhagen ihm vor und gab ihm auf, den Neuangekommenen, von dem er noch nichts wissen konnte, sogleich nach seiner Schädellehre zu untersuchen. Gall war ungehalten über diese Zumuthung, allein aus Nachgiebigkeit gegen Pilat, theils auch aus eigener Lust, warf er doch einen Blick auf Varnhagen's Stirn und sagte: „Phantasie, Phantasie genug!" Und nach wiederholtem Blick fügte er hinzu: „Auch Rauffinn (ein eigener Ausdruck Gall's für Tapferkeit, Muth, Keckheit) ja Rauffinn!" Pilat, darüber erfreut, rief voll Vergnügen: „Gall, das hättet Ihr nicht besser treffen können, sehet nur, wie Ihr Eurer Kunst Ehre macht! Denn der da vor Euch steht, ist Soldat und macht Verse!" Und nun erst stellte er Varnhagen vor. Diese Episode verbreitete sich rasch in weitere Kreise, was für Varnhagen, trotz seines Widerwillens gegen Gall und seine Lehre, zur Folge hatte, daß er vielfach als Muster der Kunst der Phrenologie in's Gerede kam und dadurch mehr bekannt wurde.

Ebenfalls fand er den Grafen Schlabrendorf hier, den „Diogenes von Paris", wie er sich scherzhaft selbst zu nennen pflegte, der mit ihm nach Deutschland zurückkehrte. Sie verspürten nämlich, bei dem aufregenden Leben und Treiben, eine große Sehnsucht nach Deutschland. Schlabrendorf äußerte sich darüber: „Von Paris aus gesehen, erscheint das Vaterland als eine Gesammtheit, kömmt man aber zum Rhein, so findet man immer nur Zerstückeltes, und fühlt die Verlegenheit eines Menschen, der ein Christ sein möchte, aber dies nicht werden kann, sondern nur ein Katholik, ein Lutheraner, ein Reformirter, ein Herrnhuter u. s. w."

Varnhagen wandte sich nun über Westphalen, wo er in Burg-Steinfurt Aufträge für seinen Obersten zu besorgen hatte, und dadurch, daß ihm dort einige seiner Papiere, die ihn den Franzosen gegenüber kompromittiren konnten, abhanden kamen, später in einige Ungelegenheiten gerieth,

wieder nach Prag zurück. Ein Urlaub, den er im Herbste 1811 in Bad Töplitz zubringen durfte, führte ihn nach zweijähriger Abwesenheit auf's Neue in die Nähe seiner geliebten Rahel, wo er etliche vergnügte Wochen verlebte. Hier lernte er auch die Dichter Klemens Brentano, Tiedge und den großen Tonkünstler Beethoven kennen.

Nach Prag zurückgekehrt war er wiederum litterarisch thätig, soweit ihm dieses seine militärische Dienstpflicht erlaubte, schrieb Beiträge für Hormayer's „Archiv" und für Fouqué's und Neumann's „Musen". Eine kleine Sammlung von Stellen aus Rahel's Briefen, die Cotta nicht ohne Goethe's Erlaubniß drucken wollte, da sie auf diesen Bezug hatten, gab Anlaß, daß Varnhagen in Weimar deshalb anfragte, und hieraus entsprang die erste unmittelbare Berührung desselben mit Goethe, dessen „Dichtung und Wahrheit" eben erschienen war.

Die nunmehr eintretenden Kriegsereignisse änderten Varnhagen's Geschick. Der ehemalige preußische Minister von Stein, der von Napoleon geächtet worden war, befand sich in Oesterreich, resp. in Prag. Napoleon forderte seine Auslieferung, allein Stein entkam glücklich nach Rußland, wo er gegen den andrängenden Franzosenkaiser Dienste nahm. Auch Varnhagen hatte seine Entlassung aus dem österreichischen Heere erlangt, um in den preußischen Staatsdienst zu treten, wozu ihm Fürst Metternich und Wilhelm von Humboldt behülflich waren. Er lehnte indessen diese Anstellung ab, mit dem Vorbehalt, sie nach Beendigung des Krieges wieder aufnehmen zu dürfen, und trat dann als Hauptmann in das Tettenborn'sche Korps der russischen Armee ein. Dieses Korps stand zur Zeit in Hamburg, wo sich ihm Varnhagen anschloß. Die sich dort abspielenden Ereignisse, auf die ich hier nicht näher eingehen will, sind von Varnhagen in einer fesselnden Denkschrift zur Zeit veröffentlicht worden, unter dem Titel: „Geschichte der Hamburger Begebenheiten während des Frühjahrs 1813."

Das Büchlein ist nominell zu London 1814, in Wirklichkeit aber in Hamburg, bei Perthes und Besser, im Druck erschienen. Es darf als ein neuer Ausgang in Varnhagen's schriftstellerischem Leben bezeichnet werden, denn die Tage des poetischen Ideals lagen nunmehr hinter ihm, und der Geschichtschreiber trat seine Herrschaft an. Nicht als Dichter, wohl aber als Historiker ist er einer der glänzendsten Sterne der deutschen Litteratur geworden.

Ich habe den Lebensgang Varnhagen's bis hierher in größerer Breite schildern müssen, um Stufe nach Stufe darzuthun, wie sich sein Geist nach der Richtung entwickelt hat, wo er seine großen Lorbeeren erntete. In der Folge hängt seine Entwickelung nicht mehr mit einem auf- und abschwankenden abenteuerlichen Dasein zusammen, er war Mann geworden und hatte den seinen Talenten und seiner Anlage passenden Boden gewonnen. Es darf indessen durchaus nicht dahin gedeutet werden, daß sein bis

heriges Vorleben ein Verschleudern von Kraft in einer falschen Richtung war. Wie ihn die Fäden seiner eingehenden Bekanntschaft, die er sich Schritt vor Schritt aus sich selbst erobert hatte, in die amtliche oder staatliche Stellung leiteten, welche er später einnahm, so ebneten ihm seine unermüdeten dichterischen und schriftstellerischen Versuche nach und nach die Wege seiner historischen Tüchtigkeit. Ohne seine poetische Befähigung hätte sich Varnhagen niemals das Feld erobern können, auf dem er unbedingt als der Erste der deutschen Nation dasteht. In der Folge aber werde ich seinen Lebensgang kürzer fassen und nur die hauptsächlichsten Pfade verfolgen dürfen, die er noch zu durchschreiten hatte. Jetzt war er der in Blüte stehende Obstbaum und in Bälde werden wir ihn reich mit den stolzen Früchten prangen sehen, an welchen wir unser Herz erquicken dürfen.

Mit der vorerwähnten zugleich erschien in Hamburg noch eine andere Denkschrift; „Hanseatische Angelegenheiten", worin Varnhagen der Freiheit des Handels mächtig das Wort redet. Ein Jahr später vervollkommnete er seine historische Erstgeburt und schuf daraus die „Geschichte der Kriegszüge des Generals von Tettenborn, in den Jahren 1813 und 1814," (8vo. Tübingen bei Cotta, 1815). Trat er in den beiden vorgenannten Schriften vertheidigend, argumentativ auf, so wurde er hier der darstellende Historiker. Indessen sollten noch einige andere Ereignisse vorhergehen, die ihn zunächst beschäftigten.

Als mit der Schlacht von Leipzig das Schicksal Napoleons und des französischen Heeres vorläufig besiegelt war, da kehrte Varnhagen nach Berlin zurück, wo er nunmehr definitiv in den preußischen Staatsdienst eintrat. Ich übergehe dabei seine Begleitung des siegreichen Heeres im Gefolge des Staatskanzlers Hardenberg nach Paris und die dortigen Ereignisse, denn Varnhagens Antheil erscheint hier noch in zu unbedeutendem Lichte, um einer eingehenden Analyse zu bedürfen. — Von Paris kam er im Frühjahr 1814 wieder nach Berlin, wo er sich nunmehr mit seiner geliebten Braut, Rahel Levin Markus, vermählte und so den Liebesbund für die Dauer des Lebens knüpfte. Ihre Flitterwochen sollten aber nur kurze Zeit währen, denn schon rückten die Tage des Wiener Kongresses heran, auf welchem er als Glied der preußischen diplomatischen Gesandtschaft wirkte, an deren Spitze der Staatskanzler Hardenberg und der Minister Wilhelm von Humboldt standen. Während des Kongresses arbeitete er in Hardenberg's Kabinete, wo er mit dem Geheimen Staatsrath Stägemann, dem „Tyrtäus" des preußischen Heeres, zusammenkam, mit Barthold G. Niebuhr, mit dem gewiegten Statistiker Staatsrath Hoffmann, dem Staatsrath Jordan, dem mit großer Schärfe und Festigkeit begabten Grafen von Flemming, dem Rath Zerboni di Sposetti, dem Hofrath Bartholdy und Anderen, die als die geistige Arbeitskraft der preußischen Diplomatie einen wohlverdienten Ruf errungen haben.

Die Hauptpunkte, um die es sich hier für Preußen handelte, waren die Erweiterung des preußischen Gebietes und eine Regelung des staatlichen und volksthümlichen Zusammenhanges Deutschlands. Für eine liberale Schlichtung der deutschen Sache traten sämmtliche Glieder des preußischen diplomatischen Korps ein, welche von dem hannöverischen Gesandten, dem Grafen Münster, und Jakob Grimm, der Kurhessens Angelegenheiten vertrat, lebendig unterstützt wurden. Sie konnten jedoch nicht durchdringen, da, wie Rotteck sich ausdrückt, in Bezug auf die idealen Interessen oder die allgemeinen politischen Prinzipien, bei deren Verhandlungen nur die Repräsentanten der einen Partei (die Fürsten) die berathende wie die entscheidende Stimme hatten, nichts auszurichten war. Es ist wahr, die ganze deutsche, bezw. die Prinzipienfrage, wiewohl sie auch in den Vorberathungen und Außenposten fleißig besprochen wurde, zu den inneren Verhandlungen ist sie nie vorgedrungen, so sehr auch Männer wie Jakob Grimm, Graf Münster, Wilhelm von Humboldt und Andere, und hinter diesen stehend Stägemann, Niebuhr, Varnhagen u. s. w. auch darauf dringen mochten. Das Volk hatte eben keine, die Fürsten allein nur Stimme.

Was die preußische Sache anbetraf, so gestaltete sich diese viel günstiger, obwohl auch nicht so erfolgreich, wie man allgemein annahm, daß sie hätte sein sollen. Das konnte aber nur in Bezug auf die vollständige Einverleibung des Königsreichs Sachsen in Preußen gemeint sein, denn Preußen erweiterte sein Gebiet nach Westen durch die Annexation der Rheinprovinz und Westphalen, und nach Norden und Osten durch die des Großherzogthums Posen nebst Danzig, wie ihm denn auch die größere Hälfte des Königreichs Sachsen zugesprochen wurde. Die Einverleibung Sachsens war besonders Varnhagen und Niebuhr übertragen worden, von denen jeder für die preußischen Ansprüche eine Denkschrift ausarbeiteten. Diese traten, Niebuhr's mit seinem Namen versehen, Varnhagen's anonym, zugleich mit einer dritten, als deren anonymer Verfasser der Minister Eichhorn genannt wurde, (sowie einer vierten auf königlich sächsischer Seite: „Stimme deutscher Patrioten für Sachsen und dessen König",) an's Licht. Varnhagen's Schrift führte den Titel: „Deutsche Ansichten der Vereinigung Sachsens mit Preußen" (gr. 8vo. Deutschland — Cotta in Stuttgart — 1814). Die Schriften erschienen quasi post festum, denn die sächsische Angelegenheit war, wenn auch nicht der That, so doch dem Geiste nach bereits entschieden. Durch Rußlands Forderung, welches ganz Polen für sich beanspruchte, was Preußen und Oesterreich nicht zugeben wollten, weshalb Rußland auch gegen die Einverleibung des gesammten Sachsens Einsprache erhob, in die Oesterreich beipflichtete, zerfiel die Sache, und Sachsen wurde getheilt, indem die herzoglichen Provinzen Preußen zuerkannt und dem König von Sachsen noch ein kleines Reich gelassen wurde. Varnhagen's Denkschrift erhielt indessen von vielen Seiten Lob gespendet. Außerdem gab

er im Anfang des Jahres 1815 noch für den freisinnigen Abgeordneten der Schweiz, Dr. J. P. V. Troxler, in Wien eine Schrift heraus: „Ueber die Schweiz, von einem schweizer Vaterlandsfreunde", wodurch sich Varnhagen bei dem liberalgesinnten Element in der Schweiz einige Achtung erwarb. Auch darf hier nicht unerwähnt bleiben, daß Varnhagen auf Stägemann, der im Auftrage des Kanzlers Hardenberg die Verordnung vom 22. Mai 1815 ausarbeitete, worin der König Friedrich Wilhelm III. eine Konstitution verhieß, nicht unbedeutenden Einfluß ausübte und thatsächlich an dem Geist dieser Verordnung großen Antheil hatte. So strebte der Diener des Königs zugleich für das Interesse des Volkes — war er doch ein Volksmann im reinen Sinne des Wortes, wie es sich durch seine posthumen Schriften ja hinlänglich herausgestellt hat.

Wir müssen aber auch in die gesellschaftliche Welt, die mit dem Wiener Kongreß zusammenhing, einige Blicke werfen. — Varnhagen's Gattin war, nachdem dieser in Wien für eine angemessene Wohnung gesorgt hatte, dorthin gekommen. Um ihren Haushalt sammelte sich sofort einer der geistreichsten Kreise der Kaiserstadt. Fürsten, Grafen und Höflinge aller Art suchten bald das Heim des liebenswürdigen Paares auf, wo häuslicher Herd zum Ausruhen von den Staatssachen und zugleich zu freierem Besprechen derselben einlud. So konnte es nicht fehlen, daß bald auch Rahel unwillkürlich der Mittelpunkt einer lebhaften Geselligkeit geworden war. Diese war jedoch mit keiner andern zu vergleichen und sowohl in ihrer Richtung als in ihrer Zusammensetzung von eigenster Art. Hier wurde nichts vertreten und bezweckt, als das allgemein Menschliche und die freieste Betrachtung desselben. Damit ergab sich von selbst, daß ohne Ansehen der Person nur das Maß des Willens und der Fähigkeit, sich in jedem Element zu bewegen, den Antheil an denselben entschied. Stand und Namen kamen wenig in Betracht. Personen des höchsten und gar keines Ranges standen hier auf gleichem Boden.

Es ist für uns gewiß besonders interessant, daß Varnhagen in seinen Denkwürdigkeiten hier vor Allen eines Deutsch-Amerikaners gedenkt, des Dr. Justus Erich Bollmann aus Philadelphia. „Das besondere Denkmal, das ich ihm schon gewidmet [in Varnhagens vermischten Schriften nämlich, unter den Titeln: „Denkwürdigkeiten Justus Erich Bollmann's" und „Lafayette — Bollmann — Huger"], überhebt mich weiterer Angaben über diesen ausgezeichneten Mann, dessen Erscheinung in Wien bald wichtig wurde und Wirkungen hinterließ, die noch fortdauern. Dem litterarischen Forscher und Beobachter zu liebe", fährt Varnhagen fort, „muß ich aber noch die Merkwürdigkeit nachtragen, daß Bollmann, der über Paris frisch aus England kam und aus alter Gewohnheit, neben den Erfindungen und Leistungen der Gewerbe, auch die schöne Litteratur beachtet hatte, damals in Wien der Erste war, der von Lord Byron und Walter Scott sprach, ihre

Dichtungen pries und mittheilte. Mag von ihnen auch hin und wieder Jemand gewußt haben, der großen Welt waren sie noch unbekannt, und blieben es auch damals noch großentheils, da man für Dichter auch nachher noch Zeit genug zu haben glaubte." Bollmann war im Auftrage des Londoner Bankhauses Baring in Wien beim Kongreß anwesend und hatte nebenbei im Interesse Amerika's ein wachsames Auge auf die Verhandlungen und Vorgänge, die sich hier abspielten. Noch eine andere Episode verdient für uns, als Amerikaner, eine besondere Beachtung. Ich will sie hier mit Varnhagen's Worten wiedergeben:

„Einiger feinen und auserlesenen Gastereien muß ich hier erwähnen, zu welchen bisweilen Gentz (die rechte Hand Metternichs in der österreichischen Diplomatie) die Blüte der Gesellschaft bei sich vereinigte. Die vornehmsten und schönsten Damen, die angesehensten Staatsmänner und Tonangeber sahen es als eine Gunst an, von ihm eingeladen zu werden, und immer war auf die Anwesenheit und Unterhaltung solcher Personen zu rechnen, welche durch Geist, Seltsamkeit, Ruhm, Gewicht oder sonst einen Anreiz die Bedeutung des Tages hatten. Der Herzog von Weimar war nicht der letzte, solchen Genuß zu schätzen und zu suchen. Talleyrand verschmähte dergleichen Gelegenheiten nicht, neue Verbindungsfäden anzuspinnen. Humboldt gehörte mit jedem Recht hierher.

„Ich erinnere mich eines Mittags, wo der Graf und die Gräfin von Bernstorff, die Gräfin von Fuchs und viele andere Personen, die man zu sehen oder zu hören erfreut war, mit uns dort zu Tische saßen, aber die ganze Gesellschaft völlig verstummte, um einzig die Wunder zu vernehmen, welche Bollmann von den Vereinigten Staaten Nordamerikas zu erzählen hatte. Das ganze Land war uns durch den langen Seekrieg fremd geworden, noch fremder die Vorstellung eines solchen Freistaats, dessen Entwickelung das fabelhafte, ja schreckbare Beispiel zeigte, daß gemeine Bürger eine Macht und Größe aufzustellen vermögen, die wir in Europa immer nur mit Adel und Königen zu verknüpfen pflegen. Durch die Naivetät der Fragen eines anwesenden Diplomaten, dessen unermüdliche Wißbegier nie befriedigt werden konnte, wurde der Vortrag nach und nach ein vollständiger, mit schlagenden Beispielen ausgestatteter Kursus republikanischer Grundlehren und Vorbilder, wie man gerade hier, bei dem Monarchenkongresse, am wenigsten für möglich gehalten hätte.

„Gentz fühlte sich durch das Gewicht der Sache wie zerschmettert und beunruhigt wie bei einem Attentat, das in seiner Gegenwart versucht worden." (Der österreichische Diplomat hatte als wahres politisches Chamäleon bereits früher bei einem Wechsel der Farbe die republikanischen Prinzipien der Vereinigten Staaten vertreten und war später in das entgegengesetzte Extrem umgeschlagen. Es durfte ihm wohl das böse Gewissen dabei pochen, ob er nicht etwa darüber ertappt worden war und dies eine Attacke

auf den Handlanger Metternichs sei.) „Der gute Bollmann", fährt Varnhagen fort, „aber hatte kein Arg dabei; sein Sinn war weder für die Uebelstände der Freiheit, noch für die Vortheile des Königthums blind."

Ein Blitz und ein Donnerschlag zuckte und krachte in die Wiener Verhandlungen. Napoleon war von Elba zurückgekehrt. Der neue Krieg unterbrach die Diplomatie. Mit dem Unterzeichnen der Urkunde am 9. Juni 1815 hörte der Kongreß auf und Varnhagens Thätigkeit hatte in dieser Beziehung mit dem Ganzen ihren Abschluß erreicht. Das Gewebe war jedoch nicht mehr ganz, überall hingen die Fäden heraus, die Flickarbeit mußte aber auf eine spätere Zeit verschoben werden.

Obschon der Zustand der Dinge ein anderer geworden war, konnte doch der Volksgeist nicht sofort in die neue Bahn gelenkt werden. Die Kriegsrüstungen der Fürsten gingen aufs Neue gegen Napoleon — das Volk aber verfiel in den alten Ton, „Rache gegen Frankreich." Justus Gruner, Generalgouverneur in Düsseldorf, erließ Aufrufe und hielt Reden, die durch ihren Fanatismus erschreckten. Auch in Berlin gerieth der kriegerische Eifer auf dieser falschen, unsichern Bahn. Die Wortführer predigten Franzosenhaß. Die Fürsten aber wollten bloß den Ruhestörer wieder aus Frankreich vertreiben, nicht einen Krieg gegen die französische Nation führen, denn sie waren besorgt, daß die Wendung der Dinge dann zur Republik führen würde, die sie noch mehr fürchteten, als den korsischen Usurpator. Aber das Volk war nicht zu halten. Selbst Varnhagen wurde hingerissen; er selber sagt: „Ich hatte das Unglück, in dieser Zeit einen Aufruf zu schreiben, der fanatischer ausfiel, als ich es beabsichtigte, und von dem der General Graf Gneisenau 10 000 Abdrucke anfertigen ließ."

Varnhagen kehrte mit seiner Gattin nach Berlin zurück, mußte aber, als der Sieg über Napoleon in den Niederlanden errungen war, wieder mit Hardenberg und Wilhelm von Humboldt nach Paris. Die preußischen Diplomaten, Hardenberg und Humboldt, waren der Wiedereinsetzung der Bourbonen nicht günstig gestimmt, und Varnhagen und Stägeman übten in dieser Hinsicht nachhaltigen Eindruck aus. Auch Gneisenau und Grollmann hätten lieber gesehen, wenn man der noch in Thätigkeit befindlichen französischen Kammer freie Wahl gelassen hätte. Selbst der alte Blücher war der dreifarbigen Fahne nicht abhold; allein die Furcht der Fürsten vor dem Gespenst der Republik half die Restauration der Bourbonenherrschaft auf's Neue auf die Beine. Vertagen konnten sie den Sturz derselben, aber nicht auf immer verhüten. Fünfzehn Jahre später kam dieser Sturz, den Fürsten Deutschlands zur eigenen größten Gefahr, als der ins Faß eingesperrte Funke explodirte und die ihnen so sehr verhaßte und gefürchtete Revolution auch über den Rhein schleuderte.

Da für Varnhagen als Diplomaten, nach der kurzen Abmachung nicht viel zu thun war, so besorgte er Mittheilungen an deutsche Blätter, was

gern gesehen wurde, denn man hatte doch einige Besorgnisse, wie die nutzlose Kraftvergeudung im alleinigen Interesse der Bourbonenherrschaft vom Volke aufgenommen wurde. Zunächst mußte er dann mit Jakob Grimm dahin wirken, daß geraubte deutsche Handschriften und Kunstwerke wieder zurückerlangt wurden.

Aber auch die nun folgende Schmach Deutschlands, des zerfahrenen Deutschlands, der deutsche Bund, war ein Sprößling der Diplomatie dieser Zeit. Varnhagen war dagegen eingenommen, allein sein Einfluß reichte nicht weit genug. Er war zu sehr Preuße und Deutscher, und was die kleinen Fürsten fürchteten, war die Einheit Deutschlands, die kraftvolle Einheit des Volkes. Sie wollten die Einheit der Fürsten, nicht die des Volkes. Sehr vorsichtig sagt der Staatsdiener Varnhagen: „In unserem politischen Zustande ist hier ein wunder Fleck, welchen Herr Schaumann richtig aufgezeichnet hat, und dessen Heilung unsere Staatsmänner sich zur Aufgabe stellen mögen, die jedoch schwerlich als einzelne, sondern nur im Zusammenhange mit vielen andern gelöst werden kann! In dem bisherigen Entwickelungsgang des Bundeswesens ist nichts zu hoffen."

Nach Deutschland zurückgekehrt, ward er preußischer Ministerresident in Karlsruhe, wo er wirksam an der ständischen Verfassung mit Theil nahm, weshalb er im Sommer 1819 abberufen wurde. Eine Sendung als preußischer Bevollmächtigter nach den Vereinigten Staaten lehnte er ab, obwohl Alexander von Humboldt ihn zur Annahme derselben rieth. Seitdem lebte er, ohne Anstellung, mit dem Titel eines Geheimen Legationsraths meist in Berlin. Obwohl er sich nie ganz von der politischen Thätigkeit zurückzog, so bestand diese doch mit Ausnahme einer außerordentlichen Sendung an den kasseler Hof, nur in unoffizieller Theilnahme. Schon in Karlsruhe konnte er sich seiner Vorliebe, der Schriftstellerei, mit etwas mehr Muße widmen. Diese beschränkte sich indessen vorläufig auf Mittheilungen für verschiedene Journale politischen und sozialen Inhalts, sowie litterarische Beiträge für die „Augsburger Allgemeine" und die „Jenaische Litteraturzeitung." Außerdem gab er 1816 ein Bändchen „Vermischte Gedichte" heraus (Frankfurt bei Varentrapp), wie er ein Jahr früher bereits einen Band, „Deutsche Erzählungen", im Cotta'schen Verlag hatte erscheinen lassen, mit der Idee, durch diese das deutsche Nationalgefühl zu heben. Eine beabsichtigte und schon begonnene „Geschichte des Wiener Kongresses" unterbrach er wieder, weil er sich in nüchterner Stunde die Gefahr überlegte, die für ihn daraus erwachsen konnte. Später hat sein Freund und Genosse Schaumann diese, unter Varnhagen's Aufsicht, für „Raumer's historisches Taschenbuch" (1849) wirklich fertig gestellt.

Vom Staatsdienst frei, konnte er sich in Berlin ganz der Litteratur ergeben. Er ließ hier zuerst, wie bereits bemerkt, den „Angelus Silesius" erscheinen (1820), dem 1823 „Goethe, in den Zeugnissen der Mitlebenden"

folgte, ein Sammelwerk von Rezensionen, Briefen, Mittheilungen ꝛc. über Goethe. 1824 erschienen die drei ersten Bände seiner „Biographischen Denkmale", auch unter dem Titel „Preußische Biographische Denkmale" bekannt, welche die Lebensbilder der preußischen Kriegshelden, Graf Wilhelm zur Lippe, Graf Matthias von der Schulenburg, Freiherr Georg von Derfflinger, Fürst Leopold von Dessau, General Freiherr von Seydlitz und Fürst Blücher von Wahlstadt enthielten; außerdem war noch dem ersten Band das Leben des Abenteurers König Theodor von Corsika beigefügt. 1826 erschien der vierte Theil der „Denkmale", die Biographien der Dichter, Paul Flemming, Friedrich von Kanitz und Johann von Besser, sowie die der Königin Sophie Charlotte von Preußen, enthaltend, dem 1830 der fünfte Band, mit dem Leben des Grafen Nikolaus Ludwig von Zinzendorf, des Stifters der Herrnhuter Sekte, folgte. Im selben Jahre erschienen auch die „Denkwürdigkeiten des Philosophen und Arztes Johann Benjamin Ehrhard", bei Cotta in Stuttgart, die in der neuesten Ausgabe die Bände 9 und 10 der „Biographischen Denkmale" bilden. Von 1830 bis 1833 unterbrach er diese Reihe, indem er als Mitarbeiter an „Raumer's historisches Taschenbuch" wirkte, wofür er die folgenden Beiträge lieferte: „Graf Schlabrendorf, amtlos Staatsmann, heimathfremd Bürger, begütert arm. Züge zu seinem Bilde." (Band 3.); „Das Fest des Fürsten Schwarzenberg zu Paris im Jahre 1810." (Band 4); „Die Schlacht von Deutsch-Wagram, am 5. und 6. Juni 1809." (Band 7); „Aufenthalt in Paris im Jahre 1810." (Band 6, zweite Folge.)

Auch griff er in dieser Zeit noch einmal zur Schönlitteratur, indem er die Novelle: „Die Sterne und die Pfütticher" (Berlin 1831) veröffentlichte, die jedoch keinen besonderen Erfolg hatte. Ein litteraturhistorisches Werk: „Zur Geschichtschreibung und Litteratur; Berichte und Beurtheilungen aus den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik und anderen Zeitschriften gesammelt." (Hamburg 1833), war nur eine Zusammentragung seiner mannigfaltigen Kritiken und litterarischen Beiträge, die seit mehreren Jahren von ihm in verschiedenen Journalen veröffentlicht worden waren. Auch arbeitete er während dieser Zeit an der Abfassung der „Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens" und kleinerer historischer und biographischer Abhandlungen, die von 1843 – 1846 zu Leipzig in sieben Bänden erschienen sind.

Diese „Denkwürdigkeiten", die vorher schon (1837 – 1838) in einer ersten Auflage in 4 Bänden gedruckt waren (Mannheim bei Hof), dem sich 1840 noch ein fünfter Band (Leipzig bei Brockhaus) anschloß, durch Varnhagen's Nichte, Ludmilla Assing, nach des Verfassers Tode aber bis auf 9 Bände aus dem Nachlasse vermehrt wurden, sind nicht sowohl eine Selbstbiographie Varnhagens, als vielmehr ein großartiges, prächtiges Zeitbild aus dem reichen Leben des Autors. In hochanziehender Weise geschrieben, behandeln die „Denkwürdigkeiten" alle wichtigen Begebenheiten, jener so

ereignißreichen Zeit, die mit dem Ausbruch der französischen Revolution 1790 beginnt und etwa mit dem Ende der Bourbonenherrschaft in Frankreich schließt (1830). Es ist geradezu wunderbar, in welch reizender Fassung diese Denkmale eingekleidet sind, und staunenswerth, wie viele hervorragende Personen der damaligen Zeit durch Varnhagen's kritisch begabter Feder dadurch der Welt im Bilde und Karakterzuge erhalten wurden. Die Fülle der Gedanken, das Knappe des Stils, die eleganten poetischen Wendungen und überdies die klar zur Schau tretende Unbefangenheit und Wahrheit des Verfassers lassen uns in eine geistige Werkstatt schauen, wie sie in einem Volke selten mehr als einmal vorkommt. (Ich habe den Umriß des Lebensganges Varnhagen's zumeist aus den „Denkwürdigkeiten" entnommen und häufig Zitate daraus geliefert.)

Am 7. März 1833 starb Varnhagen's Gattin zu Berlin. Ihr Gemahl hat ihr ein prächtiges Denkmal mit einer umfangreichen Auswahl aus ihren Briefen und Schriften gesetzt durch das Werk: „Rahel, ein Buch des Andenkens für ihre Freunde." (Berlin 1833), das er im nächsten Jahre noch in einer neuen Auflage auf drei Bände erweiterte, welcher dann die „Gallerie von Bildnissen aus Rahel's Umgang," (2 Bände, Leipzig 1836) folgte. Nach Varnhagens Tode gab Ludmilla Assing noch aus dessen Nachlasse den „Briefwechsel zwischen Rahel und David Veit" (zwei Bände, Leipzig 1861) heraus.

Die Trauerzeit um den Tod seiner geliebten Rahel verbrachte er außerdem mit dem Ordnen und der Herausgabe von K. L. von Knebel's literarischem Nachlaß in 3 Bänden (Leipzig 1835 – '36, zweite Auflage 1840), wobei er von Theodor Mundt unterstützt wurde. Noch eine andere Liebesarbeit hat Varnhagen einem alten Freund verrichtet, indem er aus dem Nachlasse des Professors der Philosophie, August Ferdinand Näke in Bonn, dessen episches Gedicht: „Wallfahrt nach Sesenheim" herausgab (Berlin 1840).

Dann warf er sich auf's Neue auf die Abfassung von „Biographischen Denkmälern", und es erschienen nach einander: „Leben des Generals Hans Karl von Winterfeld" (Berlin 1836) und des „Feldmarschalls Graf von Schwerin" (Berlin 1841), die zusammen den 6. Theil der „Denkmale", „Leben des Feldmarschalls Jakob Keith" (Berlin 1844) und „Hans von Held, ein preußisches Karakterbild" (Leipzig 1845), die zusammen den 7. Band füllen, sowie „Leben des Grafen Bülow von Dennewitz" (Berlin 1853), welches den 8. Band der „Denkmale" bildet. Außerdem sind aus seiner fruchtbaren Feder noch 53 kleinere Biographien und Lebensskizzen hervorgegangen, die mit den ziemlich umfangreichen Abhandlungen über Goethe und mehreren Mittheilungen über Rahel die drei Bände der „Vermischten Schriften" füllen (Leipzig 1859). Diese sind posthum erschienen, obwohl sie bereits vor seinem Tode in den Druck gegeben waren. Die

„Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens", bedeutend vermehrt aus dem Nachlaß (6 Bände), sowie die „Biographischen Denkmale" (10 Bände) und die „Vermischten Schriften" (3 Bände), sind von Varnhagen's Nichte, Ludmilla Assing, unter dem Titel: „Ausgewählte Schriften von K. A. Varnhagen von Ense", bei Brockhaus in Leipzig (1871 – '76) in 19 Oktav Bänden neu herausgegeben worden. Sie bilden die eigentliche Schatzkammer des großen Prosaikers, den man, wegen des überwiegenden biographischen Inhalts seiner Arbeiten nicht mit Unrecht den „Deutschen Plutarch" genannt hat. Bessere, klarere und schönere Prosa, immer geistreich, immer voller tiefer Gedanken, hat wohl kein deutscher Schriftsteller bisher geschrieben als Varnhagen von Ense, und Humboldt hat gewiß Recht, wenn er sagt, daß ihm Sinn, zarte Sitte und Anmuth der Rede eigen seien.

Bevor ich den Lebensabschluß des großen Geschichtschreibers zu Ende bringe, muß ich noch eine romantische Episode erwähnen, die er selber geschildert hat, und obwohl schon 1836 vollendet, erst nach seinem Tode durch Ludmilla Assing den „Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens" hinzugefügt wurde. Es ist dies Varnhagen's Verhältniß zu der schönen, geistreichen Mariane Saaling. Schon 1804 hatte er sie als blühende Jungfrau, die für eine der ersten Schönheiten Berlin's galt, in dem Cohen'schen Kreise kennen gelernt. Sie war die Anmuth und Liebenswürdigkeit selber, und Varnhagen wurde von vielen Seiten als ihr begünstigter Liebhaber beneidet. Ihre Wege trennten sich jedoch, wenn man sich auch überall im Vertrauen zugeflüstert hatte, sie seien Verlobte. Als aber im Jahre 1808 Varnhagen Rahel kennen lernte, da verdunkelte der hohe Geist dieser die blendende Schönheit Marianens, obwohl ein Altersunterschied von fünfzehn Jahre zu Gunsten der Demoiselle Saaling, auch die Vermögensverhältnisse zu ihrem Vortheile waren.

Varnhagen heirathete Rahel, Mariane blieb ledig. Man raunte sich gegenseitig zu, Mariane sei tief gekränkt in ihrer Seele über diese Verschmähung gewesen, denn sie habe Varnhagen vom Grunde ihres Herzens geliebt. Nach dem Tode Rahel's knüpfte sich das Verhältniß mit Marianen wieder an und sie verlobten sich. Diese Verlobung wurde jedoch wenige Wochen später durch Marianen gewaltsam und erst nach längerem Widerstreben seitens Varnhagen's wieder gelöst. Sie hatte indessen zu einem weithingehenden Klatsch Veranlassung gegeben, über den beide Parteien jedoch beharrlich schwiegen. Als aber beide gestorben waren, und keine persönlichen Gefühle mehr dadurch verletzt werden konnten, der Tod alle Dissonanzen gelöst und die Personen zu poetischen Gestalten erhoben hatte, wie sich Ludmilla Assing ausdrückt, da verleibte diese, als Vermächtniß ihres Oheims und in dessen Auftrage handelnd, auch die Aufzeichnung desselben über jenes Verhältniß, nebst noch manchen andern Sachen, den Denkwürdigkeiten seines Lebens ein.

Nicht ohne tiefes Mitgefühl kann man das Verhältniß Varnhagens zu Marianen Saaling lesen. Wir stehen gleichsam vor einem psychologischen Räthsel. Es waren zwei entgegengesetzte Pole, die sich zwar wechselseitig angezogen fühlten, aber unwillkürlich wieder von einander abstießen. Varnhagen hat diese gemischten Gefühle von Annäherung und Entfremdung, von Liebe und Entsagung mit seiner gewohnten Meisterschaft gezeichnet. Dieses Bild war nicht für die Welt bestimmt, so lange Mariane, so lange er selber noch lebte. Es ist zu bedauern, daß zwei geistig so hochstehende Personen nicht vereint die Schlußtage ihres Daseins wandeln konnten; daß die Brücke nicht gefunden ward, welche die unübersteigliche Kluft für beide dauernd verband. — Räthsel, dein Name ist Weib!

Bei dieser Gelegenheit tauchen auch noch zwei andere Gestalten wieder auf, die des Herrn und der Madame Bouché, die an und für sich zwar nur untergeordnete Bedeutung hier haben, aber doch für uns Cincinnatier von einigem Interesse sind, indem die beiden alten Leute ihre Tage in dieser Stadt beschlossen. Varnhagen erwähnt ihrer vielfach in seinen „Denkwürdigkeiten." Bouché war Botaniker und der Besitzer einer schönen Gartenanlage bei Berlin, womit er nebenbei eine Restauration und Gartenwirthschaft verband, wo nur die angesehensten und höchsten Kreise Berlins verkehrten. Hier kamen auch Varnhagen und sein Freundeskreis regelmäßig in den Sommermonaten hin, und hier war ebenfalls der Erholungsplatz der Brüder Humboldt, Mendelssohn Bartholdy's und seiner Eltern, Fichte's, später auch Hegel's und vieler Anderen. Ich erwähne das nur so im Vorübergehen, weil Varnhagen den Bouché'schen Garten als den Verlobungsort mit Marianen Saaling bezeichnet, bei welcher die Gräfin York und der Universitätsprofessor Gans anwesend waren. Der Strudel der politischen Bewegung Mitte der dreißiger Jahre riß auch Bouché mit sich fort und er vertauschte dann Berlin mit der neuen Welt, bzw. Cincinnati, wo die beiden Eheleute, die als unzertrennliches Paar uns älteren Bewohnern noch lange bekannt und von uns allgemein geachtet waren, bis in die fünfziger Jahre lebten. Es waren gebildete Leute. Wenn mir recht erinnerlich ist, sind sie beide hier gestorben, wenigstens wurde Herr Bouché, der zuerst starb, auf dem protestantischen Kirchhof auf Walnut Hills begraben. Eine interessante Karakterstudie der unzertrennlichen Eheleute, die man niemals einzeln sah, befindet sich im 4. Jahrgang des „Deutschen Pioniers", Januar Nr. 1873.

Ich übergehe die von Varnhagen während seines Lebens noch veröffentlichten kleineren Schriften *) und eile dem Ende zu. Varnhagen stand mit den besten seiner Zeitgenossen in mehr oder minder naher Verbindung, in Briefwechsel, in Freundschaft. Er starb plötzlich am 10. Oktober 1858 zu Berlin, kaum ein halbes Jahr vor dem Hinscheiden seines intimsten Freundes, des großen Alexander von Humboldt, tief betrauert von der gan-

zen wissenschaftlichen Welt Deutschlands, der er mit seinen Schriften so außerordentlich wesentliche Dienste geleistet hat. Nach seinem Tode erschienen, herausgegeben von seiner Nichte Ludmilla Assing (einer Tochter seiner Schwester; — Ludmilla soll gegenwärtig in Hoboken bei New York wohnen) noch eine ganze Reihe nachgelassener Werke, die seiner Zeit in Deutschland, sowie der litterarischen und politischen Welt überhaupt großes Aufsehen erregt haben, darunter die berühmten „Briefe Alexander's von Humboldt an Varnhagen," aus den Jahren 1827 bis 1858 (bereits in zahlreichen Auflagen, auch in Amerika, gedruckt). Schon dieses Buch, das Frl. Assing als eine Art von Vermächtniß der beiden großen Dahingeschiedenen herauszugeben sich berufen fühlte, zog ihr manche Unannehmlichkeiten und eine heftige Anfeindung, besonders der preußischen Hofkreise zu, denn in den Briefen waren in vertraulichem Geplauder rücksichtslos alle Schwächen und Ungereimtheiten, sogar die Privatskandale des Berliner Hofes und Ministerkreises, ausgetauscht worden. Einer noch größeren Anfeindung setzte sich Frl. Assing durch die Herausgabe der „Tagebücher von K. A. Varnhagen von Ense" aus. (14 Bände, — 1 bis 6, Leipzig 1861 – '62; 7 und 8, Zürich 1865; 9 bis 14, Hamburg 1868 – '70.) Ludmilla wohnte um diese Zeit bis 1866 in Florenz, Italien. Ende 1862 ward gegen sie in Berlin ein Prozeß wegen „Verletzung der Ehrfurcht gegen den König, Beleidigung der Königin ꝛc." eingeleitet, besonders in Bezug auf die Bände 3 und 4 der Tagebücher, die auch in Preußen verboten wurden, und sie ward zu einer achtmonatlichen Gefängnißhaft verurtheilt. Noch eine zweite Anklage in Bezug auf Band 5 und 6, wegen einer Reihe ähnlicher Vergehen, endete mit einer Verurtheilung zu weiteren zwei Jahren Gefängnißstrafe. **) Sie entging der Strafe nur durch ihre Abwesenheit in Italien, und als sie sich auch dort nach dem Kriege von 1866 nicht mehr sicher fühlte, siedelte sie nach Amerika über. ***) Sie hatte vorher von Florenz aus auch aus dem Nachlasse ihres Oheims noch die nicht minder Sensation erregenden „Blätter aus der preußischen Geschichte von K. A. Varnhagen von Ense", in fünf Bänden (Leipzig 1868 – '69) herausgegeben.

In diesen, wie in den „Tagebüchern", tritt uns Varnhagen in einer neuen Gestalt entgegen. Freilich sind sie, nicht für den Druck bestimmt, auch nicht so fein und glatt polirt und formvollendet, wie seine während des Lebens veröffentlichten Schriften. Dennoch sind sie gewandt in der Fassung und durchaus präzise und konkret in der Darstellung. Sie sind in der That das äußerst genau geführte Protokoll aller Welterereignisse jener aufgeregten Zeiten, die Varnhagen miterlebte und die ihm, nahe an der Quelle der höheren und höchsten Politik Preußens und Deutschlands lebend, wie keinem Andern zu Gebote standen. Wenn man sie liest, so sieht man erst recht klar, wie weit doch die Volksfreiheit, bei allen noch bestehenden Mängeln, seit jenen Tagen vorwärts geschritten ist. Man staunt förmlich, wie

es möglich war, daß sich ein Volk alles das gefallen lassen konnte, was in jenen Zeiten die Fürsten und Höflinge über es verhängten. Treubruch, Verrath, Unterdrückungen jeglicher Art, Einkerkerungen und selbst Morde paarten sich mit schamloser Willkür und gemeinen Intriguen, um nicht der lüsternen Frivolitäten und Skandale zu gedenken, in welchen sich die Höfe und ihre Günstlinge förmlich wälzten. Die Klarheit, Bündigkeit und positive Genauigkeit der Angaben, lassen keine Zweifel an der strengen Wahrheit der von Varnhagen mitgetheilten Thatsachen aufkommen. Wir aber dürfen uns freuen, daß wir doch in freieren Zeiten und in einem freieren Lande leben, und das Andenken des Mannes ehren können, der nicht bloß der Plutarch, sondern auch der Tacitus der neueren deutschen Geschichte war, denn ohne seine Schriften wird kein Historiker in Zukunft die Kultur- und Sittengeschichte unserer Tage und unseres Volkes schreiben können!

Anmerkungen.

*) Um den Lesern dieser Denkschrift eine vollständige Liste aller Schriften Varnhagen's zu liefern, mögen die nicht im Text genannten hier aufgezählt werden:

1. Denkwürdigkeiten des Freiherrn Achatz Friedrich von der Asseburg. Aus den in dessen Nachlaß gefundenen handschriftlichen Papieren bearbeitet von einem ehemals in diplomatischen Anstellungen verwendeten Staatsmanne. Berlin 1842.
2. Karl Müller's Leben und kleinere Schriften. Berlin 1847.
3. Schlichter Vortrag an die Deutschen. Berlin 1848.
4. K. A. Varnhagen von Ense's Briefe an eine Freundin, aus den Jahren 1844 bis 1853. Hamburg 1860.
5. Briefwechsel zwischen Varnhagen von Ense und Oelsner, nebst Briefen von Rahel. Herausgegeben von Ludmilla Assing. 3 Bände, Stuttgart 1865.
6. Biographische Portraits. Nebst Briefen von Koreff, Klemens Brentano, Frau von Fouqué, Henri Campan und Scholz. Aus dem Nachlasse Varnhagen von Ense's. Leipzig 1871.
7. Friedrich von Gentz' Tagebücher, aus dem Nachlasse von Varnhagen von Ense. 4 Bände, Leipzig 1873 – 1874.

**) Ich hatte diese Abhandlung über Varnhagen sogleich als Manuskript in Broschürenform drucken lassen und an meine Freunde gesandt,

was zu einer lebhaften Korrespondenz führte, von welcher ich nur zwei Briefe besonders nennen will: den einen von Professor Philipp Valentini in New York († 1899), der, wie er schreibt, ein Verwandter der Ludmilla Assing war und Varnhagen sehr wohl gekannt habe, und auch mit vielen in der Broschüre genannten Personen bekannt gewesen sei; sowie den nachfolgenden interessanten Brief von Gustav Körner, welcher von 1861 bis 1865 Vereinigte Staaten Gesandter am spanischen Hofe in Madrid war, hervorheben will. Der Brief Körner's lautet:

Belleville Ill. den 5. März 1885.

Mein werther Herr Rattermann.

Durch Zusendung der verschiedenen Broschüren haben Sie mir eine große Freude gemacht. Im „Pionier" hatte ich zwar schon Manches davon gelesen, allein der Einzelabdruck ist doch immer vorzuziehen.

Besonders interessirte mich Ihr Memorial über Varnhagen von Ense. Ich habe fast Alles von ihm gelesen, und stets seinen ganz vortrefflichen Styl, ganz nach Goethe gebildet, doch diesen an Lebhaftigkeit und Glanz der Farbe übertreffend, bewundert. Fast in allen Schriften von Varnhagen, die sich mit Männern der neueren Zeit beschäftigen, finde ich Charaktere, die ich entweder persönlich kannte, oder mit denen mein Vater sehr befreundet war und durch den ich sie schildern hörte. So z. B. habe ich Metternich mehrmals gesehen, Clemens Brentano, Hitzig, Freiherrn von Stein, Arndt, Jahn, Goethe selbst, Eichstädt, Luden, Blücher, Gneisenau und Friedrich Wilhelm III. Mein Vater kannte Varnhagen sehr gut, die Gebrüder Boisserées, Willemer und die „Suleika" (Frau von Willemer), Schlosser, [Dr.] Paulus, Izstein, Welcker, die ganze Homburger Landgrafen-Familie, die ich auch selbst persönlich kannte. Genug, tausende von Namen und hunderte von Orten, die von ihm erwähnt werden, klingen mir vertraulich an. Schelling, den er so sehr zermalmt, war mir ein Freund in Mühsal, besuchte mich auch im Gefängniß, und schrieb meiner Mutter einen sehr schönen Trostbrief nach Frankfurt.

Hinsichtlich seiner Tagebücher bin ich nicht völlig Ihrer Meinung. Theile derselben sind so sorgfältig und ganz gefeilt geschrieben, daß er gewiß auf deren Veröffentlichung hoffte. Ludmilla Assing hat ihm einen schlechten Gefallen gethan, daß sie Alles druckte, was er für sich allein schrieb, und von welchem Vieles, sehr Vieles ohne Interesse ist, und ihn auch bloßstellt, indem sich unleugbar darin eine außerordentliche Eitelkeit zeigt. Trotz allen Protestierens sieht man, wie er sich, der Parvenue, höchst geschmeichelt fühlte, von hohen Personen ausgezeichnet zu werden. Sorgfältig registrirt er die (oft hohlen) Complimente, welche ihm von Majestäten, Hoheiten, Durchlauchten, Excellenzen u. s. w. gemacht worden seien. Bei ihm fing doch auch eigentlich der Mensch erst beim Baron an.

In seiner Art liberal, war er ein Mann von außerordentlicher Voraussicht. Auf jedem Blatt vor 1848 und seit 1830 sagt er in Deutschland und Europa überhaupt die Revolution voraus. Wäre er nicht ein doch überaus ehrenhafter Charakter, so könnte man fast glauben, er habe prophezeit n a ch den Ereignissen. Allein seine Correspondenz zur Zeit mit Anderen, welche gleiche Propheten-Gabe verräth, läßt diesem Gedanken keinen Raum.

Diese Tagebücher, d. h. die ersten bis damals erschienenen 4 Bände, las ich zuerst in Madrid 1863 im Januar, und wie ich dazu kam war merkwürdig. Eines Morgens besuchte ich den preußischen Gesandten, Graf von Galen, ein Ultramontaner erster Klasse, loyal vom Scheitel bis zur Zehe, vom ältesten Westphälischen Adel, aber doch im Ganzen eine gemüthliche Westphalen-Natur. Unter der Aufsicht seiner Frau, einer Gräfin von [der] Asseburg, ebenfalls aus einem der ältesten Geschlechter, ließ er jeden Herbst ein großes Faß Sauerkraut einmachen, und an jedem Sauerkrauttag war der Russische Gesandte, Fürst Wolkonski, bei ihm zu Gaste. Er (Graf Galen) erzählte mir dies selbst und meinte, ob ich nicht einmal auch dies herrliche Gericht bei ihm einnehmen wollte. Ich erstaunte ihn nicht wenig, als ich ihm sagte, daß in mehreren Delikatessen-Handlungen in Madrid man das herrlichste Sauerkraut den Winter hindurch kaufen könne, garnirt mit Bratwürstchen, welche so gut wie die Frankfurter und Nürnberger seien, und daß wir schon mehrmals uns an diesem vaterländischen Gericht delectirt hätten.

In der Unterredung [eines Tages] kam, ich weiß nicht wie, die Rede auf den Champagner-Fritz (Friedrich Wilhelm IV.). Er hielt ihn sehr hoch, sei ein edler, herzlicher Mensch gewesen, voll von Liebe zu seinem Volk u. s. w. Leider habe man ihn vielfach verkannt. Ich war natürlich reservirt, bemerkte indeß, er sei ein genial angelegter Mensch gewesen.

„Ja, freilich", bemerkte der Graf sehr naiv, „da haben Sie recht, eben das war sein Unglück, ein Regent darf keinen Geist haben."

„In englischen Zeitungen", erwähnte ich, „habe ich über ein Buch gelesen, was gerade die Regierungszeit des verstorbenen Königs behandelt, und außerordentliches Aufsehen gemacht haben soll, die „Tagebücher Varnhagen von Ense's."

„Ja", sagte Galen, „es ist aber sogleich verboten worden. Es ist ein scandaleuses Buch."

Nach einiger Zeit sagte er: „würden Sie das Buch vielleicht gern lesen? Sie scheinen sich sehr für unsere europäischen Verhältnisse zu interessiren."

„Freilich!" antwortete ich.

Darauf zog er einen Schlüssel aus der Tasche, schloß ein Pult auf und sagte: „Da ist es, ich will es Ihnen heute noch zuschicken. Aber um Gotteswillen, lassen Sie es Niemand anders sehen und verrathen Sie Keinem, daß Sie es von mir bekommen." — Natürlich versprach ich, das Geheimniß zu bewahren.

„Und wissen Sie auch, wie ich zu dem Buch gekommen bin?" [fuhr der Graf fort.] „Letzten Herbst war ich in Paris und traf mit Graf Bismarck zusammen. Er sprach mir von den Tagebüchern, von denen ich noch nichts gehört hatte, und sagte, „Es ist ein verruchtes Buch, aber lesen muß man's, lesen muß man's! In Deutschland ist es verboten, aber Sie können es hier in der deutschen Buchhandlung von Trübner und Würz kaufen." So that ich denn auch."

Galen kam später als Gesandter nach Belgien, wollte aber im Kulturkampf Bismarcks nicht pariren und wurde kalt gestellt.

Ich las das Buch mit wahrer Wollust, wie Sie sich wohl denken können, und habe die späteren Bände hier [in Belleville] gelesen, in unserer „Deutschen Bibliothek", welche jetzt in der "Public Library" [von Belleville] aufgegangen ist.

Der Rest des Körner'schen Briefes behandelt andere Gegenstände.

***) Ludmilla Assing ist, seitdem vorstehende Denkrede von mir gehalten wurde, in Hoboken, N. J., gegenüber der Stadt New York, gestorben. Eine jüngere Schwester, Ottilie Assing, wohnte in Sacramento, Cal., wo auch sie vor mehren Jahren gestorben ist.

Ludwig Börne.

Denkrede gehalten bei Gelegenheit der Feier zur Erinnerung des 50jährigen Todestages Börne's.

Abgehalten in der Central Turnhalle in Cincinnati,
den 12. Februar 1887.

Bedrängte Zeiten und Zustände bringen Helden und Staatsmänner hervor; Verirrungen auf den Gebieten der Litteratur, Philosophie und Kunst gebären Kritiker. So war es selbstverständlich, daß der litterarischen und künstlerischen Zopfperiode des vorigen Jahrhunderts ein Lessing erstehen mußte, um mit dem Spaten der gründlichen Prüfung und der Läuterung die verwilderten Felder des Geistes vom Unkraut zu säubern; und in dem von diesem größten Kritiker Deutschlands gereinigten Weinberge sehen wir die goldenen Früchte der deutschen Klassik zur Reife gedeihen, an welchen sich noch heute die ganze gebildete Welt erfrischt.

Aber die Sonnen des Geistes gehen auf und gehen wieder unter, und nach jener Hochflut auf allen Gebieten der Kunst und Litteratur folgte auf's Neue eine Ebbe, die abermals zu einer Verflachungsperiode drängte. An dieser waren sowohl die politischen Zustände Deutschlands damals schuld, als auch die Sucht der kleinen Geister, deren armseliger Genius kein Zutrittsbillet zu dem hohen Tempel der wahren Kunst hatte, und die nun in absurden Versuchen, sich eigene Tempel zu konstruiren, herumvagirten. Wir kennen jene Epoche der Verirrungen, die mit dem Niedergang der französischen Revolution ihren Anfang nahm und in der Reaktion, die mit dem Sturz Napoleons (1815) eintrat, sich voll entwickelte.

Der Boden, welcher den Samen dieser unschönen Frucht günstig aufnahm, war der durch die langen Kriege verwilderte Volksgeist; und die Regierungen unterstützten nicht nur, sie erzwangen vielmehr die Bebauung dieser Aecker mit dem ihren Interessen zusagenden schlechten Getreide. Kein freiheitliches Körnchen durfte gesäet werden. Indifferente Produkte mußten jede selbstständige Regung unterdrücken. Statt Bäume, die zum freien, lichten Aether streben, wurde nur solches Gestrüpp erlaubt, das unter dem Schatten der Throne gedieh. Nur so läßt es sich erklären, daß die Schicksalsdichter und die in entfernte Zeiten und Länder streifenden Romantiker über das wirkliche Leben, das Volksherz, den Sieg davontragen konnten.

Mehr und mehr verließen die Epigonen den klassischen Boden ihrer Vorgänger, und die wenigen Nachklassiker, wie Hölderlin, Pyrker und zum Theil wenigstens auch Ernst Schulze verhallten und vergingen im Strudel der Zeitrichtung, wurden anfänglich übertönt von dem Lärm der Freiheitsdichtungen, und als diese mit der Erlösung Deutschlands aus der Franzosenherrschaft ihr Ziel erreicht, zugedeckt von dem Wust der neuen Mode, womit die Schicksalstragöden die deutsche Muse umhüllten. Das war eine traurige Zeit, in die freilich noch einige wenige Größen aus der klassischen

Periode hineinragten, wie Goethe und Jean Paul, welche wie Thürme aus der Hochflut der Versumpfung am Horizont emporragend, die Wahrzeichen untergegangener Größe bildeten. Wohl dachte und dichtete man damals auch, wohl gab es Karaktere, die schriftstellerten, aber keine Schriftsteller, die sich zu Karakteren herausbildeten. Wie in der Vor-Lessingschen Zeit fehlte es an der Stimme des Rufenden in der Geisteswüste, die dem Volk die Oede und Hohlheit seiner litterarischen Welt verkündete. Aber auch dieser sollte erstehen, und er erstand in dem Mann, dessen vor nunmehr fünfzig Jahren erfogten Tod wir heute Abend wieder in Erinnerung rufen. Möge ein Bild seines Lebens und seines Wirkens das Andenken eines der begabtesten Kritiker des deutschen Volkes würdig feiern.

Ludwig Börne (eigentlich Löb Baruch) wurde am 22. Mai 1786 in der Stadt Frankfurt am Main von israelitischen Eltern geboren. Sein Vater, ein angesehener und kluger Finanzmann, war Vorsteher der jüdischen Gemeinde in Frankfurt, besaß infolge seines scheinbar streng orthodoxen Wesens das volle Vertrauen seiner Glaubensgenossen und wurde von diesen als Mitglied der bekannten Kommission gewählt, welche die Juden Frankfurts im Jahre 1814 an den Wiener Kongreß sandten, um die Sicherstellung ihres Bürgerrechts zu wahren, das sie wenige Jahre früher für 400,000 Gulden erworben hatten. Wenn ich sage, daß Börne's Vater scheinbar orthodox war, so hat diese Behauptung gewiß guten Grund, indem sein späteres Verhalten dem Sohne gegenüber, als dieser in christliche Erziehungsanstalten kam und schließlich zum Christenthum ganz übertrat, keineswegs den starren Judaismus an den Tag legte, den man gewöhnlich bei diesem hartnäckigen Volke voraussetzt; während andererseits die anfänglich zur Schau getragene Aengstlichkeit, womit er ihn beim Bezug der verschiedenen Lehranstalten immer wieder in jüdische Familien einzuhegen pflegte, gewiß bei einem so gewiegten Menschenkenner wie Jakob Baruch nur eine Aeußerlichkeit sein konnte, hinter welcher er seine Liberalität verbarg, damit er den Einfluß auf die jüdische Haute-Finance nicht verlieren möchte. Börne selber äußerte sich einmal über seinen Vater: „Er hat zu viel Verstand für seine Stellung", womit er anzudeuten scheint, daß sein Vater sich den Verhältnissen anzupassen pflegte, weil ihm das vortheilhaft dünkte. Diesen Unternehmungsgeist war er bemüht auch in dem Sohn zu wecken, und da ihm das nicht nach Wunsch gelang, so erklären sich die von Zeit zu Zeit eingetretenen Spannungen zwischen Vater und Sohn, und die sich mehrfach wiederholenden Versuche des ersteren, die jugendliche Entwickelung des Sohnes zu hemmen und in genehmere Bahnen zu lenken.

Der junge Börne sollte, wie auch seine beiden Brüder, zwischen welchen er dem Alter nach in der Mitte stand, streng orthodox erzogen werden. Ueberhaupt wurde er in der Familie, in welcher sich nach der damaligen jüdischen Sitte, noch ein weiblicher Hausgeist, eine alte Ella, als Haushäl-

terin befand, die gegen ihn, den minder schönen der drei Knaben, eine Abneigung hatte, wie eine Art Aschenbrödel behandelt, wodurch sich bei dem kleinen Löb ein verschlossenes, scheues Wesen herausbildete. Aber hier rächte sich der Geist wie die Natur: Die aufgezwungene Form entwickelte Nebengebilde; indem sich der Knabe zurückgesetzt fühlte, lockerte sich das Band, das ihn an seine Umgebung fesselte. Die aufgenöthigte jüdische Erziehung ließ ihn kalt.

Unter den Händen eines Privatlehrers wurden seine glücklichen Geistesgaben rasch geweckt, und bald überflügelte er seine beiden Brüder, wodurch er sich die Bevorzugung seines Lehrers erwarb, dessen Gunst er als Gegenwehr wider die Abneigung und Vernachlässigung seitens der alten Ella sich zu Nutze machte. Als natürliche Waffe entwickelte sich bei ihm nunmehr ein schlagfertiger Witz, den er gegen den Hausgeist anwandte, wo er nur konnte. Man gab ihm deshalb den Beinamen Katev (Witzbold), mit dem er später im ganzen Hause gerufen wurde. Besonders mußte die Erfinderin dieses Beinamens, die Ella, je älter der Knabe wurde, desto mehr seine Satyre erfahren. Sie suchte zwar seine Ausfälle zu erwidern, allein er blieb ihr keine Antwort schuldig und schließlich griff er nicht selten zur Malice. Sie sagte ihm einst: „Wirst du Rabbi, so läßt sich die ganze Gemeinde taufen", worauf er ihr erwiderte: „Dann bleibe ich der einzige Jude und verderbe deinen beiden Söhnen (sie hatte zwei Knaben, für die sie mit großer Aengstlichkeit besorgt war) ihren ganzen Handel." Ein andermal rief sie ihm zu: „Du kommst gewiß in die Hölle!" „Das thut mir leid", antwortete er, „dann habe ich auch noch im Jenseits keine Ruhe vor dir."

Geburts- und Familienverhältnisse beeinflußten seine jugendliche Entwickelung. Je mehr er geistig über seine beiden Brüder emporwuchs, um desto mehr sonderte er sich von ihnen ab. Nur selten nahm er an ihren Spielen Theil; er hatte keinen Sinn dafür. Auch mit anderen Kindern mochte er nicht verkehren, und wenn diese spielten, begnügte er sich zuzusehen oder mit dem Lehrer sich zu unterhalten. Dabei war seine Aufführung musterhaft und seine Wißbegierde grenzenlos. Sein Lehrer konnte bald merken, daß er von den drei Brüdern zum Gelehrten die meisten Anlagen hatte.

Als er zwölf Jahre alt wurde, sollte er sich, da man seiner schwächlichen Gesundheit halber ihn studiren lassen wollte, einen Beruf wählen, allein der Knabe, dessen Jugend so ganz freudlos dahingeflossen war, verhielt sich der Wahl gegenüber ganz gleichgültig. Weil die Juden in Deutschland damals vom Staatsdienst ausgeschlossen waren und keine politischen Rechte hatten, so bestimmte ihn der Vater zum Arzt. Nur machte ihm die Berührung des Sohnes mit der Außenwelt auf den Hochschulen viel Sorge. Wo blieb die Garantie, daß der junge Löb im Verkehr mit den Christenknaben

nichts Anstößiges aß, die Fasten beobachtete und sich in seinem Wesen überhaupt rein und religiös untadelhaft verhielt? Dieses führte abermals zu einer verkrüppelten Fortbildung des Knaben, indem der Vater versuchte, ihn den zu einem Arzt nöthigen lateinischen Unterricht bei dem Rektor des jüdischen Seminars in Frankfurt erlernen zu lassen. Aber der junge Löb zeigte so wenig Lust und Ehrgeiz in seiner neuen Schule, daß dieser Plan zu Wasser ging. „Schaal und alltäglich waren seine Jugendeindrücke", schreibt Gutzkow in seiner Biographie Börne's, „die Eltern kalt, jeder grüne Fleck verpönt, um ihn her nur niedrige Bestrebungen nach zeitlichem Gewinn, Furcht, die kriechenden Laster, die die Unterdrückung erzeugt, wenig oder gar keine bedeutenden Einschnitte merkwürdiger Erlebnisse, keine Zerstreuung und Anregung des muntern Knabensinnes in der Schule oder im Umgang mit Spielgenossen — Alles das zusammengenommen ist der beste Schlüssel, um das Räthsel des in trüber Gleichgültigkeit hindämmernden Knaben Börne zu lösen. Es zitterte die Ahnung eines bunten blüthenreicheren Jugendlebens in ihm, als es ihm zu Theil wurde. Er war unglücklich, ohne es zu wissen."

Der Vater sah endlich wohl ein, daß der eingeschlagene Weg der Schulung seines Sohnes nicht der rechte sei. Er änderte also den Plan und sandte ihn auf die Universität Gießen, wo er ihn beim Professor Hetzel, einen berühmten Orientalisten jener Zeit, in die Kost gab (1800). Hier äußerte sich denn auch das erste freudige Erregen in der Brust des jungen Börne. Das finstere, verschlossene Heim verlassend, thaute er bald auf in der lebensfrohen Welt, die sich ihm nun eröffnete. Noch mehr war dies der Fall, als er sich von Gießen nach Berlin wenden durfte, indem Hetzel als Professor nach Dorpat berufen wurde.

Der Vater Börne's, immer noch ängstlich um die religiöse Richtung des Sohnes bekümmert, gab ihn in die Anstalt des damals in Berlin vielgenannten Markus Herz, der dort Arzt am jüdischen Krankenhause war und nebenbei Vorlesungen hielt. Von Börne's medizinischen Studien scheint indessen in Berlin nicht viel geworden zu sein; desto anregender aber äußerte sich der Umgang mit der geistreichen Gattin seines Lehrers, mit welcher, als Markus Herz bald darauf starb, und er das Haus verließ, er nicht aufhörte, einen, wenn auch hier und da spärlichen, brieflichen Verkehr zu pflegen.

Auf Anrathen der Frau Herz ließ endlich der Vater unseres Börne die strenge Abneigung gegen den Verkehr des Sohnes mit der nicht jüdischen Welt fallen und gab die Erlaubniß, daß der Sohn die Universität besuchen durfte. 1804 ging Louis Baruch (er hatte den Vornamen Löb mit Louis vertauscht) von Berlin nach Halle und trat als Student der Medizin in die dortige zur Zeit berühmte Anstalt ein, mit dem festen Vorsatz, die medizinischen Studien nun mit Eifer zu ergreifen. Aber neben diesen versäumte

er nicht, auch Vorlesungen über Philosophie, Philologie, Kameralwissenschaft ꝛc. zu hören, wodurch, wie wir sehen werden, später seine Richtung von der medizinischen Wissenschaft sich ablenkte.

Ueber seinen Aufenthalt in Halle und das gesellige und wissenschaftliche Leben daselbst, wie es ihn beeinflußte, schreibt Börne in dem Aufsatz: „Die Apostaten des Wissens und die Neophiten des Glaubens", wie folgt:

„Ich erinnere mich mit Entzücken jener akademischen Jahre, die ich in Halle gelebt. Zwar ist die Jugend Jedem schön, wo und wie sie ihm auch vorübergehe; aber akademischen Jünglingen ist sie es doppelt. Es ist der nämliche Weg, wo ihnen Ernst und Scherz begegnen, und die schmerzliche Wahl zwischen Lust und Mühe ist ihnen erlassen; die Andern aber stehen allzufrühe am Scheidewege des Herkules. In Halle herrschte damals ein frisches, seelenvolles, höchst bewegtes wissenschaftliches Leben. Göttingen war, was es immer gewesen, was es noch ist: der Staat des sichern, unveräußerlichen Grundbesitzes. In Halle aber herrschte mehr der bürgerliche Gewerbefleiß, die Geldwirthschaft des Geistes, und die Lehre, wie das Gelernte, ging rasch von Mund zu Mund, von Hand zu Hand. Die weise und gütige Sorgfalt der preußischen Regierung hatte einen Verein von akademischen Lehrern gebildet, die, ohne sich vom Alten, Bewährten abzukehren, dem Neuen zugewendet waren. Wolf, dessen Ruhm nicht größer ist, als sein Verdienst, und ein lebenskräftiger, lebensfroher Mann, machte uns mit Anakreon und Penelopen's übermüthigen Freiern ganz genau bekannt. — Schleiermacher lehrte die Theologie, wie sie Sokrates gelehrt hätte, wäre er ein Christ gewesen. In seinen Vorlesungen über die Ethik betrachtete er das sittliche, das wissenschaftliche und das bürgerliche Leben der Menschen. Sein Hörsaal vereinigte nicht bloß die akademische Jugend, sondern auch Männer von reiferen Jahren und aus allen Ständen. Zugleich war er Universitätsprediger, und seine Zuhörer wurden umso andächtiger, je bedächtiger sie wurden; denn Schleiermacher schiffte, mit den Kompässen der Wissenschaft versehen, auf dem Meer des Glaubens, nach berechneter, sicherer, zweifelloser Richtung. — Reil war als Mensch, Lehrer der Arzneikunde und ausübender Arzt gleich bedeutend. Er war von ansehnlicher, Achtung gebietender Gestalt, und hatte die Augen Friedrich's des Großen. Sah man ihn lehrend unter seinen Schülern, die ihn ebensosehr liebten, als bewunderten, so konnte man sich leicht in die Akademie von Athen versetzen. Er wußte seinen Kranken und deren Angehörigen ein unerschütterliches Zutrauen einzuflößen, und die Ungeheilten verloren das Leben, aber die Hoffnung nie. Er begann und untermischte seine Vorlesungen über Therapie und Augenkrankheiten mit Gedichten von Schiller und Goethe, und die köstlichen Früchte seiner Forschungen waren unter Blumen versteckt. Wer nur den ersten Stunden seiner halbjährlichen Vorlesungen beigewohnt, hätte glauben können, er höre einen Professor der Moral oder Aesthetik. Schon

in den reiferen Jahren, wo das Wissen nur noch in der Breite gewinnt, in der Tiefe nicht mehr, und wo die welken Aehren des Geistes ihr schweres Haupt zur Erde niedersenken, und dieses nothwendigen Naturgesetzes sich bewußt, äußerte Reil im engen Kreise von Freunden und Zöglingen eine kindliche und höchst liebenswürdige Furcht, er möchte die Jugend des Geistes verlieren. Um sich gegen diesen Verlust zu schützen, war er immer darauf bedacht, sich mit strebenden Jünglingen und neuen Büchern zu umgeben. — Horfel hatte sich die Lehren Cuviers angeeignet, und brachte die Wissenschaft der vergleichenden Anatomie und Physiologie zu höherer Schätzung. Er machte uns auf eine geistreiche Art mit den unmündigen Geschwistern des Menschen bekannt, und wies die Vollkommenheit der menschlichen Organisation an den unvollkommenen der thierischen nach. Er war ein so höchst bescheidener Mann, daß er bis damals noch kein einziges Werk bekannt gemacht, und ein so lernbegieriger, daß er oft den Lehrer darüber vergaß, und über die Resultate seiner Forschung die Wege und Berechnungen mitzutheilen versäumte, über und durch welche er zu jenen Resultaten gelangte. — Endlich war es Steffens, der die akademische Jugend zur höchsten Begeisterung trieb. Ein Schüler Werner's, war er als Professor der Mineralogie nach Halle berufen; ein Schüler Schelling's, brachte er die Naturphilosophie dahin. . . . .

„Von solchen Lehrern angetrieben, strömte der akademischen Jugend das Blut rascher und freudiger durch alle Adern des Geistes. Es waren zu jener Zeit zwölfhundert Studenten in Halle, und deren geselliges Leben war wilder und rauher, als es je gewesen. Sitten, Sprachen, Kleidung, alles war gigantisch ungezogen. Sie trugen große Stiefeln, die man „Kanonen" nannte, und Helme mit rothen, weißen, grünen und schwarzen Federn geschmückt; je nach der Landsmannschaft, der sie sich angeschlossen. So glichen sie von oben römischen Kriegern und von unten deutschen Postillionen. Brach aber aus dieser rohen Hülle die wissenschaftliche Begeisterung hervor, so war sie umso rührender. Ich erinnere mich, daß bei einem Schmause, wozu die Grazien nicht geladen waren, zwei wilde Gesellen über die Schelling'sche Naturphilosophie in Streit geriethen. Sonderbar genug, hatten sie sich über die Polaritäten geeinigt, über den Indifferenzpunkt aber entzweit. Der Eine sagte dem Andern, er habe dumm gesprochen. Das war eine Herausforderung und zwei Tage später floß Blut. — So vergingen uns drei Jahre — eine lange Schnur von Maimonden. Ach! wie ist die deutsche akademische Jugend so glücklich! Verdorren möchte die erste Hand, die dieses schöne Leben beschmutzt!" —

So verstrich Börne's schöne Jugendzeit, als plötzlich Napoleon nach der Schlacht von Jena die Universität Halle aufhob. Die Professoren der Lehranstalt zerstreuten sich nach verschiedenen Richtungen hin, und der junge Börne bezog dann die Universität Heidelberg, aber nicht mehr als Stu-

dent der Medizin, sondern der Kameralwissenschaft. Ein Jahr später ging er nach Gießen, wo er sich den Doktorhut der Philosophie holte (8. August 1808). Er hatte zwei Abhandlungen geschrieben, die beide als so „schätzbare Arbeiten" anerkannt wurden, daß ihm das rigoröse Examen erlassen ward. Die eine dieser Dissertationen: „Ueber die geometrische Vertheilung des Staatsgebietes", wurde später gedruckt, und ist wahrscheinlich nur ein Auszug aus einem umfassenderen Werk, das den Titel führen sollte: „Ueber den Nutzen der Staatswissenschaften für die Beamtenwirksamkeit." Es ist nicht uninteressant zu vernehmen, daß sich Börne's ganze spätere politische Wirksamkeit hier bereits in ihrem vollen Umfang zeigte.

Er spricht von der natürlichen Abrundung der Staaten, nicht nach Flußgrenzen, sondern nach Gebirgsketten und Meere, kommt auf die tausend Jahre alte Trennung Deutschlands von Frankreich durch den Vertrag von Verdun zu reden, und behauptet, daß beide Länder in ihrer Vereinigung das Schicksal der Welt entscheiden würden. Das klingt uns heute allerdings höchst seltsam, aber damals lagen solche Gedanken in der Luft, als Napoleon Staaten schuf und zertrümmerte, ganz nach Belieben. Stil und Ideengang tragen bereits das volle Gepräge des späteren Börne'schen Karakters. Er schildert Preußen, wie es vor der Schlacht von Jena war, und leitete dessen Zertrümmerung von der Mittelmäßigkeit her, die damals in Berlin waltete. Der Geist Friedrich's des Großen sei verschwunden und nur auf „seine Gewöhnlichkeit" hätte man sich „in der preußischen Verwaltung poussiren" können. Seine Definition des Staates als eines umfassenden Bundes, für jede freie menschliche Thätigkeit ist ganz im Einklang mit den später von ihm vertheidigten Ansichten, obwohl seine Behandlung der Argumente noch schwach und harmlos, seine Satyre nur in ihrer eigenartigen Anwendung zu suchen ist. Vom Adel z. B. sagt er: „Die Deutschen werden regiert von Menschen, die es sich zur Ehre anrechnen, von Wegelagerern abzustammen. Den Fürsten räth er, „sich mit den Philosophen zu befreunden", welches Wort er allerdings später in Geist der Zeit abänderte.

Nach Frankfurt zurückgekehrt, erregte er in der jüdischen Bevölkerung die verschiedensten Gefühle. Während die nächsten Angehörigen über den jungen Gelehrten allerdings erfreut waren und ihm ihre Aufmerksamkeit zuwandten, betrachteten ihn die entferner Stehenden mit Mißtrauen. Dadurch gerieth er bei Manchem, der sich nicht die Mühe gab, ihn genauer zu prüfen, in eine oft schiefe Stellung. Wahrscheinlich durch die Beihülfe seines vermögenden und angesehenen Vaters ward er, obwohl Jude, zum Polizei-Aktuarius ernannt (1811). Das war damals möglich, als noch Napoleons Geist in Deutschland tonangebend herrschte, denn nach der Restauration, die dem Wiener Kongreß folgte (1814), ward er, obwohl er sich den Ruf der bewährten Rechtlichkeit und Rechtschaffenheit erworben hatte, abgesetzt —

weil er Jude war. Man gab ihm allerdings ein kleine Pension, allein dieses Sühnopfer war wohl kaum dazu angethan, seine gekränkte Ehre zu besänftigen.

Dabei wurde Börne zum ersten Male das Opfer seines Patriotismus. Mit Joseph Görres hatte er den Haß gegen Napoleon getheilt, den er durch anonyme Aufsätze im „Frankfurter Journal" zum thätigen Ausdruck brachte. Diese Abhandlungen tragen ganz den Stempel der fiebernden Zeitaufregungen, sind von einer lebendigen Vaterlandsliebe eingegeben, sprühen einen tödtlichen Haß gegen Frankreich und Napoleon, und würden eine weit größere Wirkung gehabt haben, wenn sie den rhetorischen Abandon Görres' im „Rheinischen Merkur" besessen hätten. Gleichwohl sind seine Anschauungen markig und die Ausdrücke gewichtvoll. In einem Aufsatze: „Was wir wollen!" wendet er sich an die „männernden Jünglinge", an die Bürger, an die Frauen, dem Vaterlande ihre Arme, ihre Herzen und ihre Liebe; dem Feinde aber ihren Haß zuzuwenden. Er schildert die würdige Benutzung der errungenen Siege, und mahnt ab vom kleinlichen Partikularismus. Einen andern Aufsatz „Nachtgedanken" sendet er 1814 an Dr. Stiefel, den Redakteur des „Journals", mit folgenden Bemerkungen: „Machen Sie, daß meine „Nachtgedanken" (das eingeschlossen, was ich jetzt mitsende) in die Zeitung kommen. Sie passen hinter die Konstitution. Wenn man gegen Dummheiten schreibt, die nicht existiren, so ist's Papier niemals verloren. Die Dummheiten kommen sicher hinten nach."

Und trotz all dieser glühenden Hingabe für sein Amt und sein Vaterland wurde er abgesetzt — weil er Jude war. — Er wandte sich darauf an die israelitische Verwaltungsbehörde in Frankfurt mit dem Gesuch, die Stelle eines Aktuars bei der jüdischen Gemeinde zu erhalten, die damals vakant wurde. Aber auch hier ward er abgewiesen — weil er kein orthodoxer Jude mehr sei. Was blieb ihm als Juden nunmehr offen? Die Bedingungen, von denen seine Zukunft abhing, waren unter allen Umständen schwierig. Sollte er sich taufen lassen? Der Entschluß keimte in seinem Innern, aber es gehörte in einem gefühlvollen Herzen Zeit dazu, bis er reif wurde. Ein Ereigniß sollte diese Reife befördern.

Der Antheil, den Rußland an der Niederwerfung Napoleons gehabt hatte, trieb die Regierung des Zarenreiches zu stets größeren Forderungen in Bezug auf seine Machtstellung und seinen Einfluß in der europäischen Politik. Oesterreich, Preußen und die übrigen deutschen Fürsten hatten allerdings in den Tagen der Noth Rußland als einen Befreier bewillkommnet, dem Volk die Kosacken und anderen moskowitischen Soldaten als Freiheitshelden über Gebühr angepriesen, und so eine Art von Russenkultus geschaffen, der ganz außer allem Maße stand. Demzufolge hatte auch eine russenfreundliche Stimmung Platz gegriffen, die nunmehr begann, den Fürsten unbequem zu werden; dem Volke aber die mühsam erworbenen, wenn

auch noch so winzigen konstitutionellen Freiheiten zu vernichten drohte. Diesem Einflusse entgegenzusteuern, beabsichtigte Dr. Stifel im Jahre 1817 eine Zeitung im konstitutionellen Sinne, aber zu Gunsten der Regierungen, herauszugeben. Der Preußische Gesandte am Bundestage in Frankfurt, Freiherr von Otterstedt, ermuthigte dazu und Cotta erbot sich zum Verlag. Börne sollte für diese unter dem Namen „Ministerialblatt" projektirte Zeitung als Redakteur gewonnen werden. Dagegen erklärte sich Cotta, vielleicht wiederum — weil Börne Jude war, und die Sache zerfiel, was Börne spätere Unannehmlichkeiten ersparte, da er sich doch hätte unter dem Schein der Freiheit eine Zwangsjacke anlegen müssen. Im Jahre 1818 wurde er angegangen, die Geschichte der Jahre 1813–1814 zu schreiben, was nur im Interesse der moskowitischen Macht sein konnte, indem dadurch hervorgehoben werden mußte, was Rußland für Deutschland gethan habe. Man suchte sofort und eindringlich ihm die Sache annehmbar zu machen. Er lehnte jedoch entschieden ab mit dem Bemerken: „Ich sehe, daß man die Absicht hat, Rußlands Interesse in Deutschland vorherrschend zu machen, und dazu werde ich die Hand nicht bieten."

Nach diesen gescheiterten Projekten regte sich der Gedanke in Börne immer heller, als Publizist zu wirken. In den geselligen Kreisen, in denen er zu verkehren pflegte, wurde dieser Gedanke lebendig unterstützt. Man hatte ihn oft über den jämmerlichen Zustand der deutschen Tagesblätter klagen hören, denen Takt, Geist, Stil, Alles fehlte, womit sich Ideen Erfolg erobern könnten. Man munterte ihn auf, selbst mit einer Zeitung vor die Oeffentlichkeit zu treten. „Ich werde es auch!" sagte er eines Tages, und kurz darauf erschien sein Prospektus zur „Waage".

Bevor er jedoch diesen Entschluß gefaßt hatte, war er am 5. Juni 1818 zum Christenthum, lutherischer Konfession, übergetreten, bei welcher Gelegenheit er ebenfalls seinen Namen änderte, so daß er von nun an Carl Ludwig Börne hieß. Wie er zu diesem Namen kam, ist nicht recht klar. In der Beilage „Häringssalat", zum 74. Briefe aus Paris, leitet er ihn scherzhaft vom großen Bär ab: „Ich habe des großen Bör, meines göttlichen Ahns, gedacht. Das war er, und darum nenne ich mich Börne (Sohn des Bär)." Sein Religionswechsel blieb längere Zeit unbekannt, selbst seine eigenen Eltern wußten es nicht und sein Vater wollte es lange nicht glauben. Obwohl Gutzkow meint, daß er es nicht aus Rücksichten auf Erlangung äußerer Vortheile gethan habe, so glaube ich doch, daß es eine konventionelle Maßregel war, um ihm den Zutritt zum öffentlichen Leben zu gestatten, welches den Juden damals verschlossen blieb. Daß der Uebertritt zum Christenthum aus innerer religiöser Ueberzeugung geschah, ist kaum annehmbar. Er war wohl Deist, aber keine spezifische Kirche konnte ihn dem Wesen nach beanspruchen, wenn auch die äußere Form ihn seitdem als Lutheraner bezeichnet. Er gehörte der allgemein menschlichen Religion

an und seine Sympathien blieben auch später noch bei seinem Stamm. So schreibt er 1830 aus Paris: „Sie werden gelesen haben, daß die französische Regierung die Juden auf gleichem Fuß mit den christlichen Staatsbürgern setzen und die Besoldung ihres Kultus übernehmen will. Es ist doch wieder ein Schritt vorwärts. Wie lange wird es noch dauern, bis man bei uns an so etwas *denkt* — von der Ausführung gar nicht zu sprechen! Die gefoppten Theologen des adeligen Tugendbundes haben in ihrer Weisheit zu verbreiten gesucht: die bürgerliche Gesellschaft sei eine Taufanstalt, und es könne daher ein Jude kein Staatsbürger sein. Diese frommen Herren haben schwere Köpfe und noch schwerere Füße. Erst dauert es Jahrhunderte, bis sie fortschreiten *wollen*, und dann andere Jahrhunderte, bis sie fortschreiten *können*. Es ist zum Erbarmen!"

Börne's innerer Mensch war zu allgemein angelegt, als daß er sich mit einem spezifischen Glaubensbekenntniß hätte vereinbaren können. In seinen späteren Jahren soll er sogar dem katholischen Prinzip vor dem lutherischen den Vorzug gegeben haben, was jedoch wohl dahin zu deuten ist, daß ersteres eine weit haltbarere Stütze in der Fürstenpolitik hatte, letzteres einen eigenen Stützpunkt beansprucht und dennoch an den Krücken des Monarchenthums sich festhält, also einen Widerspruch in sich bildet. Die neuere Bewegung der sog. jüngeren religiösen Litteratur, das „Leben Jesu" von Strauß ꝛc., nahm er mit getheilten Empfindungen auf. Ihm war jede derartige Wendung unpolitisch, indem er glaubte, daß dadurch die Sache der Freiheit verallgemeinert und der Widerspruch gegen die herrschenden Thatsachen auf ein Gebiet gespielt würde, wo man über das unmöglich zu erreichende Ganze die möglichen Einzelerfolge verlieren könnte. Vollends empörte er sich gegen das, was in der neuen Richtung ihm (wohl mit Unrecht) als unsittlich erschien, wie seine Abhandlungen im "Reformateur" und der "Balance" zur Genüge bekunden. — Doch kehren wir wieder zu seiner litterarischen Thätigkeit zurück, da seine religiösen Polemiken wohl kaum dauerhafte Eindrücke hinterlassen haben.

Im Sommer 1818 erschien zu Frankfurt a. M. „Die Waage, eine Zeitschrift für Bürgerleben, Wissenschaft und Kunst; herausgegeben von Ludwig Börne", welche bis Ende des Jahres 1821 fortgeführt wurde, zusammen zwei Bände Oktav. Neben der „Waage" erschienen von ihm 1819 in Offenbach das Wochenblatt: „Die Zeitschwingen", welches jedoch nach nur wenigen Nummern von der großherzoglich Hessischen Regierung wieder unterdrückt wurde, und kurz vorher das „Frankfurter Staats Ristretto", das sich auch nur fünf Monate am Leben halten konnte. Alle drei Blätter, besonders aber die „Waage", erlebten eine glänzende Aufnahme beim Publikum, und konnte Börne, da er geschäftlich von allen Fesseln frei war, in denselben jenen hohen Aufschwung nehmen, der ihn als politischen Faktor und kunstästhetischen Schriftsteller von Bedeutung auszeichnet.

Fanden aber diese Schriften eines nur Freiheit im edelsten Sinne des Wortes anstrebenden Geistes vielen Beifall, so zogen sie Börnen auch mancherlei Unannehmlichkeiten von Seiten Derjenigen zu, die darin nur Umwälzungspläne zu einer Zeit gewahren wollten, wo ohnehin der demagogische Unhold seinen Spuk in so vielen Köpfen trieb. So wurde Börne im März 1820 plötzlich verhaftet, indem man ihn anschuldigte, aufrührerische Flugschriften verfaßt zu haben, allein er war bald im Stande, seine Unschuld zu beweisen, worauf er seine Freiheit wieder erhielt. Obwohl seine politischen Aufsätze damals durchaus unbefangen waren, und oft nur in spielend-satyrischer Weise Unsitten und herrschende Uebelstände karikirten, die mit Politik nichts zu schaffen hatten, so gerieth er doch dadurch mit der Zensur in ein ewiges Hadern, das ihm sehr beschwerlich wurde. Hatte man ja nicht einmal Sinn genug, seinen Spaß zu verstehen. So erschien z. B. seine Monographie: „Die deutsche Postschnecke", in einer der späteren Nummern der „Waage" im Jahre 1821, als ihn eines Tages der Post-Kondukteur besuchte und ihm das Unglück klagte, das er über ihn heraufbeschworen habe. Seine Vorgesetzten hätten nachgeschlagen, an welchem Tage Doktor Börne nach Stuttgart gefahren sei, wer zur Zeit den Dienst am Eilwagen versehen und wer sich erlaubt hätte, wie es in dem Aufsatze hieß, einen blinden Passagier mitzunehmen! Börne mußte über solche Thorheit lachen, allein der arme Mann würde seinen Dienst verloren haben, wenn nicht Börne sofort zur Postdirektion geeilt wäre und erklärt hätte, der blinde Passagier sei eine dem Humoristen und Dichter gewiß erlaubte Lizens, für die nur er allein strafbar gehalten werden könne.

Mit der Zensur hatte er, wie bemerkt, die hartnäckigsten Kämpfe zu bestehen. Sie strich ihm zuweilen die harmlosesten Stellen weg, und mit einem sarkastischen Seufzer jammert er darüber: „Ein armer Schriftsteller, der keine andere Freuden hat, als häusliche, der oft jahrelang von einer Gans nichts als die Federn auf dem Tische sieht und von einem Hasen nichts als das Herz; dem, wenn er nach vierzehn Wochen glaubt, sich endlich einen neuen Rock erschrieben zu haben, dann die unbarmherzige Zensur einen ganzen Aermel wegschneidet — was will er machen, wenn eine hohe Polizei mit ihm zürnt und ihm Amt und Brod raubt? Er muß lügen oder sterben." Voller Ingrimm parodirt er in seiner Revue über Le Mercier's "Corrupteur", bezw. dem Vorspiel dieser Komödie, "Dame Censure": „Es wird mir ganz unerklärlich, wie Freunde der Preßfreiheit so dumm sein mögen, gegen die Zensur zu eifern? Was können sie dabei gewinnen? Nichts, als daß endlich kein Mann von Geist und Herz wird Zensor sein wollen und daß man genöthigt sein wird, die Zensur den Nachtwächtern anzuvertrauen." — Heißt das nicht, auf umgekehrtem Wege die Zensoren geist- und herzlose Dummköpfe und traurige Nachtwächter schimpfen? —

Wie fast jeder junge Schriftsteller übte er seine Kraft an Theaterkritiken und seine Zeitschrift „Waage“ machte ihn den Schauspielern furchtbar. Er schrieb seine Kritiken so gewandt, so elegant gefeilt, so voll der feinsten Sonderbemerkungen, seine Wendungen waren so eigenartig, der Witz darin so glänzend und natürlich und die Schreibart so korrekt und originell, daß er bald damit großes Aufsehen erregte. Es war etwas Neues zu damaliger Zeit, auf diese Weise übers Theater zu schreiben. Da er nicht nöthig hatte, seine Theaterkritiken gleich am Morgen nach der Vorstellung herauszugeben, so konnte er an sie dieselbe Feile legen, die allen seinen Arbeiten die Vollendung des Stils gab; was auch heute noch recht sehr anzuempfehlen wäre, wo die unsinnigsten Faseleien entweder in schlaftrunkenem Zustande und ohne jegliches Verständniß zusammengestoppelt, oder gar, was nicht selten vorkommt, auf Gerathewohl bereits vor der Aufführung zurechtgeklext, und dann als sachgemäßes Urtheil dem zumeist unwissenden Publikum servirt werden. Börne hat nur den geringsten Theil derselben zur Aufnahme in seine gesammelten Schriften für passend gefunden, aber was wir davon besitzen, gibt uns ein vollkommenes Bild seines reichen Geistes und seiner klaren Auffassung, und auch das noch so sehr an den Moment geknüpfte, ist uns, durch die Art wie er es zu fesseln wußte, merkwürdig. Kann wohl eine Kritik geistreicher sein als die folgende? —

„Am 28. Juli 1819. — Die Rosen des Herrn von Malesherbes, von Kotzebue. Demoiselle Lindner, Susette; Herr Otto, Malesherbes; Herr Schmitt, Peter; — Keine Rose ohne Dornen. Demoiselle Lindner war die Rose.“

So sinnig, kurz und treffend wie ein Epigramm. Dabei besaß er den Muth, seine oft schneidenden Behauptungen gehörig zu unterstützen. Einst beim Nachhausegehen aus dem Theater wurde er von einem Kunstjünger angefallen, der sich durch einen Ausspruch in seiner Zeitschrift verletzt glaubte. Derselbe hatte einen Regenschirm in der Hand und machte Miene, ihn auf den Kopf und Rücken des kleinen schwächlichen Rezensenten mit gewaltiger Kraft tanzen zu lassen; dieser aber zog kaltblütig ein Pistol aus der Tasche und sagte: „Wenn Sie sich nicht sogleich aus dem Staube machen, so – – – –“ Weiter hatte er nicht nöthig zu sprechen, denn sein Angreifer war schon in vollem Laufe und lächelnd konnte unser Rezensent seine Waffe wieder einstecken und seines Weges fürbaß ziehen. — Einst kommt ein fremder Schauspieler nach Frankfurt; er macht dem gefürchteten Theaterkritiker seine Visite und bittet ihn, über sein und seiner Frau Gastspiel doch lieber zu schweigen, wenn er nichts Günstiges sagen könne. Das Gastspiel beginnt und in der nächsten Nummer der „Waage“ erzählt Börne, um was ihn der Schauspieler gebeten habe und setzte hinzu: „Ich schweige denn also hiermit.“ Schließlich flößte er den Schauspielern so vielen Respekt ein, daß sie ihn gewähren ließen.

Man kann noch heute Börne's Theaterkritiken mit Vergnügen lesen. Man fühlt sich dann zurückversetzt in vergangene Zeiten und die handelnden Bühnenkünstler von damals stehen uns lebendig wieder vor Augen. — Wir kennen sie, die Herren Weidner, Heigel, Otto, Wolff, Urspruch, die Damen Busch, Paschkowska, Unzelmann, Lindner, die Sängerinnen Malibran, Sonntag, die Tänzerin Taglioni ꝛc. ꝛc., als ob wir selber ihr Auftreten gesehen, ihre Kunst bewundert hätten. Wir kennen aus Börne's Kritiken auch den Zustand der im Strome der Zeit seitdem verwehten Bühnenlitteratur. Daß die Spreu derselben von dem Weizen gesondert wurde und erstere in den Schlamm ihres wohlverdienten Nichts versank, letzterer aber auf uns übergekommen ist, das verdanken wir mehr seiner feinfühligen gründlichen Kritik, als dem zufälligen Volksgeschmack, der oft das Absurdeste aufnimmt und die schönsten Perlen fortschleudert. Gegen die Schicksalstragöden führte er einen unerbittlichen Kampf, und daß die Müllner's, die Hoffmann's, die Houwald's, Raupach's, Clauren's nicht über den Theaterabend hinausgedauert haben, das verdanken wir vor allen Andern den schneidigen Rezensionen Börne's und den Parodien Platen's.

Seit dem Jahre 1822 lebte Börne in fast gänzlicher Zurückgezogenheit von allem litterarischen Verkehr, theils in Paris, theils in Frankfurt und Hamburg, bis er durch die Herausgabe seiner „Gesammelten Schriften" (10 Bde., Hamburg 1829 – 1831) ein neues Lebenszeichen von sich gab. — Tritt schon in den ersten Bänden dieser Sammlung Börne's Individualität und sein subjektives Denken und Streben in kräftigen Zügen unverkennbar hervor, so liefern die „Briefe aus Paris" (6 Bde. 1831 – '32 und Paris 1833 – '34) ein vollendetes Bild des Mannes.

Im September 1830 ging er wieder nach Paris, um nie mehr nach Deutschland zurückzukehren. Aber er hörte nicht auf, ein Deutscher zu sein, er war es durch und durch. Wenn er Frankreich hochschätzte, so hatte das nur den Grund, daß er Frankreichs bedurfte, um seinen Genius zu verwerthen; sein großes Herz mußte sich an dem Ruhm, der Thatkraft und der kecken Entwickelung des Volkes, der emporstrebenden Zivilisation, die dort weniger im Zusammenhange eines mächtigen Felsens, als in großen Granitbruchstücken anzutreffen waren, erheben. Börne schöpfte so neue Lebenskraft aus den unbedeutendsten Details der damaligen französischen Geschichte, die eben wieder in der Julirevolution 1830 ein vesuvisches Aufleuchten von sich gegeben hatte.

Börne verehrte Frankreich, aber er liebte Deutschland, er liebte es wie seine Braut. Frankreich war ihm eine Werkstatt seines Geistes, Deutschland das Ruhebett seiner Träume. Man konnte ihm nicht genug von seiner Heimath, Frankfurt erzählen und wie dieser oder jener dort lebe, ob Alles noch beim Alten sei u. s. w. Frankfurt aber konnte ihm keine Heimath bleiben, Frankreich hatte eine Stelle in seinem Herzen eingeräumt.

Die litterarische Richtung Deutschlands verfolgte er mit sorgsamen Blicken, er bedauerte es nur, daß er alles so spät erhalte und zur Einsicht nichts. Er begann nun auch eine Zeitschrift, die "Balance", in der er eine Vermittelung deutscher und französischer Zustände einleiten wollte. Aber das Unternehmen scheiterte, weil es zu stolz war, um es mit dem nöthigen französischen Pomp anzukündigen und auszustatten, durchaus aber nicht wegen Mangel französischer Interessen. Börne war damals vielleicht der einzige Deutsche, der den Geist der französischen Litteratur in seiner Tiefe erfaßte, ohne sich von der momentanen zufälligen Oberfläche irre führen zu lassen. Raspail, ein geistreicher Franzose, der auch in der wissenschaftlichen Welt wohlbekannt ist, drückte an Börnes Grab sein Erstaunen aus, daß ein Ausländer wie Börne in der französischen Sprache habe Arbeiten liefern können, die nicht nur in Bezug auf den Inhalt, sondern auch in der Form Meisterwerke der Sprache seien.

In den letzten Jahren seines Lebens wuchs Börnes Groll über die Menschen und menschlichen Zustände zusehends, woran zum Theil der Fehlschlag der freiheitlichen Bewegungen des Anfangs der dreißiger Jahre, anderntheils sein körperlich leidender Zustand schuld sein mochten. Er war von Haus aus schwächlich und litt an gereizten Nerven, was ihn zum Hypochonder machte. Dazu gesellte sich der Aerger über eine Welt, die nicht nach seinem Sinne frei werden wollte, und dieser Aerger nagte ihm an der Leber, wie jener alte Geier, von dem die Griechen erzählen, und tödtete ihn. Lange schleppte er sich mit seinen körperlichen Leiden hin, ohne den Rath seiner Freunde anzunehmen, einen Arzt zu konsultiren. Erst drei Wochen vor seinem Tode ließ er Dr. Sickel rufen, mit dem er schon längere Zeit in freundschaftlichen Beziehungen stand, der ihn dann bis zu seinem am 12., nach anderer Version am 13. Februar 1837 erfolgten Tode pflegte. Bis zum letzten Augenblick war er Herr und Meister seines klaren Verstandes und noch in den letzten Stunden zeigte er, daß ihn selbst seine kecke Satyre nicht verlassen. Am Tage vor seinem Tode fragte ihn sein Arzt Sickel, ob er etwa einen schlechten Geschmack habe? Und seine Antwort war: „Gar keinen, wie die deutsche Litteratur." Er starb umgeben von nur wenigen Freunden, Dr. Strauß und dessen Gattin, bei welchen er wohnte, Dr. Hörle und seinem Diener, den ehrlichen Konrad (Ulrich) von dem Börne oft in seinen Briefen und in seinen letzten Werken spricht. Sein Leichenbegängniß, das bei schlechtem Wetter, welches gar traurig zu einem traurig ausgerungenen Leben paßte, stattfand, war würdig und feierlich. Ein paar hundert Deutsche und einige französische Schriftsteller bildeten das Grabgeleite nach dem Pere Lachaise Friedhofe wo seine Gebeine bestattet wurden.

Börne ruht in französischer Erde, wie der gefallene Held auf seinem Schild, denn er hat Frankreichs Größe und Recht bis an seinen Tod ver-

theidigt. Seine letzte Schrift, sein Testament, wie es seine Freunde nannten: „Menzel, der Franzosenfresser", ist gegen Wolfgang Menzel gerichtet, der wiederholt auf ihn losgetreten war: er hatte ihn (Börne) für krank erklärt, für einen groben Fanatiker, für einen demokratischen Cyniker; er hatte ihn mit dem Fürsten Pückler-Muskau parallelisirt und den Fürsten über den Juden gesetzt; er hatte ihm vor der Fronte des deutschen Volkes den Degen des Schriftstellers zu zerbrechen gesucht und ihm das Recht abgesprochen, noch ferner der „Cato-Censor" dieses Volkes zu sein. Dafür gab ihm Börne hier die Antwort, und es war eine vernichtende Antwort. Das ganze Büchlein ist im Gefühl oder auch in der unerkannten Ahnung geschrieben, daß es sein letztes Werk sein werde. Er sagt darin unter Anderm: „Es komme ein wackerer Mann, der mich ablöse und für mein Vaterland das Wort führe, ich werde ihn als meinen Erretter, meinen Wohlthäter begrüßen. Ich bin müde, wie ein Jagdhund. . . . . " Er hatte mit seinen Gegnern und der ganzen Welt in dem Büchlein abgerechnet und die Schuld geschlossen. Es herrscht in ihm, wenn auch Börne's Eigenthümlichkeiten hervortreten, ein ganz verschiedenes Wesen, als in allem Andern, was er sonst geschrieben hat. Er ist ernster, ruhiger, und seine Satyre ist mehr wehmüthig, als bitter zu nennen. Außerdem aber hat er in demselben klarer und bestimmter gesagt, was er gewollt hat, oder besser, was er nicht gewollt, und warum er eben mit diesem negativen Resultat zufrieden und nur dieses verlangt habe.

Börne ist derjenige Schriftsteller, der die Dinge richtiger sah, als er sie schrieb, der aber in und neben sich verleugnete, um eklatant nach einem Punkt hinzuwirken. „Ich beurtheile einen Menschen mehr darnach, was er mich reden macht, als was er selber redet", schrieb er einst, und so müssen auch seine Schriften beurtheilt werden. Seit dem Jahre 1830 schrieb er nur, um unter allen Umständen die Revolution zum entschlossenen, rücksichtslosen Handeln aufzustacheln. Die Schriftstellerei an sich als litterarische Beschäftigung, als Beruf war ihm ganz gleichgültig, es ärgerte ihn, wenn sein Stil, sein Talent gelobt wurden, er wollte keine Bücher schreiben, sondern Thaten. Und Thaten sind seine Schriften, sie sind die kräftig redende Chronik der Zeit. Will man den geistigen Zustand jener Jahre kennen lernen, so darf man nur bei Börnen anfragen, der uns vollgültigen Bericht darüber gibt. Er ergeht sich in weit offenkundigeren Aeußerungen, wie je einer vor ihm oder nach ihm es gethan. Das sind keine nachgedachten Mittheilungen, die von den Enkeln erzählt werden, Börne's Schriften sind frisch mitgehandelte und keck in's Licht tretende Thaten.

Darin beruht sein Aerger über Heine und andere ähnlich Gesinnte, welche sich, außer für den Stoff, der unter ihrer Feder war, auch für den litterarischen Reiz desselben, des Ausdrucks, der Form interessirten, und die zunächst und am Ende bloß Litteraten sein wollten. Ihn (Börne) war nicht

das Individuum, sondern die Menschheit das Ideal, dem er seine Feder weihte. „Ich hasse jede Gesellschaft", schreibt er, „die kleiner ist, als die menschliche." Er verlangte, daß alle Anderen Tribunen sein sollten, wie er, und „daß Keiner mit Rücksicht auf die Litteratur schreibe, sondern nur mit Rücksicht auf den Krieg." Nicht das Buch, sondern der Aufsatz war seine Form und er schrieb vielleicht den besten Aufsatz, den wir in der deutschen Litteratur besitzen. Er spitzte sich und seinen Stoff gewaltsam und gewaltig zu einem Keil, um das Interesse auf einen einzigen Punkt, auf den Haß, auf die That zusammenzudrängen. Den Umfang, den breiten Bereich des Gedankenganges, welcher Rücksichten, Einschränkungen mit sich brachte, ignorirte er absichtlich, um die schlagende Wirkung nicht abzuschwächen. Nur eine kleine, naive Einschaltung gab er bisweilen dazu, um für seine eingeweihten Leser anzudeuten, daß er wohl eine größere Ausdehnung des beschrittenen Feldes kenne, daß er es aber gar nicht für nöthig halte, dieses zu beachten. Diese Selbstbeschränkung, dieses absichtliche Borniren, könnte unter seinem Namensausdruck „Börnen" ein eigenes trefflich karakterisirendes Wort abgeben.

Das eigentlich litterarische Talent war bis zu Börne's Zeit bei den politischen Leidenschaften noch wenig in Betracht gekommen und wird auch noch gegenwärtig bei der Ueberflut von Schriftstellern nicht genügend gewürdigt. Das litterarische Talent Börne's aber war sehr groß. Er hat die Naivetät des Gedankens und Ausdrucks zuerst geltend gemacht und reizend gefaßt. Der eigentliche Aufsatz ist durch ihn zu größerer Mannigfaltigkeit gestaltet und ausgebildet worden. Die naive Darstellung, welche nichts beim Leser voraussetzt, als Aufmerksamkeit, welche mit dem leichtesten Anhauch von Humor gefärbt, der mit dem treffenden Witz eines im Hintergrunde fest ruhenden Urtheils geschärft ist und oftmals noch mit einer Wendung des raffinirenden Gedankens in die unbefangene, ursprüngliche Anschauung des schlichten Menschenverstandes überrascht, sie ist sein Werk in unserer Litteratur, und sie würde begeisterter gepriesen werden, hätte sie sich nicht meistens an den Lebensfragen seiner Tage gezeitigt und geübt.

Unermeßlich ist der Einfluß den Börne auf die deutsche Jugend damals ausgeübt hat. Seit Schiller ist wohl kein Autor mit solchem Enthusiasmus in seiner Zeit gelesen worden, als Börne mit seinem Haß und Spott und seiner schlagenden Prosa. Alles Interesse, alle Entwickelung war der gereizten Jugend von Heut zu Morgen gestellt, was nicht dahin paßte, ward verhöhnt oder ignorirt. Die ganze Welt mit ihren tausend Möglichkeiten wurde in wenige Formeln gedrängt. Schiller sogar mit seinem Gedankenliberalismus ward als Ideologe übersprungen; Goethe als breit und als furchtsam, ja als Sklave der Rücksichten und des Herkommens geschmäht; der absolute, schnell handelnde Ultraliberalismus überritt wie eine Kavalleriecharge der Weltgeschichte alles Uebrige, und Börne mit seiner scharfen

Prosa und bestechenden Natürlichkeit war der eigentliche Held desselben. — Wäre er damals (1832 – 1833) gestorben, die krankhaft aufgeregte Jugend hätte seine Leiche so entsetzlich feiern können, wie es die französische mit Lamarque gethan. Aber die Zeit konnte nicht auf einem einzelnen Fußwege gewandelt werden, die Geschichte macht ihren weiten Umfang immerfort gelten. Börne, der dies vielleicht sehr gut einsah, wollte von seinem schmalen Zugang durchaus nicht lassen, weil er ihn deutlich für eine kurze Weile in Wahrheit offen gesehen hatte; er rief das alte Kriegsgeschrei immer wieder aufs Neue und stets ingrimmiger, je weniger Erfolg sich zeigte, und so kam es, daß seine späteren Briefe aus Paris nur mehr eine geringe Theilnahme fanden, daß die letzten kaum von seinen wärmsten Freunden aufgesucht wurden, ja daß die Litteraturkritik nicht einmal mehr Notiz davon nahm.

Dieser jämmerliche Ausgang von Börne's litterarischer Wirksamkeit ist nicht durch das Verbot der Schriften zu erklären, denn auch die früheren Bände waren verboten; sondern dem Verschieben der historischen Entwickelung zur Last zu legen, welche sich nicht auf einem bestimmten Weg beschränken läßt. Börne war versessen auf diesen einzigen Pfad, den die Andern nicht sahen, und so ließen sie ihn allein. Seine Schriften wurden schließlich nicht als ernsthafte Thaten, sondern nur als Späße mit dem Volk betrachtet und verloren ihren Werth. Prof. Wolf in Jena schrieb in seinem Buch „Ueber die schöne Litteratur" bezüglich Börne's „Neue Briefe aus Paris": „Börne hat in seiner letzten Zeit es mit dem Publikum verdorben durch seine Briefe aus Paris, weil er den Spaß zu weit treibt und die Menge zu beschränkt war, um einzusehen, daß jene Uebertreibungen wirklich nichts sind, als etwas grober und zu Zeiten unziemlicher Spaß."

Börne's Geist an sich war keineswegs so beschränkt, er hatte die Ruhe und Klarheit, jede einzelne Richtung sorgfältig und mit Bezug aufs Allgemeine zu würdigen, er hatte just in dieser Eigenschaft den kleinen behaglichen Artikel, den kurzen Satz in unserer Litteratur ausgebildet und gepflegt, er verschloß sich unglücklicher Weise selbst die mannigfaltige Entwickelung der Welt, weil er sich durch Verhältnisse zur Uebernahme eines Amtes bestimmen ließ, das ihn tödtete. Er wollte seit 1830 nichts weiter sein, als Volkstribun, und wenn er über ein Gedicht schrieb, so that er es in dieser Eigenschaft, und wenn ihn Etwas davon Unabhängiges freute, so bat er sich selbst um Entschuldigung. Er war als Jude geboren, den Pariastempel auf die Brust gedrückt, in welcher das fein fühlende Herz schlug, das Empfindung und Haltung bis aufs Härchen zu spalten suchte. Man warf ihm den Juden öfters vor, er aber antwortete darauf: „Ja, weil ich als Knecht geboren, darum liebe ich die Freiheit mehr als ihr. Ja, weil ich die Sklaverei kennen gelernt, darum verstehe ich die Freiheit besser zu würdigen als ihr." Emanzipation, Schonung und alle ähnlichen Zugeständnisse waren

ihm, wie jedem kräftigen Gemüth, eine Beleidigung, ein solches Zugeständniß wollte er nicht geschenkt haben. Was ihm als Menschenrecht gehörte, war sein, wie sichs von selbst verstehe.

Börne gefiel sich im Ausmalen der Details, im Darstellen der Vorgänge des Augenblicks. Vielleicht hatte er die Idee, diese Einzelheiten würden sich im Geist und Herzen des Volkes zu einem einheitlichen Gebilde gestalten lassen, und er vergaß dabei, daß lose Blätter leicht im Winde verwehen, während das schwerfälligere Buch doch dauerhafter erhalten bleibt. Volkslaunen sind lose Blätter der Zeit und ihrer Verhältnisse, und wenn sich diese ändern, so werden die alten Launen bei Seite geschoben und ihre Schooßkinder vergessen.

Ob Börne's Geist dafür ausgereicht hätte, eine größere Form zu füllen, ein dauerndes historisches Denkmal zu errichten, das hat er nie gezeigt. Auch die eigentliche Kunstform zu erreichen und im Vollen und Weiteren zu wirken, begriff er nicht, vielleicht auch deshalb nicht, weil ihm das Nächste seiner leidenschaftlichen Natur zu nahe lag, vielleicht auch, weil ihm die Erfindung gebrach oder die poetische Genügsamkeit abging, sich mit größeren Zuständen und Verhältnissen zu befassen. Er selbst sagt darüber: „Ich kann kein Buch machen, nur Blätter schreiben und auf einander legen."

Börne's Mission fiel in die Zeit der Zerrissenheit Deutschlands und konnte sich bei seinen Karaktereigenschaften nicht anders gestalten. Heute würde sie nicht gedeihen können, denn das deutsche Volk hat sich emanzipirt von den engherzigen Fesseln, unter welchen es in den Tagen der Reaktion und Demagogenriecherei schmachtete. Gleichwohl müssen wir das Andenken des Mannes ehren, der der Stachel war, welcher den deutschen Michel aus dem Schlaf rüttelte. Wenn wir seinen Sarkasmus heute kaum begreifen können, so müssen wir bedenken, daß sich Zeit und Zustände seit Börne geändert haben. Sein Stil aber ist uns als Erbstück geblieben, das wir noch heute mit Nutzen studiren dürfen.

Arthur Schopenhauer,
der Mann und der Philosoph.

Aus dem Englischen des Gustav Körner übersetzt.

Vortrag gehalten im "Deutschen Litterarischen Klub von Cincinnati", am 4. April 1894.

Die bekannte französische Zeitschrift "Revue des deux Mondes" veröffentlichte eine Reihe von Abhandlungen über Schopenhauer, von welchen die letzterschienene in der Septembernummer 1893 unsere besondere Aufmerksamkeit verdient. Zieht man den Chauvinismus in Betracht, welcher sich seit Sedan, nicht bloß in den Volksmassen Frankreichs äußert, sondern auch in leitenden, sonst achtungswerthen Journalen, in Büchern und Reden sich kundgibt, so hat die "Revue des deux Mondes" in Behandlung deutscher Angelegenheiten, und insbesondere der deutschen Litteratur, eine würdige Stellung eingenommen, wie sie eines so hochstehenden Journales angemessen ist. Schon seit einigen Jahren hat sie jährlich mehrere Blätter der deutschen Philosophie gewidmet, und Schopenhauer wurde von einigen ihrer besten Mitarbeiter besprochen, wie Brunetière und Bourdeau. — Der letzte Aufsatz in der "Revue", dessen Uebersetzung ich dringendst anempfehle, ist, wie der Titel bekennt, nicht eine ganz originelle Arbeit, sondern wesentlich auf Auszügen aus dem 8. Band der „Geschichte der neueren Philosophie" von Kuno Fischer in Heidelberg basirt, welcher Band den Titel „Arthur Schopenhauer" führt.

Schopenhauer wurde am 22. Februar 1788 geboren und nahm, nachdem er in der Jugend viel umhergewandert war, im Jahre 1831 seinen dauernden Wohnsitz in Frankfurt am Main, wo er auch seine Tage beschloß. Er war damals noch unbekannt, obwohl schon im Dezember 1818 sein System in einem Buch veröffentlicht worden war, welches in der Geschichte der Philosophie wirklich Epoche machte. Dieses Buch, aus welchem später so viele Denker, Schriftsteller und Künstler Belehrung und Begeisterung schöpften, erlebte zur Zeit seines Erscheinens nicht die geringste Spur von Erfolg. Von achthundert Exemplaren waren zehn Jahre später noch hundert und fünfzig an Hand und einhundert wurden als Makulatur verschnitten: die Ausgabe ist nie vergriffen worden. Schopenhauer, der wie kein Anderer den Gedanken seines Werthes lebendig in sich fühlte und der weniger als Andere seiner Einbildung Herr war, schob diesen Mißerfolg einer großen Verschwörung seitens der Universitätsprofessoren der Philosophie Deutschlands in die Schuhe, welche ein Einverständniß getroffen, ihn durch Schweigen todt zu machen und die es in Deutschland verboten hätten, seinen Namen zu nennen. Es wäre besser für ihn gewesen, wenn er sich selber gesagt haben würde, er sei zu früh gekommen und habe seine Zeit antizipirt.

Während der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts herrschte der optimistische Rationalismus in Deutschland. Die universelle Macht des Gedankens war proklamirt worden und überall, in den Dingen sowohl, wie in den denkenden Lebewesen, im menschlichen Dasein, in der Natur, auf Erden und im Himmel und sogar in der Politik wurde sie gefunden. Man sagte mit Hegel: „Alles was ist, ist vernünftig", und daß die Geschichte eine fortschreitende Evolution bedeute, den Fortschritt der sich bewußten Freiheit. Ein Philosoph, welcher erklärte, die Welt sei nur in Folge eines unglücklichen Versehens, eines blinden, unbewußten Willens, welches der wirkliche Ursprung des Alls sei, geschaffen worden, würde zu jener Zeit nur als ein trauriger Witzbold oder als ein melancholischer Narr verlacht worden sein. An einer Stelle in ihrem Buch über Deutschland erklärte Frau von Staël, genau so wie Schopenhauer, daß das Leben der Wille, der Wille das Leben sei und dieses das ganze Geheimniß des Universums und unseres Seins in sich begreife; aber sie sagt nicht, daß der Wille das Unglück und die Erbsünde sei; sie hat nicht den schöpferischen Dämon geschmäht, sie hat nicht, wie Schopenhauer es that, wenn er dem Schöpfer seine Werke vorhielt, gerufen: „Wie konntest du dich erkühnen, die heilige Ruhe des „Nichts" zu stören, um eine Welt zu erzeugen, welche nur ein Thal der Leiden, der Thränen und der Verbrechen ist?"

Es mag meiner bescheidenen Einwendung erlaubt werden (denn ich behaupte nicht, in die Geheimnisse der philosophischen Lehren eingeweiht zu sein), anzunehmen, daß Herr Volbert — unter welchem nom de plume, wie ich glaube, sich Viktor Cherbulliez in Genf verbirgt — der Autor der Abhandlung, in Bezug auf den Ausspruch: „Alles was ist, ist vernünftig", Hegel ein Unrecht zugefügt. Es kommt mir vor, daß Hegel nicht die Meinung ausdrücken wollte, daß der gegenwärtige Zustand der Dinge nicht besser sein könnte, sondern bloß sagen wollte, daß es das unabwendbare Resultat aller Ereignisse seit geschichtlicher Zeit sei und deshalb als eine Nothwendigkeit betrachtet werden müsse. — Das Zitat Hegels lautet denn auch: „Was vernünftig ist, ist wirklich, und was wirklich ist, das ist vernünftig." Der Satz ist in der Vorrede seiner Schrift: „Grundlinien der Philosophie des Rechts", Seite 17, im 8. Bande der gesammelten Werke enthalten.

Die nächste Stelle, welche Volbert von Hegel anführt, „daß die Geschichte eine vollständige Evolution bedeute", unterstützt, wie ich meine, diese Ansicht. Es muß jedoch zugestanden werden, daß Hegel, insofern er sein System im Anfang des 19. Jahrhunderts aufstellte, als noch ein absolut väterlicher Despotismus in ganz Europa vorherrschte, im Allgemeinen von allen liberal denkenden Menschen als ein Vertheidiger des Absolutismus und nicht des Liberalismus betrachtet wurde. Dennoch war seine Lehre in Wahrheit ein zweischneidiges Schwert. Heute mag ein König absolut herrschen und morgen mag eine Volkserhebung ihn vom Thron stürzen und

mitsammt seinem Anhang unter die Guillotine bringen. Die Revolution würde dann existiren und ebenso vernünftig sein, wie die gestürzte Despotenherrschaft. Es währte auch nicht lange, bis die Reaktionären Hegel's Philosophie als revolutionär verschrien, während die Radikalen sie kräftig vertheidigten.

„Die Zeiten wechselten", fährt Volbert fort, „und es stiegen Zweifel auf, ob die Vernunft der einzige Richter des menschlichen Geschickes sei. Die Nationen hatten durch unermüdliche Anstrengungen und mit dem Schweiß der Stirnen einen Theil ihrer Freiheiten erstritten; sie hatten Ansprüche ersiegt, welche sie, in dem Augenblick, als ihr Erfolg errungen wurde, unterschätzten, worüber sie sich sogar wunderten, weshalb sie nur gewünscht worden waren, um dann zu entdecken, daß die Hoffnung uns mehr Freude gewährt, als die Erfüllung. Die Wissenschaften machten staunenerregende Fortschritte. Diese verkündeten dem Volke, daß die Geschichte einem Märchen gleiche und die Welt umgewandelt werden würde. Trotz aller bewunderungswürdigen Entdeckungen aber fand man, daß die Summe des Guten und Bösen fast immer sich gleich bleibe, daß weder Eisenbahnen noch Telegraph, weder Chemie noch das physikalische Wissen die Leiden der Herzen zu lindern vermögen. Die Industrie wirkte Wunder; von der Nationalökonomie forderte man ein Gleiches, allein sie erklärte sich hülflos. Alte Traditionen und alte Gebräuche verloren sich und das Volk ward entrüstet über die neuen wie über die alten Dinge; es wußte keinen Ersatz und wartete auf Etwas, das nicht kam. Es schien, als ob Alles möglich sei und die Glückseligkeit war doch so schwer zu erringen, als zur Zeit, ehe noch die Dampfmaschine erfunden war. Man träumte viel und infolge dessen wurden die Nerven mehr und mehr gereizt und die Einbildung mehr aufgeregt und beunruhigt. Befriedigte Wünsche riefen neue hervor, und zu keiner Zeit war die Welt mehr für Vergnügungen eingenommen und empfindlicher gegen Entbehrungen. Die Weisen, welche sich mit Wenigem begnügten, wagten es nicht zu bekennen, daß sie zufrieden seien, und drückten unter einem Gemengsel eitler Phrasen ihre Langeweile aus. Von da an war eine pessimistische Philosophie sicher in der Eroberung der Gunst des Volkes. Schopenhauer stürzte Hegel vom Thron und wurde der Philosoph à la mode, und wo er behauptete, alles sei Dichtung, Lüge, müssiges Schaugepränge, da wurde sein Satz leicht aufgenommen und sein Spruch:

„Betrug ist Alles, Lug und Schein!"

von seinen Anhängern mit Behagen wiederholt.

„Er hatte gut gerechnet, daß sein Tag kommen würde, und sein plötzlicher Ruf gewährte ihm mehr Freude als Ueberraschung. In kurzer Zeit ward dieser Mann, so lange unberücksichtigt, mit sechzig Jahren ein berühmter Gelehrter, bewundert und verehrt. Leute kamen aus fernen Ländern, um ihn zu sehen, um Audienzen zu erbitten und waren stolz, wenn sie in

seiner Nähe an der Tafel des Hotels d'Angleterre speisen konnten. Die Damen, die Offiziere, welche in Frankfurt stationirt waren, studirten seine Werke und waren geblendet von diesem so lange unbekannt gebliebenen Propheten. Sein Geburtstag wurde gefeiert. Von überall her sandte man ihm Blumen, Geschenke, Widmungen in Vers und Prosa. Einige verglichen ihn mit König Arthus von der Tafelrunde, Andere verkündigten ihn als „den Kaiser der deutschen Philosophie". Soweit Herr Volbert.

Der Verfasser dieser Abhandlung, ein geborener Frankfurter, lebte länger als ein Jahr in der unmittelbaren Nachbarschaft von Schopenhauer's Wohnung, nachdem derselbe im Jahre 1831 hierhergezogen war. Er hat jedoch nie etwas von den großen Ovationen erfahren, welche man dem Philosophen darbrachte, wie sie der Essaist der "Revue des deux Mondes" so lebendig schildert. Dieser deutet vielleicht auf eine spätere Zeit. Es ist aber wohl kaum wahrscheinlich, daß die Damen von Schopenhauer's Lehren so entzückt wurden, ihn mit Blumen überraschten und mit Geschenken und Widmungen überschütteten, indem er in allen seinen Werken das schönere Geschlecht in fast brutaler Weise behandelt hat und den Frauen kaum den Besitz einer Seele erlaubte. Aber Herr Volbert ist, soweit es seine Schreibweise betrifft, ein typischer Franzose und hat, wie alle Franzosen, seine Lust an Uebertreibungen und grellen Farben.

„Das erste Mal", setzt die Abhandlung in der "Revue" fort, „daß einer seiner Verehrer es für angemessen erachtete, seine Hand zu küssen, brach er in einen Ausruf des Erstaunens aus, aber bald gewöhnte er sich an diese Zeremonie, und als er vernahm, daß ein reicher Mann, mit Erfolg ein Portrait des Philosophen erstanden hatte und sich mit der Absicht trug, eine Kapelle als einen Schrein der Verehrung dieses Bildes zu errichten, da bemerkte er bloß: „Dieses ist das Erste, was mir geweiht wird, wie viele wird es im Jahre 2000 geben?" Nach seinem Tode (1860) wuchs seine Glorie und verbreitete sich über die ganze Welt; seine Werke wurden in alle Sprachen übersetzt. Die Deutschen sind jedoch ein hochkritisches Volk und ihre Neigungen werden oft von rauhen Abkehrungen gefolgt. Da wird Einer oft vom eigenen Freund betrogen.

„Herr Gwinner, der Willensvollstrecker des erlauchten Todten, hielt es für angemessen, eine indiskrete Lebensbeschreibung seines Herrn, mit allen Einzelnheiten zu schreiben, die fast wie eine Anklage aussieht. Was aber Schopenhauer noch mehr schadete, war die Veröffentlichung seines Briefwechsels, in welchem er sich selbst so darstellt, wie er war. Der Mann erscheint unangenehm und es ward die Frage aufgeworfen, ob seine Philosophie ernst zu nehmen sei? Sie wurde näher geprüft und ohne Zusammenhang, sowie voller Widersprüche gefunden. Es ist leicht, in einem so schwierigen System, welches den Idealismus Kant's mit den Theorien von Cabanis und Helvetius, den Metamorphosen Lamarck's mit den Lehren Plato's

von den ewigen Ideen und den festen Gestaltungen, den abstraktesten und zartesten Schönheitsempfindungen mit der Seelenlehre, welche uns die Gedanken als eine Absonderung unseres Gehirns darstellt, und was soll ich noch mehr anführen? die Ironie Voltaire's mit den Entzückungen, den Gewissensängstigungen und der unaussprechlichen Milde eines Hindu-Messias verbindet, da ist es gewiß leicht, Widersprüche zu entdecken. Das Gebäude, so wurde gesagt, ruht nicht auf Stein. Dieses geht zu weit. „Ihr könnt euch nicht vom Menschen lossagen", wie M. Brunetière so wahr schreibt, welcher Worte äußerte, die nie vergessen werden."

Auch Kuno Fischer schildert Schopenhauer's System als unzusammenhängend, aber er läßt der Originalität des großen Denkers Gerechtigkeit wiederfahren, erkennt die Scharfsinnigkeit und Tiefe seiner Ansichten und die hervorragende Kraft seiner Darstellung in gebührender Weise an. Jean Paul, der ihn las, als kein Anderer ihn lesen mochte, vergleicht sein Buch mit den düsteren Seen Norwegens, die von allen Seiten mit schwarzen Felsenwällen umgeben sind, so daß sie die Sonne nie bescheinen kann, über die kein Vogel fliegt, deren Fläche nie ein Luftstrom zittern macht, deren Tiefe aber in klaren Nächten den Sternenhimmel wiederspiegelt. Er fügt hinzu: „Ich kann das Buch nur bewundern. Glücklich, daß ich seine Schlüsse nicht annehmen kann." Das ist auch etwa das Urtheil des Professors Fischer.

Die Widersprüche indessen, welche ihm in seiner Philosophie nachgewiesen werden, fügen ihm weniger ungerechten Schaden zu, als die Nachlässigkeit, mit welcher er sein Leben nach seinen Lehren einrichtete. — Die meisten Philosophen hatten ihre Schwächen, ihre Inkonsequenzen. Niemand würde von ihnen verlangen, daß sie Tugendhelden, große Karaktere, die Inkarnation einer Idee sein sollten, wie es die Pascal's, Spinoza's, Fichte's waren. Schopenhauer indessen scheint die unglückliche Lust besessen zu haben, in vielen Dingen seine eigenen Maximen und Prinzipien über den Haufen zu stürzen. Man lese seine Schriften, seine Briefe, und man wird finden, daß man es mit zwei einander in nichts ähnlichen Personen zu thun hat. Leopardi, indem er das Elend dieser Welt schildert, muß es auch empfunden haben. Nur aus einem zerrissenen Herzen, das vom Schicksal gemartert wurde, ringen sich die unsterblichen Klagen, welche nie ohne tiefe Erschütterung vernommen werden.

Der Pessimismus Schopenhauer's, nach dem intellektuellen Ausdruck des Herrn Kuno Fischer, ist „ein Pessimismus ohne Schmerzen; er war mit einem Glückskäppchen geboren und obwohl er das Licht der Welt an einem Freitag erblickte, so war er doch in der That ein Sonntagskind, ein Liebling der Götter, welche die besten Dinge dieser Welt verleihen: alle die Gaben des Geistes, eine vollkommene Unabhängigkeit [auch in Hinsicht der Vermögensverhältnisse – d. Uebers.], alle die freie Zeit, um seine geistigen Fakultäten entwickeln zu können, eine bestimmte Neigung, die er nicht erst heraus

zu fühlen brauchte, Werke, welche ihm einen Namen geben sollten, und bis in seine letzten Jahre eine unverwüstliche Gesundheit, den Schlaf eines Kindes, ein hohes Alter von der Sonne des Ruhmes erwärmt und erleuchtet und endlich einen schnellen und sanften Tod." Und in der That hat er diese Vortheile, womit er begünstigt wurde, nicht achtlos bei Seite gelassen. Wie oft brüstet er sich mit seinem Genie, mit seiner robusten Gesundheit, mit seiner Unabhängigkeit, mit seinen Werken und selbst mit seiner wohlgeformten Gestalt. Und dieser glückliche Mann tadelte das höchste Wesen, daß es ihn nicht mit noch mehr Glück begabte, indem es ihn mit noch größere Wohlthaten überschütte und ihm seine Geliebte, Fräulein Fiedler, in die Arme gebe. „Und dennoch", sagt er, „nach alle dem, so wie ich bin, mit sechshundert und dreißig Schillinge Einkommen, soll ich noch genöthigt sein, ihm [dem Schöpfer] zu danken!" — Sein Einkommen war weit größer als 630 Schillinge, er konnte ganz vortrefflich ohne noch besondere Wohlthaten auskommen; und daß er Fräulein Fiedler nicht heirathete, daran war sein Abscheu vor der Ehe schuld.

Konnte es gesagt werden, daß er zu lange auf die Ehre warten mußte, daß durch die Ungerechtigkeit seiner Zeitgenossen und bei dem Mißerfolg seiner Werke, seine Einbildungskraft verfinstert worden sei? Als er drei und zwanzig Jahre alt war und ehe er noch eine einzige Zeile geschrieben hatte, sagte er zu Wieland: „Das Leben ist eine mißliche Sache und ich will das meinige verwenden, über das Leben nachzudenken." Auf der andern Seite kann es aber wohl nicht angenommen werden, daß sein Pessimismus nur eine bloße Täuschung, eine Lüge war, eine Heuchelei, ein fixes litterarisches Vorurtheil. Er hatte das Thal der Thränen geschaut, welches er malte, aber nur in der Idee; und es erschien ihm in so leuchtender Klarheit, daß er sich nicht erwehren konnte, es schön zu finden. Er fühlte seine Klagen mit geheimer Wollust vermischt. „Die große Tragödie wurde im Theater gespielt", erzählt uns Fischer, „und er saß behaglich im weichgepolsterten Sperrsitz, die Brille in der Hand, welche ihm als Mikroskop diente, und während eine Anzahl Zuschauer das Spiel vergaß und an das Büffet ging, folgte er mit gespannter Aufmerksamkeit allen Einzelnheiten. In diesem Augenblick war Keiner ernster, als er, Niemand hatte einen durchdringenderen Blick, als er, und dann ging er nach Hause, eine tiefe Gemüthsbewegung von Trauer und Freude im Herzen und erzählte, was er gesehen hatte."

Es ist Gebrauch der Philosophen bei Gastmählern, besonders gegen den Schluß, sich damit selbst zu unterhalten, daß sie Gespräche über alle Schrecken pflegen, welche die Menschheit von Australien bis zum Nordpol quälen. Dieser Zug nach dem Verabscheuungswürdigen ist sehr unterhaltend. Es ist ein Vergnügen, wovon seßhafte Philister und Dorfpfarrer, welche nur ihre eigenen Kirchthürme kennen, keinen Begriff haben. Ein noch viel größeres

Vergnügen aber gewährt es, wenn man eine starke Vorstellungskraft besitzt und dazu die Gabe, Anderen das sehen zu lassen, was man selbst gesehen oder auch nur in der Einbildung geschaut hat. Schopenhauer war überzeugt, „daß die Welt ein Ort der Buße, eine Kolonie von Sträflingen sei.“ Er machte sich ein Vergnügen daraus, das Elend der Menschheit in der Weise darzustellen, wie ein englischer Romanschriftsteller die Strafanstalten und Armenhäuser schildert. Derjenige, der besser wie alle Andern die schauerliche Stille der Felsenseen Norwegens darzustellen vermag, besitzt auch den natürlichen Geschmack für gräßliche, öde Landschaften. Man lese die Briefe Schopenhauers und wird finden, daß wenn er weniger Pessimist gewesen wäre, er auch minder glücklich gewesen sein würde. Aus diesem Grunde könnte man die Anklage einer böswilligen Absicht gegen ihn erheben. Dieser Philosoph besitzt die Aufrichtigkeit eines Künstlers, und das ist doch gewiß Etwas.

Zu den Inkonsequenzen, welche seine Gegner ihm vorwerfen, gehört auch eine, die mich ganz und gar nicht aufregt: „Wenn er sich selbst getödtet haben würde“, sagen sie, „so könnten wir an seine Aufrichtigkeit glauben.“ Das ist sicherlich eine Forderung, die das Maß übersteigt. Ich habe nie begreifen können, daß Pessimisten, um ihre Lehren zu beweisen, nöthig hätten, sich selber durch den Kopf zu schießen. Es gab einmal einen, wenn ich nicht irre englischen, Uebersetzer des Lukrez, der auf den Rand einer jeden Seite seines Manuskriptes schrieb: “Nota bene, wenn ich diese Uebersetzung vollendet habe, werde ich mich umbringen.“ Er stellte das Werk fertig und tödtete sich dann, wodurch er bewies, daß er ein Mann von Wort sei. Wenn aber Schopenhauer verunglimpft wird, daß er nicht ebenso handelte, so wird vergessen, daß er in diesem Punkt mit seinen eigenen Lehren im Einklang stand, denn er hat ausdrücklich den Selbstmord verdammt. Hatte er nicht erklärt, der Weise müsse versuchen, seinen Willen der Nichtexistenz zu unterdrücken, daß der Unglückliche, welcher sich selbst tödtet, weit davon entfernt, seinen Willen getödtet zu haben, eben darum aufgehört habe zu leben, weil er nicht aufgehört habe, zu Wollen, sondern nur weil er den Willen, seine Leiden zu beenden, durch die That bekräftigte? „Das Leiden“, sagt er, „ist die höchste Stufe der Abtödtung, welche zur Ergebenheit und Erlösung führt; und ein Mensch, der Selbstmord begeht, ist wie ein Kranker, der nicht den Muth hat, sich einer schmerzhaften Operation zu unterwerfen und es deshalb vorzieht, mit der Krankheit behaftet zu bleiben.“

Nicht nur, daß er niemals den Gedanken der Selbstvernichtung hegte, sondern er beschäftigte sich zu allen Zeiten sorgsamst mit der Selbsterhaltung. Wohl wenige Menschen haben größere Sorgfalt auf die Erhaltung ihrer eigenen Persönlichkeit gelegt und größere Achtsamkeit angewendet, um gegen jeden möglichen Unfall geschützt zu sein, als er. — Die Furcht vor den Blattern trieb ihn fort von Neapel; er flüchtete sich aus Venedig, weil

der dort gebrauchte Schnupftabak giftig sei; er verließ Berlin, um der Cholera zu entgehen. Lange Zeit übte er die Gewohnheit, nicht eher in's Bett zu gehen, bis er ein geladenes Pistol unter das Kissen gelegt hatte. Seine Zimmer befanden sich zu ebener Erde, damit er schneller auf die Straße gelangen könne, im Fall Feuer ausbrechen würde. Nur mit seinem eigenen Messer durfte er rasirt werden, und vor Furcht, aus einem vergifteten Glase zu trinken, trug er stets einen ledernen Becher in seiner Tasche. Herr Bourdeau hatte Recht, indem er sagte, Schopenhauer habe den Spruch des alten Satyrikers auf sich anwenden können: „Ich fürchte nichts, als Gefahr." Dieses sind jedoch keine Karaktermerkmale, sie gehören der Psychologie und der Vererbung an. Er war ein geborener Wahnsinniger.

Seine Großmutter väterlicherseits war wahnsinnig gewesen; ebenso zwei seiner Oheime und sein Vater war überspannt. Vom ersten Monat der Schwängerschaft seiner Mutter behauptete sein Vater, Heinrich Floris Schopenhauer, sie würde ihm einen Sohn gebären, der ein großer Kaufmann werden würde und daß er den Namen Arthur haben solle, und da der Vater mit der Anglomanie behaftet war, so beschloß er, Arthur solle ein in der Haut geborener Engländer sein. Um das zu bezwecken, nahm er seine Gattin nach London, aber kaum hatte er sich hier niedergelassen, so änderte er seinen Plan, und in schlechter Jahreszeit, trotz der hochgehenden See, nahm er sie zurück nach Danzig, wo Arthur zwei Monate später geboren wurde. Daß ihre Entbindung glücklich von Statten ging, verdankte sie keineswegs ihrem Gatten. Dieser gab sich in einem Anfall von hitzigem Fieber selbst den Tod, indem er sich in Hamburg aus einem sehr hohen Dachfenster in einen der Kanäle stürzte. Er wäre nicht im Stande gewesen, ein Buch zu schreiben mit dem Titel: „Die Welt als Wille und Vorstellung." Er überließ dieses seinem Sohn zu schreiben, und Arthur verdient Beifall, daß er bewies, man könnte ein Verrückter sein und zu gleicher Zeit ein tiefer Denker.

Die Pessimisten haben von jeher den Weiberhaß affektirt, und Schopenhauer kündigte sich vom Anfang als einen abgehärteten Misogyn an. Wie viele Epigramme schoß er nicht auf „die Geschöpfe mit kurzen Ideen und langen Haaren" ab! Er wollte nicht einmal zugestehen, daß die Frauen schön seien. „Der Verstand der Männer", sagt er, „muß durch die Liebe verblendet worden sein, daß sie das andere Geschlecht bewundern." Und dennoch war dieser eingefleischte Weiberhasser von jeher ein Liebhaber der Frauen. Aber wir müssen den Philosophen die Widersprüche verzeihen, denn sie werden von den Frauen meistens dazu getrieben: Frauen sind erschaffen worden, auf daß wir die Widersprüche lieben. Dem Vergnügen, sie bewundern zu dürfen, paaren wir die Lust, sie zu schmähen. Gibt es eine Lust, die dieser gleich ist? Und Schopenhauer fröhnte dieser doppelten Lust aus tiefster Seele.

Den Frauen Uebles nachzureden, obwohl wir sie lieben, ist keine Todtsünde; wir sind aber erstaunt, daß ein Philosoph, der sich als großer Weiberverächter aufspielt, der zu gleicher Zeit, und zwar vom Anfang an, den größten Abscheu für das gemeine Volk, für den Bürgerstand, für die Philister, die souveräne Kanaille kundgibt, daß dieser so ängstlich besorgt sein konnte, zu erfahren, was sie von ihm dachten, daß er so sehr dem flüchtigen Rausch der Ehre eine grenzenlose Werthschätzung beilegte. Kein Mensch war mehr für seinen Ruhm besorgt, keiner hungriger nach Lob und Schmeicheleien, als Schopenhauer. Wer immer seine Werke im ungünstigen Sinn beurtheilte, war entweder ein Niemand, ein Schurke oder ein Dummkopf. Jene aber, die ihn lobten, waren seiner Achtung sicher. Aus seinen Briefen wird man sehen, daß er seine Schüler und besonders seinen Famulus Frauenstädt, beständig antrieb, die Lesezimmer zu besuchen, alle Bücher und Journale, kritische Monatsschriften ꝛc. sorgsam zu studieren und alle Stellen abzuschreiben, wo irgendwie etwas über Schopenhauer und sein Genie gesagt wurde.

Auch war er nicht immer mit ihren Untersuchungen zufrieden. „Was mich am meisten verdrießt", sagte er einst, „ist, daß ich nicht die Hälfte von dem gelesen habe, was über mich geschrieben wurde." Er war jedoch nicht ganz undankbar, denn er bekannte, „daß er zum mindesten viel Vergnügen genossen habe; und daß ein hohes, mit Rosen bekränztes Alter, selbst ein mit weißen Rosen geschmücktes, ein wahrer Segen sei." Je älter er wurde, desto mehr sänftigte sich sein Pessimismus. Der Ton seiner Briefe änderte sich, seine glühenden, leidenschaftlichen Ausfälle wurden von einer sarkastischen Munterkeit gefolgt. Er hatte früher mit Simonides bekannt, „das größte Glück sei, nicht zu sein." Jetzt entdeckte er, daß doch im Leben etwas Gutes sei, und er wünschte nichts sehnlicher, als die Verlängerung seiner Tage, und zwei Jahre vor seinem Tode schrieb er an einem seiner Freunde: „Der heilige Upanischred erklärt an zwei Stellen, daß die normale Lebensdauer hundert Jahre sei und Herr Flourens in seiner Abhandlung über Langlebigkeit sagt etwa dasselbe. Das ist ein wahrer Trost." Herr G. Volbert fügt hier einen Gedanken hinzu, dem ich nur im höchsten Grade beistimmen kann: „Von allen Eitelkeiten dieser Welt ist die Verzweiflung, welche von einer hundertjährigen Lebensdauer träumt, die thörichtste." — [Herr Körner, als er diese Abhandlung schrieb, war über 84 Jahre alt. — Der Uebersetzer.]

Schopenhauer war nicht bloß der beredtste aller Pessimisten, er war auch als Moralist durchaus gründlich und ebenso streng. Aber er übte diese Moral nicht selber, und seine Gegner waren in dieser Hinsicht über ihn im Vortheil. Er lehrte, Mildthätigkeit sei das Fundament jeglicher Moral, er aber beeilte sich, sofort hinzuzufügen, das wahre Mitleiden habe nichts mit einer lauwarmen Philanthropie gemein, „welche es uns erlaubt, das Un-

glück Anderer zu bejammern, während wir uns selbst in der eigenen Haut behaglich fühlen." Das heilige Mitleiden, welches er predigte, ist jenes, das schon Buddha kannte, die geheimnißvolle Tugend, welche nicht erworben werden kann, außer das Herz ist durchdrungen von dem Gedanken der Einheit aller Wesen. Wenn wir mit Kant glauben, daß Zeit und Raum nur Formen unserer Empfindungskraft seien, daß die Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit der Dinge nur eingebildeter Schein sei, der sich uns im Einklang mit unserem Begriffsvermögen zeige, so ist der Schleier der Maya zerrissen und das große Blendwerk verschwindet. Der mit sehenden Augen blinde Egoist unterscheidet sorgsamst zwischen sich selbst und dem, was nicht er selbst ist, er sieht im All seltsame Dinge, welche er zu seinen Zwecken benutzt, in Wahrheit aber glaubt er nur an die eigene Existenz. Für den Weisen gibt es kein „Ich" und kein „Nicht-Ich". Er entdeckt in der innersten Tiefe seines Seins das Prinzip der Welt, und erkennt sich selbst in Allem was da ist.

Schopenhauer, von allen Philosophen ist sicherlich derjenige, der am schärfsten und durchaus logisch die Selbstsucht verdammt, in der Praxis aber war er nie etwas anders, als ein eingefleischter Egoist. Eines Tages stand er auf dem Perron einer Eisenbahn, als ein Zug herannahte. Er sah einen Fremden, welcher eben die Bahn überschreiten wollte und schrie diesen an und hielt einen scharfen Vortrag über seine Unvorsichtigkeit. Das war vielleicht die ausgeprägteste Kundgebung seines „heiligen Mitleids", die er seinen Mitmenschen gegenüber jemals geäußert hat.

Er war ein Hagestolz, ein Kapitalist und ein ebenso großer Anglomane, wie sein Vater. Er wollte wie ein Engländer auf dem Kontinent leben, der in England alle Lasten eines dortigen Bürgerrechts zurückgelassen hatte und alle seine Verpflichtungen seiner Familie überließ. Da er die Stunden seiner Thätigkeit sorgfältig eingetheilt hatte, opferte er nie irgend Jemandem das Geringste von seinen Gewohnheiten. Nur ein Brand des Hauses hätte ihn von seinem Mittagsschläfchen abhalten können. Nichts durfte ihn stören in seinen Spaziergängen, oder vom Lesen der "London Times" zur bestimmten Stunde abhalten oder vom Blasen eines Liedchens auf der Flöte, bevor er seinen Rock anzog und seine weiße Kravatte anlegte, wenn er zur Mittagstafel sich vorbereitete. Er verwaltete sein Vermögen ebenso wie seine Zeit, und trotzdem er einige verunglückte Anlagen gemacht hatte, verdoppelte er sein Kapital und sein Einkommen. Das war alles recht schön, aber was würde Buddha dazu gesagt haben?

Es gibt liebenswürdige Egoisten, dazu aber gehörte Schopenhauer nicht. Seinen Gegnern gegenüber war er unversöhnlich, besonders gegenüber den Professoren der Philosophie an den Universitäten; und als in der reaktionären Zeit, welche der Auflösung des Frankfurter Parlaments folgte (1849), einige dieser Professoren von den Regierungen aus ihren Stellen entfernt

wurden, da empfand er die Freude eines Kannibalen, der seine Feinde verzehrt. Ob es Fichte war oder Schelling, Hegel oder Herbart, er behandelte alle seine Rivalen wie Charlatane, Plappermäuler, alte Weiber, Idioten und Humbugger. Dabei war er aber vorsichtig und erholte sich von einem Rechtsanwalt Rath, wie weit ein Philosoph wohl in seinen Schmähungen auf andere gehen dürfe, ohne sich einer gerichtlichen Verfolgung wegen Verleumdung zuzuziehen. Aus dem gleichen Grunde wartete er auf den Tod von Fichte und Hegel, ehe er öffentlich verkündete, was er von ihnen dachte.

Behandelte er seine Gegner en canaille, so mißhandelte er auch oftmals seine Freunde. Er kannte nur Freundschaft, die ihm nützlich war, und bloß diejenigen seiner Schüler wurden zum vertrauten Umgang herangezogen, die sich unablässig bemühten, seinen Ruhm zu verbreiten. Selbst Frauenstädt, der aufopfrungsvoll alles aufbot, um ihm Leser und Bewunderer zu verschaffen, und den er zuweilen seinen Theophrastus nannte, fiel einst bei ihm in Ungnade, als er in einem Journal, wie Schopenhauer glaubte, ihn nicht getreu gedeutet habe, und ein andermal, als er von einigen Professoren der Philosophie mit Achtung sich geäußert hatte. Wie er hart gegen seine Schüler verfuhr, denen er doch große Verpflichtungen schuldig war, so läßt sich leicht ermessen, daß er gegen gewöhnliche Leute noch gröber auftrat. In Berlin hatte er einst einen heftigen Streit mit einer Waschfrau, die er mißhandelte und zu Boden warf, wobei sie Verletzungen davontrug, für welche er verurtheilt wurde, ihr jährlich sechzig Thaler auszuzahlen. Als er die Nachricht von ihrem Tode erhielt, schrieb er auf die Rückseite des Briefes, der ihm die Kunde brachte: "Obit anus, obit onus."

Am seltsamsten aber und einzig in seiner Lebensgeschichte ist der Streit, den er mit seiner Mutter hatte, welche er zwanzig Jahre lang nicht ein einzigesmal besuchte. Johanna Schopenhauer war mehr bezaubernd, als schön. Sie liebte die Welt und verband Geschmack mit Anmuth. Im Jahre 1806, kurz nachdem sie sich in Weimar niedergelassen hatte, heirathete Goethe seine Geliebte, Christiane Vulpius, zum großen Skandal des Hofes und der Stadt. Er stellte sie Frau Schopenhauer vor, welche sie mit warmer Herzlichkeit empfing. „Seit er ihr seinen Namen gab", bemerkte sie, „können wir uns wohl erlauben, ihr eine Tasse Thee anzubieten." In dieser Weise gewann Johanna Schopenhauer sofort die Gunst des großen Mannes, und sehr bald darauf benachrichtigte sie ihren Sohn, daß ihr Salon ein litterarischer Sammelpunkt ohne Gleichen in Deutschland geworden sei.

Sie hatte diesem undankbaren Sohn die größten Dienste erwiesen. Das Gebot seines Vaters, der ihn zum Kaufmannstande verdammt hatte, wurde von ihr aufgehoben, und sie ermunterte ihn unablässig, den Beruf, für welchen er sich geboren fühlte, mit Eifer zu verfolgen. Aber ihre Karaktere harmonirten nicht zusammen. Sie war feingebildet und lebenslustig,

und mißbilligte nicht nur seine trüben Anschauungen, sondern auch seinen Stolz und sein olympisches, herrisches Wesen. „Obwohl es zu meiner Glückseligkeit nöthig ist," schrieb sie ihm, „zu wissen, daß Du glücklich bist, so habe ich doch kein Verlangen danach, Zeuge Deines Glückes zu sein und es wäre für mich eine Last, bei Dir zu leben." Er aber beschuldigte sie, sie liebe zu sehr das Gepränge und vergeude zu viel Geld. Was immer aber auch seine Beschwerden auf sich haben mochten, er würde nie mit ihr gebrochen haben, wenn sie nicht Biographien, Reiseschilderungen und Novellen geschrieben hätte, welche sich leicht verkauften, während die Prosa Arthurs keine Käufer fand. Diese Wunde heilte nie mehr. „Meine Bücher wird man lesen", schrieb er ihr einst, „wenn das letzte Stück der Deinigen längst als Makulatur weggeworfen ist." Ein Philosoph, der auf den litterarischen Erfolg seiner Mutter eifersüchtig sein kann, ist ein seltenes Schauspiel. Nach ihrem Tode fand Frauenstädt in den nachgelassenen Werken Feuerbachs ein schlecht gestochenes und nur wenig ähnliches Portrait von Johanna Schopenhauer. Er verlor keine Zeit, es seinem Herrn zuzusenden, welcher bemerkte; „Das Portrait ist gut getroffen. Gott vergebe mir's, aber es zwingt mich zum Lachen." Und doch war eine seiner Lehren, daß Geist mit Herzensgüte verglichen, sich wie das flackernde Licht der Kerze zur leuchtenden Klarheit der Sonne verhalte. „Gott vergebe mir's, aber es macht mich lachen!" Noch ein spöttischer Stich — was würde wohl Buddha dazu gesagt haben?

Zu seiner Rechtfertigung muß es bemerkt werden, daß er sich immer so darstellte, wie er war, das bezeugt sein Briefwechsel. Er bewunderte Rancé (den Reformator des Trappistenordens) sehr. Als er einst ein Bild von ihm sah, wurde er davon tief ergriffen und bemerkte dazu: „Das ist die Wirkung der Gnade. Er wußte es wohl, daß ihm diese Gemüthsart abging. Jenen, welche ihm vorwarfen, daß sein Betragen nicht mit seinen Lehren harmonire, antwortete er: „Merkt auf was ich sage, und nicht, was ich thue. Es ist genug für einen Bildhauer, daß er eine schöne Statue fertigt, er muß nicht auch noch selber schön sein."

Unglücklicher Weise, suchte er sich auch einen Platz unter den Religionsstiftern zu sichern. Diese Anmaßung aber verdarb alles. Die Stifter der Religionssekten üben ihre Lehren auch in der Praxis, und werden nach ihren Werken und Wundern beurtheilt. Wenn Franz von Assisi, während er die Armuth predigte, auch noch thätig gewesen wäre, Reichthümer zu sammeln und diese zu mehren, so würde er längst vergessen sein. Bacon war kein guter Mensch, was aber kümmert das uns? Er war nicht eitel darauf, ein Seelenretter zu sein; er war kein Apostel des Quietismus, einer Verleugnung aller Begierden, die nur durch Abtödtung des selbstsüchtigen Willens bestimmt werden kann. Eine unüberbrückbare Kluft befand sich zwischen dem Karakter Schopenhauers und der Rolle, welche er zu spielen vorgab. In der That, dieser gewaltige Widerspruch ist der einzige, an den ich Anstoß nehme.

Wie Kuno Fischer sehr richtig bemerkt, „wenn man Schopenhauer beurtheilt, muß man nicht vergessen, daß in seiner Jugend die Vergötterung des Genies die Religion der ganzen litterarischen Welt war.“ Diese Verehrung hatte ihren eigenen Kanon und ein eigenes Ritual. Es wurde angenommen, daß ein Mann, der Genie besaß, über alle gewöhnlichen Regeln, welche die Philister zu beobachten hatten, erhaben war. Seine Existenz war zu gleicher Zeit eine Ehre und eine glückliche Sache für die Menschheit, die er unterrichtete und mit seinen Werken erfreute. Er hatte keine andere Pflicht, als nur zu sein und dem Universum zu verkünden, was in seinem Geiste vorging. Alles was man von ihm forderte, war, daß er die Aufrichtigkeit eines Künstlers besaß. Schopenhauer brüstete sich damit, daß ihm die Natur einen so hohen Grad der Imagination und des empfindenden Gemüths verliehen habe, daß er beim Vortrag seiner eigenen Schriften Thränen vergießen könne. Er gab an, daß, wenn er es nicht vorgezogen haben würde, ein großer Philosoph zu werden, er ebenso leicht ein großer Schauspieler hätte werden können. Sein Genius vergleiche sich mit dem Mont Blanc oder der Sonne. Er betete einzig sich selbst an.

Warum aber wollte er einen neuen Gottesdienst zum Gebrauch für die Geringen aufbringen? Weshalb bildete er sich zu einer Zeit ein, Europa bedürfe einer neuen Religion; daß seine Philosophie sie hervorbringen und er der Buddha des Occidents würde? Er versuchte es seinen Schülern beizubringen, sie seien seine Apostel: er forderte sie auf, einer den andern zu besuchen und schrieb ihnen: „An irgend einem Ort, wo zwei von euch in meinem Namen versammelt sind, will ich mitten unter euch sein.“ In der That, in seinem Lebenswandel war dieser geübte Flötenspieler nie bange vor Dissonanzen und falschen Tönen.

Aber, fragen wir, nahm er wirklich den religiösen Karakter seiner Lehren für Ernst? Es ist schwer, dieses zu glauben. Die Deutschen, wenn sie einmal dran sind, sind große Geheimnißkrämer. In einer Militärschule in Oesterreich waren zwei Kadetten, welche im Geheimen die Nächte mit Grübeln über die Werke des großen Arthur zubrachten. Sie gelangten dabei zu der Ueberzeugung, daß, wenn sie ihren Willen, zu leben, tödten würden, die Welt zu Grunde gehen müßte. Sie waren vollkommen bereit, ihren Willen zu vernichten, hatten sie aber ein Recht, die Welt zu unterdrücken? Von diesen Skrupeln gequält, wandten sie sich an den Meister, welcher ein paar Wochen vor seinem Tode ihren Brief in einem Ton väterlicher Milde beantwortete, dieses sei eine der transzendentalen Fragen, welche zu lösen er sich nicht berufen fühle. Das ist etwa, was Mephistopheles den guten Leutchen zur Antwort gab, welche gekommen waren, ihm ihre Gewissenssachen zur Entscheidung vorzulegen.

Als er einst eine seiner Photographien betrachtete, fand er sich geruht zu sagen, daß er von der erstaunlichen Aehnlichkeit, welche seine Züge mit

denen des Fürsten Talleyrand gemein hatten, getroffen fühle, und er wünschte, daß andere ebenso betroffen sein sollten. Er wollte gern für ein undurchdringliches, mysteriöses, diabolisches Wesen gehalten werden, welches Alle, die sich ihm nahten, mit einer Art frommer Scheu erfüllte. Herr Chalomel Lacour, welcher nach Frankfurt kam um ihn zu sehen und der mit ihm im Hotel dinirte, schreibt darüber: „Seine langsam gesprochenen und monotonen Worte, welche über das Klingen der Gläser und die Ausbrüche der Lustigkeit meiner Tischnachbarn zu mir herübergelangten, versetzten mich in eine Art von Unbequemlichkeit, wie wenn ein kalter Windstoß aus der offenen Pforte des „Nichts" mir entgegenblies." Wenn man den Aristoteles, den Plato, Descartes, Malebranche, Spinoza, Kant oder Hegel liest, was immer man auch von ihren Systemen denken mag, man zweifelt nicht an ihrem guten Glauben. Sie besaßen alle jene metaphisische Offenheit, welches die höchste Tugend großer Denker ist. Wenn man aber Schopenhauer's „Die Welt als Wille und Vorstellung" oder sein „Parerga" liest, da ist man weniger sicher, man fürchtet, daß man düpirt wird. Der Bau scheint ziemlich gut, aber während wir ihn bewundern, kömmmt es unserer Einbildung fast vor, als hörten wir aus der Tiefe einer Höhle den geheimnißvollen Hohn des großen Zauberers, der den Tempel erbaute und der selbst über sein Werk lacht.

Schopenhauer betrachtete die bronzene Statuette Buddha's, in Tibet gegossen, welche er in Paris gekauft hatte, als eine der werthvollsten Zierden seines Studirzimmers. Sie stand auf einem Gesims und er hielt geheime Unterredungen mit dem „vollkommenen Wesen", mit dem Weisen der Weisen, dessen süßes Lächeln die Welt tröstete und gleichsam erlöse. Er mochte ebensowohl zu der Büste sagen: „Deiner Güte war deine Heiligkeit gleich, denn du hast das Prinzip der wahren Tugend entdeckt, aber über Alles, du machtest es dir zur Pflicht, die Tugend selbst zu üben." Schopenhauer hingegen hätte wohl als sein Motto den denkwürdigen Spruch Goethe's annehmen mögen, den dieser einem Studenten in's Album schrieb: „Es ist unser guter Gott, der uns die Nüsse gab, aber er knackt sie nicht für uns."

Der Essaist der "Revue des deux Mondes" ist gegenüber den Widersprüchen und der Zusammenhanglosigkeit Schopenhauer's nicht blind. Er verweilte öfters bei ihnen, aber er zeigte doch nicht den Widerspruch, der, wie es mich bedünkt, der größte von allen ist. Schopenhauer, in seiner Stellung zu fast allen philosophischen Systemen, geberdete sich wie ein Ikonoklast und keiner wurde boshafter von ihm verleumdet, als sein Vorläufer, Johann Gottlieb Fichte, und dennoch besteht in seiner und Fichte's Philosophie die größte Verwandtschaft, um nicht zu sagen Gleichheit. Was ist Schopenhauer's „Wille" anders als ein starkes Verlangen nach dem Leben, der Existenz, welches außerordentliche Streben unbewußt Allem anklebt, selbst den anorganischen Wesen, ein Zug, welcher der belebten Welt

stark eingeprägt ist und am höchsten den Menschen innewohnt. Alles außerhalb des individuellen Menschen ist ihm bloß „Vorstellung" (Idee). Die Welt spiegelt sich in seinem Gehirn. Fichtes „Ich" aber ist das Individuum, in gleicher Weise für seine Existenz mit Willenskraft belebt. Die äußere Welt ist ihm fremd, ist das „Nicht-Ich". Er empfindet bloß Erscheinungen. Wäre es nicht für diesen heißen Trieb der Existenz, welchen die schöpferische Kraft in ihm legte, so würde die Welt bald zum Abschluß kommen. Wäre dieser Lebenstrieb nur schwach oder ganz verborgen, so würde mancher Mensch sein Dasein mit einem spitzigen Instrument ein Ende machen, wenn ihn ein heftiges Zahnweh plagt.

Nach beiden (Fichte und Schopenhauer) stirbt die Welt, wenn das Individuum stirbt. Es ist wahr, von demselben Standpunkt zog Fichte, welcher die Menschen liebte und für sie zu leben strebte, verschiedene Schlüsse, wie auch Jean Paul und Frau von Staël andere Folgerungen daraus ableiteten. Das aber raubt Fichten keineswegs das Verdienst, wenn es überhaupt ein Verdienst ist, der Urheber von Schopenhauer's System zu sein, und noch weniger rechtfertigte es die Schmähungen, welche der letztere im Uebermaß auf Fichten gehäuft hat.

Theodor Körner,
Sein Leben und sein Dichten.

Denkrede gehalten bei Gelegenheit der Feier des hundertjährigen Geburtstags Körner's im "Deutschen Litterarischen Klub von Cincinnati." am 23. Septem. 1891.

Wir stehen heute Abend im Geiste an dem Denkmal eines Mannes, den das deutsche Volk hat schätzen und lieben gelernt, wie kaum einen zweiten seiner Söhne; an dem Stamm einer deutschen Eiche, die gerade ihren hundertsten Jahresring vollendet hat; wir sind hier versammelt, um am Altar der Liebe und Achtung sein Andenken neu aufzufrischen, zu unserer eigenen Freude und Erquickung. Der Mann, dessen Gedächtniß wir heute ehren, ist nicht die hervorragendste Größe unseres Volkes, des deutschen Vaterlandes, er ist nicht der erste seiner Dichter, seiner Volksweisen, seiner Staatsmänner oder Krieger, seiner Künstler, seiner Denker — nicht einmal der Ersten einer, aber er ist von Allem das, was einem Elternpaar ein Lieblingskind ist, das wohlerzogen und wohlgesittet und mit Geist und Gemüth ausgestattet war, daß es, nachdem es den Eltern früh entrissen worden, eine leere Stelle in der Familie zurückließ, die durch die übrigen Kinder nicht gefüllt werden konnte. Theodor Körner gehört zu denjenigen Männern unseres Volkes, die durch ihre Kunst und ihr ausgeprägtes Vaterlandsgefühl, durch den Adel ihrer Gesinnung, wie der Reinheit ihrer Sitten so weithin leuchten, wie es edelgesinnte, hochherzig denkende Menschen gibt, denen der materielle Zug noch nicht alles Gefühl für das Erhabene, das Schöne, das wahrhaft Gute abgestumpft und getödtet hat. Mit Recht feiern wir hier sein Gedächtniß. Laßt es uns in dem Sinne thun, daß wir sein Leben und sein Wirken uns vor Augen führen und dann uns an dem von ihm hinterlassenen Erbe durch Betrachtung auf's Neue erfreuen und geistig erquicken.

Karl Theodor Körner wurde am 23. September 1791 in der Stadt Dresden geboren. Sein Vater, Christian Gottfried Körner, war bis 1813 Appellationsrath in Dresden, seitdem bis zu seinem 1831 erfolgten Tode als königlich preußischer Staatsrath in Berlin thätig, ist als Schriftsteller auf dem staatswissenschaftlichen Felde, als hervorragender Aesthetiker, sowie durch die Herausgabe von Schillers Werken, denen er eine selbstverfaßte Biographie Schillers voranstellte, und schließlich als gleichmäßiger Theilnehmer an dem von Frau von Wolzogen bearbeiteten Leben Schillers wohlbekannt. Er und seine hochgebildete, feinfühlend veranlagte Gattin gehörten zu den vertrautesten Freunden des Dichters des „Lied von der Glocke", welcher auch auf Körners anmuthig gelegenem Weinberg in Loschwitz bei Dresden fast zwei Jahre (Spätsommer 1785 bis Juni 1787) wohnte und dort den „Don Carlos" nicht bloß vollendete, sondern gänzlich neu umarbeitete. Wie intim das Verhältniß Schiller's zu der Körner'schen

Familie war und bis zu des Dichters Tode geblieben ist, bezeugt der ausgedehnte und umfangreiche Briefwechsel Schillers mit Körner, welcher 1847 zu Berlin veröffentlicht wurde. Auch fanden gelegentliche Besuche Schillers auf dem Loschwitzer Gute, bis kurz vordem Schiller starb, statt. Noch andere Dichter verkehrten in dem gastlichen Körner'schen Hause, wenn auch minder intim. So Goethe, Herder, Wieland, Matthisson, Tiedge (in Begleitung der Freifrau von der Recke, deren ständiger Amanuensis er war), Christian Friedrich Huber (Schillers Freund und Landsmann), der Däne Oehlenschläger und mehrere Andere noch. — Ich habe diesen innigen Verkehr der verschiedenen Dichter mit der Familie von Körner's Eltern etwas breit geschildert, um den späteren Entwickelungsgang des jungen Dichters leichter verständlich zu machen.

Zu Theodor's Lehrern gehörten Dippoldt und der Konrektor Küttner an der Kreuzschule. Beide nährten in ihm die glühende Liebe für Alterthum, Kunst und Poesie. Außerdem war ihm der Vater der beste Freund und Lehrer. Die ersten poetischen Versuche wurden durch das Lesen von Schiller's Gedichten angeregt, welche die Eltern als Hausgötter verehrten — sandte doch Schiller während seiner Lebenszeit die meisten seiner Dichtungen vor dem Druck in Abschriften an Körner's Vater, zur kritischen Prüfung. Daß der Sohn schon als zwölfjähriger Knabe Verse machte, bezeugt sein Vater. Ob sich aber etwas davon erhalten hat, ist bei dem kritischen Verständniß der Eltern kaum anzunehmen. Im Jahre 1804 förderte der Dichter Oehlenschläger, welcher sich eine zeitlang in Dresden aufhielt, erklärend und anregend die Talente des künftigen Poeten. Dieser wähnte sich schon als einen angehenden Dichter, besonders da er Neigung und eine große Leichtigkeit in der Behandlung der Form in sich spürte, was er für das Anzeichen des späteren Berufes hielt. Der Vater aber rief ihm Goethe's Mahnruf an junge Dichter zu:

„Jüngling, merke dir bei Zeiten,
Wo sich Geist und Sinn erhöht,
Daß die Muse zu b e g l e i t e n,
Doch zu l e i t e n nicht versteht —

und forderte von Theodor, daß er sich einen Beruf wähle, und als dieser unschlüssig war, sandte er ihn 1808 auf die Bergbauakademie nach Freiberg. Der noch biegsame junge Geist ergriff mit Liebe das bergmännische Studium, umsomehr, als er hier auch in den Freistunden, unbehindert von der scharfen Kritik des Vaters, seinen dichterischen Neigungen nachhängen durfte. Auch gleichgesinnte Genossen fand er hier, besonders den hochbegabten und im selben Alter stehenden Karl Friedrich Schneider, dessen jähen Tod (er verunglückte beim Schlittschuhlaufen) Körner in der That poetisch schön besungen hat. Nach einem fast zweijährigen Aufenthalt in Freiberg ging der junge Körner nach Leipzig, wo er die Universität bezog und Philosophie

studirte. Vorher, im Sommer 1810, machte er noch eine Fußreise nach der Oberlausitz und in die schlesischen Gebirge. Der frische Eindruck, den er hier genoß, bekunden die Gedichte, „Erinnerungen an Schlesien."

In Leipzig empfahl ihn allenthalben sein musikalisches und poetisches Talent, das er gern zur Erholung und zum geselligen Vergnügen anwendete und übte. Um diese Zeit gab er auch eine Sammlung seiner frühesten Gedichte heraus, unter dem Titel „Knospen" (Leipz. 1810). Sein Vater hatte ihm bisher abgerathen, meinte aber nun, es sei nicht schlimm, wenn er auch einmal seine Kraft an der fremden Kritik prüfe. In den meisten dieser Versuche zeigte sich das Talent, einzelne Momente mit Gefühl und Wärme schnell und leicht in gefällige, wohlklingende Verse zusammenzustellen; aber meist ergriff er nur romantische Klänge und Schatten, statt des poetischen Geistes. Doch konnte damals eine Rechtweisung, die nicht ausblieb, keine tiefe Wirkung auf seinen Geist üben, da er in jenes dichterische Scheinleben voll glänzender, doch unstäter Jugendträume noch zu sehr versunken war und dem ungebundenen Umgange mit seinen Studiengenossen so fest anhing, daß er die Meinung zu hegen schien, man müsse, um genial zu sein, sich des tieferen Studiums der Kunst entschlagen und seinem Talent, wohin immer dieses führen würde, vertrauensvoll folgen.

Die Vernachlässigung wissenschaftlicher Studien konnte man ihm leichter vergeben, da er gewiß zum eigentlichen Gelehrten nicht geboren war und nur, um dem Wunsche der für ihn besorgten Seinigen zu willfahren, diese nebensächlich mitbetrieb. Der Zauber der Poesie hatte ihn schon zu sehr gefesselt. Das für ihn neue und überraschende Studentenleben aber riß ihn, trotz der zarten Gemüthsanlagen, die er aus seiner Jugenderziehung gewonnen hatte, mit sich fort. Nicht daß er am Zechen und an erotischen Abenteuern Gefallen gefunden hätte, es war nur der thörichte Wahn, für die Ehre der akademischen Verbindung, der er angehörte (Markaria nannte sie sich), immer mit dem Schläger parat stehen zu müssen, in blutigen Kämpfen auch auf der Gasse der Führer seiner Partei zu sein. Und im Fechten, Rennen, Reiten, Schwimmen und Ringen war Keiner dem jungen Körner überlegen. Ein solcher Zweikampf nöthigte ihn, die Universität wieder zu verlassen (1811). Ein Glück für ihn, denn er schwebte in Gefahr, in seinem Streben nach dem Höheren durch wüstes Treiben gehemmt und in eine niedrige Sphäre herabgezogen zu werden. Bei längerem Aufenthalte in diesem plan- und ziellosen Herumtreiben hätte er sein Ideal ganz und gar verlieren müssen, indem die Poesie, welcher er anhing, für ihn noch nicht die Gestalt der Wahrheit und des eigenen Selbsts gewonnen hatte, und zumeist in, freilich gewandten, Nachahmungen sich erging.

Er hatte die Gedichte des genialen Bürger, der in der elterlichen Familie wie Gift verpönt war, sowie die des ebenfalls genialen Joh. Christian Günther unter die Hände bekommen und es ging ihm, wie es Vielen, z. B.

den Nachahmern Heinrich Heine's, ging: Was in des Meisters Hand zu prickelndem, sinnlich berauschendem Champagner wurde, das ward unter den Händen des schülerhaften Nachbildners nur ein armseliges geschmackloses Gebräu. Zum Glück ist von all diesem Seichtwasser Körners nichts bis auf uns gekommen, außer der Abglanz von Bürger in einigen seiner erzählenden Gedichte: „Treuröschen", „Das gestörte Glück", „Der geplagte Bräutigam", „Wallhaide" ꝛc. Wenn man bei diesen, nach des Dichters Tode vom Vater behutsam ausgewählten, Gedichten nicht die oft frappirendste Nachbildung in der Form bemerken würde (z. B. Körners „Treuröschen" — „Es war ein Jüngling wohl keck und kühn" und Bürgers „Das Lied von Treue" — „Wer gern treueigen sein Liebchen hat") und das später noch in Wien an seine Braut gedichtete „Mein hohes Lied von der Einzigen" neben Bürger's „Das hohe Lied von der Einzigen" bemerken würde, so könnte man der Tradition, daß der junge Körner in Leipzig Bürger's schlimmste Seite kopirt habe, kaum Glauben schenken.

Nach der Relegirung von der Leipziger Universität erlangte der Vater mit großer Mühe für den Sohn Aufnahme in Berlin (Ostern 1811), wo er neben den fortgesetzten philologischen Studien, auch Naturwissenschaften trieb und neue Gefahr lief, in den Strudel des akademischen Treibens hineinzugerathen. Allein ein Fieberanfall schwächte ihn so sehr, daß er schon im Sommer dieses Jahres nach Karlsbad reisen mußte, wo seine Eltern sich aufhielten. Hier wurde er mit Matthisson, Tiedge und dessen Protektorin, Elise von der Recke, bekannt, die den dichterischen Anlagen des Jünglings hohen Beifall zollten.

Um Theodor nun in eine Lage zu versetzen, in welcher er, frei von jenen gefährlichen Verbindungen, sich der höheren Ausbildung seines Geistes und dichterischen Talentes widmen konnte, beschloß der Vater, ihn in Wien einzuführen, wo eine neue Welt sich ihm aufthat. Wilhelm von Humboldt, damals preußischer Gesandter am Wiener Hofe, war es, an den er ihn quasi addressirte, und in der Humboldt'schen Familie fand sich Körner bald als Liebkind im Hause. Ein so angesehener Beschützer, wie Humboldt, verschaffte dem jugendlichen Dichter bald Zutritt zu den ersten Kreisen der Kaiserstadt.

Er hatte für den Dresdener Kapellmeister Weinlig in Karlsbad den Text zu einer Oper geschrieben: „Alfred der Große", den er in Wien vollendete. Den zweiten Akt las er eines Abends im Humboldt'schen Hause vor (den ersten Akt hatte er bereits von Karlsbad an Weinlig gesandt), und Humboldt meinte, er habe Anlage zum Dramendichter, doch müsse er sich etwas konkreter halten. Das regte den jungen Dichter Körner an, sich als Dramatiker zu versuchen. Er schrieb die beiden Lustspiele, „Die Braut" und „Der grüne Domino", die kurz vor Weihnachten 1811 vollendet wurden. Am drauffolgenden 17. Januar wurden beide Stücke im Burgtheater

aufgeführt. Krüger und Korn spielten die beiden Rollen in der „Braut“ und im „Grünen Domino“ Demoiselle Krüger die der Maria und eine Demoiselle Antonie Adamberger die Pauline. Die beiden Stücke gefielen den lachlustigen Wienern sehr und mußten in derselben Woche dreimal wiederholt werden. Der junge Dichter aber war überglücklich. Noch in der gleichen Nacht schrieb er an die Eltern: „Soeben komme ich aus dem Burgtheater, wo zum ersten Male meine beiden kleinen Stücke mit einem Beifall gegeben wurden, den ich mir als Anfänger nicht geträumt habe.“

Aber das Glück sollte ihm an diesem Abend doppelt lachen. — In der Darstellerin der Pauline fand er eine liebenswürdige junge Dame, die ihn sofort bezauberte und die später seine Braut wurde. „Die Adamberger braucht nur den Mund zu öffnen, um zu bezaubern“, schrieb er in dem genannten Brief an seine Eltern. Sie hielt ihn bereits in dem Netz der Liebe gefangen, ohne daß sie auch nur eine Ahnung davon haben konnte.

Seit Anfang des Jahres hatte er ein ernstes Drama in Bearbeitung, nach Ewald von Kleist's Novelle: „Die Verlobung auf St. Domingo.“ Er änderte sofort den Namen des Stückes wie den der Heldin in „Toni“ um und schrieb die Hauptpartie geradezu für die von ihm im Stillen Angebetete. Am 1. Februar schrieb er darüber an seine Eltern: „Ich bin fleißig gewesen; ich habe in der vorigen Woche ein Drama in Jamben und drei Aufzügen, „Toni“ genannt, vollendet. .... Wem ich es vorgelesen habe, der ist auch damit zufrieden gewesen, und ich darf mich selbst wohl rühmen, wie ich in der Leichtigkeit und dem Flusse der Jamben weiter gekommen bin. Das Stück ist voll Theaterkoups und verspricht wohl eine gute Aufnahme. Besondere Mühe habe ich mir mit einem Monolog der Toni, den ich in Stanzen geschrieben habe, gegeben.“ — Es mußte zwischen ihm und dem Fräulein Adamberger, seiner Toni, wie er sie später nannte, schon zu einem kleinen Liebeshandel gekommen sein, denn der Dichter, welcher sich in dem schlafenden Gustav darstellt, läßt der Schauspielerin in diesem Monolog eine Herzenserklärung auf offener Szene sprechen.

„Doch wunderbar, wie mit des Lichtes Beben
Der Sterne Glanz die Mitternacht durchbricht,
So trat aus einem unbekannten Leben
Ein schönes Bild im reichen Zauberlicht,
Es ruft mir zu, ich kann nicht widerstreben
Und eine Stimme gibt's, die in mir spricht:
Das bleibt dir treu, wenn Alle dich verließen,
An diese Seele hat dich Gott gewiesen.“

Und zum Schluß:

„Ich hab' es früh, sehr früh hab' ich's empfunden,
Des Schicksals Zorn sei eines Gottes Fluch! —

Da fand ich ihn, die Erde war verschwunden,
Ich wußte nicht, was mich zum Himmel trug,
Und in dem Wechsel unbekannter Triebe
Verklärte sich der Zaubergruß der Liebe!" —

Als am 17. April 1812 das Stück mit großem Beifall zum ersten Mal aufgeführt worden war, schrieb Körner beglückt an seine Eltern: „Seit langer Zeit hat kein Stück den guten Erfolg gehabt. Heute fliegen die Gratulationen um mich herum, wo ich mich sehen lasse. . . . . Bei mir bewährt sich der Satz, daß man mit einem leichten Sinn und frischen Muth mit Jedermann auskommt. Alle Dichter klagen über Kabalen, ich habe noch nichts davon empfunden, denn ich mache keine, bin mit Jedermann höflich und zuvorkommend und die Meisten haben mich gern. Auch aus dem geheimen Buch der Liebe läßt er einen Gedanken an seine Eltern hinausfliegen: „Der Adamberger gab der Gedanke, daß ich das Stück für sie geschrieben hatte und daß es ihren Namen trägt (sie heißt Toni), ungewöhnliches Feuer. Auch ihre größten Neiderinnen sind entzückt." Das war ein naives Bekenntniß seines Herzenszustandes, und die Eltern mußten blind sein, wenn sie dasselbe nicht zwischen den Zeilen herauslasen.

Inzwischen hatte die Liebe, die ihn gefangen hielt und von der er seinen Eltern noch kein offenes Geständniß machen durfte, den jungen Dichter vollständig umgewandelt. Da war nichts mehr von dem wilden Burschen der „Markaria" in Leipzig und später in Berlin zu sehen. Er war eingezogen und fleißig. Von dem Verbringen der Abendzeit gab er den Eltern nur dürftige Kunde. Erst im Herbst 1812 schloß er sich einem großen Chor an, welcher Händel's „Alexanderfest" zur Aufführung brachte, wozu er einen Prolog dichtete, der bei dieser Gelegenheit gesprochen wurde. Er hatte freien Zutritt zum Theater. Dort spielte entweder seine Geliebte oder er traf sie in der Loge. Seit wann dauerte diese Vertrautheit? Das ist ein Geheimniß geblieben. Die darauf bezüglichen Gedichte sind ohne Datum, geben nur die Jahreszahl 1812 an. Aber sie legen sein Herz offen und verkünden die Quelle seines neuerwachten Thätigkeitstriebes. In dem Gedicht „An die Geliebte" singt er:

„Wie du mir zum ersten Mal erschienen,
Ach! ich seh dich jetzt noch vor mir stehn,
Wie du mir mit diesen Engelsmienen
Wie aus ferner Himmelswelt erschienen;
Mädchen, du warst gar zu wunderschön!"

Wann das gewesen war, verräth er in einem Briefe an seine Eltern, datirt „Wien, den 13. Jänner 1813", worin er schreibt: „Am 17. denkt an mich, da habe ich meine süßliebe Braut zum ersten Male gesehen." — Nach der vorstehenden dichterlichen Plattitüde fährt er fort:

„Wie ich dann ein still unendlich Lieben
In der treuen Dichterbrust empfand,
Und zuletzt von heißer Gluth getrieben
Dir den ersten, ersten Brief geschrieben
Und verwegen mein Gefühl gestand." u. s. w.

Daß die Schauspielerin den schmucken Jüngling nicht mit gleichgültigen Augen schaute, wird uns bald klar. Sie wurden einig, aber die Eltern des Dichters durften's noch nicht erfahren: war er doch der Sohn einer hocharistokratischen, begüterten Familie und sie — Schauspielerin. Er aber macht in dem Gedicht, „Der Dreiklang des Lebens" ein Geständniß:

„Verzweifeln wollt' ich an der Gottheit Strahle! —
Da sah ich dich, dich und ein einz'ger Blick,
Jungfräulich wie der Mai im Blüthenthale,
Rief mich zu meiner Dichterwelt zurück."

Seine junge Liebe war es, die ihm den Trieb des Schaffens auf's Neue geweckt hatte. Er wollte höher streben, höher und höher, damit er für sich und seine künftige Gemahlin, wie er in einem Briefe vom 9. Januar 1813 an seine Eltern schreibt, „etwas zu essen und wohl etwas mehr" haben möchte. Wußte er doch Ende Juni 1812 noch nicht, ob er mit seinen Eltern in Bezug auf die Verlobung nicht etwa zerfallen würde. Bis Mitte Juli 1812 hatte er diesen direkt noch nichts davon vernehmen lassen. Am 28. Juli nennt er sie noch in einem Briefe „die Adamberger". Daß er aber fest entschlossen war, sie zu ehelichen, Eltern Zustimmung oder nicht, geht aus dem Gedicht, „Zum 13. Juni, dem Namenstage der Braut, 1812", klar hervor. Er wendet sich darin an „das ewige Auge, das über Welten Blitze des Lebens leuchtend gesandt" und fleht im Gebet:

„Führe mich freundlich
In ihren Armen
Langsam der Jahre
Steigen hinab.
Laß all' die knospenden
Blüthen der Freude
Schmücken die Braut,
Daß wir in seliger
Schwebender Ruhe
Sorglos des Lebens
Wirbel durchgleiten,
Bis uns des Grabes
Dämmernde Ahnung
Beide auf einmal
Freundlich begrüßt."

Und er strebte redlich, mit voller Kraft. Es ist geradezu erstaunlich, was er alles in den 13 Monaten (Januar 1812 bis Ende Februar 1813) schuf. Kein anderer deutscher Dichter kann sich eines so unbändigen Fleißes rühmen. Viele der dramatischen Produkte, welche von ihm schnell nacheinander auf die Bühne gebracht wurden, zogen die Aufmerksamkeit der litterarischen Welt bald auf den jungen unbekannten Dichter. Einige empfahlen sich als artige Kleingkeiten, wie der „Nachtwächter", der „Vetter aus Bremen", der „Wachtmeister", „Die Gouvernante". Andere waren ernsterer Art, wie „Die Sühne", „Hedwig, die Banditenbraut", die alle in Wien zur Zeit zur Aufführung gelangten. Außerdem schrieb er noch das fünfaktige Trauerspiel „Rosamunde", unstreitig sein bestes und vollendetstes Werk, „Joseph Heydrich oder deutsche Treue" und die Singspiele und Opern: „Das Fischermädchen", lyrisches Drama, mit der Musik von Hofrath J. P. Schmidt, in Berlin, Breslau, Dresden und Leipzig mehrmals aufgeführt; „Der vierjährige Posten", Singspiel in einem Akt, in Musik gesetzt von Steinacker in Wien und daselbst aufgeführt; „Die Bergknappen", eine zweiaktige Oper, komponirt von Helwig in Berlin; „Alfred der Große", Oper in zwei Akten, ursprünglich für Weinlig geschrieben, der sie liegen ließ, dann umgearbeitet und für Gyrowetz in Wien zur musikalischen Bearbeitung bestimmt, der auch mit der Komposition nicht zu Stande kam und nach des Dichters Tode von J. P. Schmidt in Musik gesetzt und im königlichen Opernhause zu Berlin aufgeführt; und „Der Kampf mit dem Drachen", Singspiel in einem Aufzug. Hauptsächlich aber erwarb ihm sein Trauerspiel „Zrinyi", das mit ungewöhnlichem Beifall aufgenommen wurde, einen Theaterruf. Ganz Wien jubelte ihm Beifall zu und trug die erste Aufführung (30. Dezember 1812) dem jungen Körner die Stelle eines k. k. Theaterdichters ein.

Ueber die Aufnahme dieses Stückes schreibt er am Neujahrstag 1813 an seine Eltern in höchst maßvoller Weise: „Ich glaube Euch nicht besser zum neuen Jahre Glück wünschen zu können, als mit der Nachricht, daß Zrinyi sehr gefallen hat. Der erste Akt ging sehr gut, der zweite begeisterte das Publikum, der dritte erhielt es in dieser Stimmung, der vierte sank etwas durch das Spiel der Weiber, das unter Mittelmäßigkeit war, der fünfte schlug mit dem letzten Knalleffekt wüthend drein. Grüner (der den Zrinyi spielte) war schon nach dem zweiten Akt herausgerufen worden, man rief ihn am Schluß wieder und darauf mich. Ich wollte nicht gern gehen, weil fast kein Beispiel ist, daß ein Dichter, der nicht zugleich Schauspieler wäre, herausgerufen ward; Grüner zog mich aber hinaus. Ich wurde sehr enthusiastisch begrüßt, und weil doch ein Dichter nicht stumm sein darf, so nahm ich mir den Muth und sagte Einiges" ..... Und in richtiger Selbsterkenntniß schreibt er weiter: „Das Gefühl, das ich bei der Vorstellung klar hatte, es sei Manches zu gedehnt und große Wiederholungen nicht selten, bewog mich, zu streichen. Ich kam so dem allgemeinen

Wunsch entgegen, da die Vorstellung bis halb elf Uhr gedauert hatte und die Leute gern vor zehn Uhr zu Hause sind. Dieser Aenderung verdanke ich den verdoppelten Beifall der zweiten und dritten Vorstellung. . . . Helenen's Tod macht großen Streit; den Meisten ist er gar zu fürchterlich. Ich läugne es nicht, der Eindruck war selbst für mich nicht ohne geheimen Schauer."

Die Begeisterung der Wiener nahm zusehends zu. Am 9. Januar 1813 schreibt er darüber an seine Eltern: „Ich habe Euch heute Manches zu erzählen, was Euch freuen wird. Erstens ließ mich am Samstag der Erzherzog Karl durch seinen Adjutanten abholen, um ihm vorgestellt zu werden. Er sprach über eine halbe Stunde auf das Gütigste und Herzlichste mit mir, größtentheils über Litteratur, zuletzt aber über Meinungen und Gesinnungen, wo mir das Herz aufging und ich frisch von der Seele wegschwatzte, was ihn sehr zu freuen schien. Er entließ mich mit den Worten: es sei ihm lieb, solch wackeren jungen Deutschen kennen gelernt zu haben. — Ich rechne es zu den schönsten Vorfällen meines Lebens. —

„Zweitens habe ich die Ehre, Ihnen, verehrteste Angehörige, in meiner Person den kaiserl. königl. Hof-Theaterdichter Theodor Körner vorzustellen. Wie ich erwartet hatte, geschah es. Palfy machte mir Anträge, Lobkowitz erfuhr es und ließ mir dasselbe vorschlagen. (Letzterer war Intendant des Hoftheaters, Ersterer des Theaters an der Wien.) Wenn ich in ökonomischer Hinsicht beim Theater an der Wien gewonnen hätte, so ist der Gewinn an einem gebildeten Publikum und einem vollendeten Künstlerverein am Hoftheater gewiß höher anzuschlagen. Draußen durfte ich nur für Kouliſſenreißer schreiben, in der Stadt liegt das komische und ernste Feld in gleicher Freiheit vor mir. Heut früh habe ich abgeschlossen. Ich liefere zwei große Stücke, wovon jedes einen Theaterabend ausfüllt und zwei kleinere Nachspiele, und übernehme die sogenannten Bearbeitungen. Dagegen erhalte ich einen Jahrgehalt von 1500 Gulden Wiener Währung und jede meiner Arbeiten über das Verdungene wird mir besonders und sehr gut bezahlt, habe auch Freiheit zu reisen, wenn ich will, sobald ich nur meine Stücke geliefert habe. Der Kontrakt ist auf drei Jahre geschlossen und gefällt es mir länger, so tret' ich in's förmliche Dekret und meine Pensionsfähigkeit wird nach dem Tage des Kontraktschlusses gerechnet."

Bisher hatte den jungen Körner das Glück getragen und er lebte ganz in diesem Glück. Die Kritiker hatten den vielversprechenden Jüngling verschont. Jetzt aber war er Hoftheaterdichter geworden und die Kabalen, von denen er früher berichtete, daß sie ihn nicht träfen, begannen nun sich mehr und mehr zu zeigen und traten dann offen hervor. Vielen seiner Freunde hatte schon vor dem Dichter und dessen Richtung gebangt, welcher sein Talent in Wien so leicht nehmen konnte. Aufgefordert von einem großen, nach materiellem Theateraffekt so begierigen, Publikum thätig zu sein und von Zeit zu Zeit immer Neues zu liefern, da er doch bisher nur auf dem Felde

der Lyrik einheimisch, ohne tiefere und große Kenntniß der Welt, ohne eigene reife Erfahrung, ohne den scharf beobachtenden Blick in die mannigfach verschiedenen Kreise und Zustände der Menschen und in dem weiten Gebiet der Geschichte war, in welcher der ächte dramatische Dichter die Beleuchtung seiner Stücke wie mit einem Zauber fallen läßt, alles das schien für seinen wahren Ruhm höchst bedenklich zu sein.

Bestätigt wurden mehrere dieser Besorgnisse durch einige Aeußerungen tieferer Kenner, welche auch im „Zrinh" nur sein lyrisches Talent, umhangen von dem äußeren Prunk des theatralischen Kothurns in dem brillanten Feuer der Wiener Theaterkunst aufsliegen sahen. Die kleine feindliche Kabale, die sich schon zu bilden begann, behauptete, der Dichter suche in seinen ersten Dramen Schiller's hohen Pathos mit Kotzebue's Theaterpraxis zu verbinden. Andere traten noch schärfer hervor, indem sie andeuteten, er könne nur Schiller abklatschen und strebe diese Nachahmung durch veränderte dramatische Situationen zu verdecken. Man muß zugestehen, diese Kritiker hatten viel für sich. Prüft man z. B. das früheste seiner Dramen, „Toni", dann „Die Sühne", „Hedwig", selbst „Zrinh", so sieht man in ihnen überall den Schiller'schen Geist und oft sogar die eigenen Worte wiederkehren, ohne mit Schillers packender Gewalt zu wirken, durch welche wir von der Kunst des größten deutschen Tragöden erschüttert werden.

Ohne dem Gegenstand unserer heutigen Achtungsbezeugungen im Entferntesten zu nahe treten zu wollen, muß ich hier doch einige Beispiele aus „Toni" (sie lassen sich aus der „Sühne", „Zrinh" ꝛc. ebenfalls zahlreich bringen) vorführen, welche das Gerechte jener Kritiken klar zeigen:

Im ersten Akt, 8. Szene, sagt Gustav und zwar beim ersten Anblick der Toni: „Schön muß es sein, in diesem Traum zu sterben." — Das konnte Karlos wohl sagen, nachdem er die Schaale der Liebe geleert hatte und sie ihm nun, gefüllt mit Wehrmuth zum Todesbecher geworden war. — Im selben Akt, 11. Auftritt, sagt die Negerin Babekan: „Wohl, so vollend ichs ganz allein!" Wem fällt dabei nicht der „Tell" ein? — Die Schlußszene des ersten Aktes bringt einen Anklang an „Don Karlos": „Die Zeit liegt schuldlos hinter mir", und aus den „Piccolominis": „Sprich, hast du je geliebt, hast du der Erde höchste Seligkeit, der Erde höchste Schmerzen schon empfunden?" In beiden Fällen ein höchst unpassender Theateraffekt. — Im 6. Auftritt des zweiten Aktes spricht Toni: „Die ihn herabzog aus dem Reich der Träume." „Jungfrau von Orleans." Und im 7. Auftritt wüthet der Negerhauptmann Hoango: „Mach deine Rechnung mit dem Himmel!" — „Vogt", hätte er noch hinzufügen können, und Schillers „Tell" stände lebendig vor uns.

Ich könnte noch hunderte von derartigen Stellen bringen, allein diese müssen genügen. — Der junge Dichter empfand die Gewalt dieser Kritiken auf's Tiefste. Er suchte ihnen aus dem Wege zu gehen, und feilte an der

„Rosamunde“ weit mehr, als er es früher gethan. Dieses Trauerspiel, das beste von Allem was Körner gedichtet hat, und wozu Franz Schubert voller Begeisterung eine herrliche Ouverture schrieb, gewann durch die Nachfeile an Tiefe, aber verlor auch die bezaubernde Natürlichkeit und Frische, womit das Wiener Publikum bestochen werden konnte. Diese Tragödie erlangte deshalb auch nie mehr, als einen Achtungserfolg.

Nach und nach fühlte es der Jüngling, daß die Scheinbilder des poetischen Erfolgs seinen kräftigen Lebensdrang nicht befriedigen konnten, und daß die Leere, welche ein beständiges Umherschweifen in Klangen und Bildern und die Schwelgereien des Gefühles zurücklassen, den ihm innewohnenden muthigstarken Geist erdrücken und das Verlangen nach Verwirklichung seiner ritterlichen Ideale hintertreiben würde. Er hatte den festen Zielpunkt seines Lebens noch nicht gefunden. Wie konnte er das Leben in fremden Handlungen bilden und darstellen, in dem er selbst noch nicht einheimisch geworden? Wie leicht wäre der hochstrebende Jüngling unter die niederen Lieblinge des Publikums herabgesunken, mit welchen er keinen Ruhm zu theilen verlangte.

Sein guter Genius rief ihn warnend auf die Bahn der Thaten. Ein neues Morgenroth brach nach einer langen trüben Sklavennacht über Deutschland herein. Mächtig erscholl auch in Körner's Brust der Ruf, und der hochgesinnte Jüngling, der schon längst die Schmach seines Vaterlandes mit bitterem Weh empfunden hatte, säumte keinen Augenblick, die Leyer mit dem Schwert zu vertauschen. Er verließ mit fröhlichem Jugendmuth seine so glücklichen Verhältnisse, trennte sich von so manchen geliebten Herzen und zog den Rüstungen in Schlesien entgegen.

Jetzt, in der Laufbahn des Krieges, fand er das Ziel seines thatendurstigen Strebens. Hier fand er hochherzige Jünglinge, die mit ihm wetteifernd sich verbanden auf Leben und Tod. Hier fand er ernste Beschäftigung, hier auch den Stoff der Gesänge, den wahren Geist der Poesie, welchen die ernste Zeit verlangte, und der Sturm der Thaten, der ihn umbrauste, tönte kräftig in dem männlichen Liede. Die besten, kühnsten, wahrsten Lieder hat er in dieser Periode hervorgebracht.

Am 10. März 1813 gab er seinen Entschluß, in das Lützow'sche Freikorps von Büchsenjägern einzutreten, seinen Eltern brieflich kund. „Deutschland steht auf“, schrieb er an seinen Vater, „der preußische Adler erweckt in allen treuen Herzen durch seine kühnen Flügelschläge die große Hoffnung einer deutschen, wenigstens norddeutschen Freiheit. Meine Kunst seufzt nach ihrem Vaterlande. Nenn's nicht Uebermuth, Leichtsinn, Wildheit! — Jetzt ist es bei Gott ein würdiges Gefühl, das mich treibt, jetzt ist es die mächtige Ueberzeugung, daß kein Opfer zu groß sei für das höchste menschliche Gut, für seines Volkes Freiheit! ..... Soll ich in feiger Begeisterung meinen siegenden Brüdern meinen Jubel nachleiern? Soll ich Komödien treiben

auf dem Spotttheater, wenn ich den Muth und die Kraft mir zutraue, auf dem Theater des Ernstes mitzusprechen? Ich weiß, du wirst manche Unruhe erleiden müssen, die Mutter wird weinen! Gott tröste sie! Ich kann's Euch nicht ersparen. Meine Meinung ist die: zum Opfertode für die Freiheit und für die Ehre seiner Nation ist Keiner zu gut, wohl aber sind Viele zu schlecht dazu."

Am 15. März verließ er Wien und wenige Tage später traf er bei den schwarzen Jägern ein. Als Lützows Adjutant nahm er an jenen kühnen Unternehmungen theil, durch welche sich die tapfere Schaar dem Feinde im Rücken so gefürchtet machte, daß Napoleon mit innerem Grimm ihren Untergang beschloß. Bei Kitzen, wo Körner schwer verwundet wurde, war es den Franzosen durch Verrath beinahe gelungen, ihn zu fangen. Er wurde aber durch seine Kameraden und zwei menschenfreundliche Bauern aufgehoben und gepflegt, so daß er noch vor dem Waffenstillstand wieder zu seinem Korps zurückkehren konnte. Vom 17. August an erneuerten sich die Feindseligkeiten und die Lützow'schen Jäger, welche dem Marschall Davoust gegenüberstanden, waren fast täglich im Gefecht, wobei sich Körner durch Kühnheit vor allen Andern auszeichnete. In einem solchen Gefecht, nachdem sie wie Sturmwind aus einem Gehölz hervorgebrochen, verlor er am 26. August 1813, auf einem Felde neben der Straße von Schwerin nach Gadebusch, eine halbe Stunde westlich von Rosenberg, sein jugendkräftiges Leben. Eine Gewehrkugel hatte seinen Unterleib durchbohrt und nach einigen Minuten hörte er auf zu athmen. Wie ein kaum flügge gewordener Aar war er voll Muth auf die welschen Geier, die den heimischen Horst zerrissen und plünderten, losgestürmt, als noch die zagen Königsvögel sich in den schlesischen und böhmischen Bergen und Klüften scheu versteckten. Die Kralle des Geiers hatte ihn getroffen. Mit ihm verblutete einer der edelsten Heldensöhne Deutschlands unter dem räuberischen Blei des Korsen sein junges, vielversprechendes Leben.

Eine Stunde vor dem Anfang des Gefechtes hatte Körner, nach einem Nachtmarsche, das bekannte „Schwertlied" in dem erwähnten Walde vollendet und seinen Freunden vorgelesen. Mit dem Schwert in der Faust lag er am Boden.

Schwertlied.

Du Schwert an meiner Linken,
Was soll dein heitres Blinken?
Schau'st mich so freundlich an,
Hab' meine Freude dran. — Hurrah!

„Mich trägt ein wackrer Reiter,
„Drum blink' ich auch so heiter,
„Bin freien Mannes Wehr;
„Das freut dem Schwerte sehr." — Hurrah!

Ja, gutes Schwert, frei bin ich
Und liebe dich herzinnig,
Als wärst du mir getraut,
Als eine liebe Braut. — Hurrah!

„Dir hab' ich's ja ergeben,
„Mein lichtes Eisenleben.
„Ach wären wir getraut!
„Wann holst du deine Braut?" — Hurrah!

Zur Brautnachts-Morgenröthe
Ruft festlich die Trompete;
Wenn die Kanonen schrei'n,
Hol' ich das Liebchen ein. — Hurrah!

„O seliges Umfangen!
„Ich harre mit Verlangen.
„Du Bräut'gam, hole mich,
„Mein Kränzchen bleibt für dich." — Hurrah!

Was klirrst du in der Scheide,
Du helle Eisenfreude,
So wild, so schlachtenfroh?
Mein Schwert, was klirrst du so? — Hurrah!

„Wohl klirr' ich in der Scheide;
„Ich sehne mich zum Streite,
„Recht wild und schlachtenfroh.
„Drum, Reiter, klirr' ich so." — Hurrah!

Bleib' doch im engen Stübchen.
Was willst du hier, mein Liebchen?
Bleib' still im Kämmerlein,
Bleib', bald hol' ich dich ein. — Hurrah!

„Laß mich nicht lange warten!
„O schöner Liebesgarten,
„Voll Röslein blutigroth,
„Und aufgeblühtem Tod." — Hurrah!

So komm' denn aus der Scheide,
Du Reiters Augenweide.
Heraus, mein Schwert, heraus!
Führ' dich in's Vaterhaus. — Hurrah!

„Ach herrlich ist's im Freien,
„Im rüst'gen Hochzeitreihen!
„Wie glänzt im Sonnenstrahl
„So bräutlich hell der Stahl! — Hurrah!

Wohlauf, ihr kecken Streiter,
Wohlauf, ihr deutschen Reiter!
Wird euch das Herz nicht warm?
Nehmt's Liebchen in den Arm! — Hurrah!

Erst that es an der Linken
Nur ganz verstohlen blinken;
Doch an die Rechte traut
Gott sichtbarlich die Braut. — Hurrah!

Drum drückt den liebeheißen
Bräutlichen Mund von Eisen
An eure Lippen fest,
Fluch! wer die Braut verläßt! — Hurrah!

Nun laßt das Liebchen singen,
Daß helle Funken springen!
Der Hochzeitmorgen graut. —
Hurrah, du Eisenbraut! — Hurrah!

Er war für immer mit seiner Eisenbraut im Tode vermählt. Seine Leiche wurde, wie die des nach ihm gefallenen jungen Grafen Hardenberg, fortgeführt, von den Freunden mit Eichenlaub bekränzt, und mit militärischen Ehrenbezeugungen, begleitet von allen Offizieren des Korps und allen Waffenbrüdern, die ihn näher kannten, unter einer alten Eiche bei dem Dorfe Wöbbelin begraben. Sein Name schmückt die Rinde dieses Baumes. Der damals regierende Großherzog von Mecklenburg schenkte dem Vater Körner's einen Platz von 45 Quadratruthen um die Grabstätte, in deren Mitte sich ein nach des Vaters Idee in Eisen gegossenes Denkmal erhebt, welches die Stätte verkündet, wo der junge Held unter der berühmt gewordenen „Körnereiche" den ewigen Schlaf hält.

Theodor Körner ist eine typische Figur des deutschen Volkskarakters. Er war ideal angelegt, wurde von Kindesbeinen zum geistigen Streben von den Eltern angefeuert; und er war sanft und folgsam. Der rohe materielle Zug, welcher dem angelsächsischen Kinde von Jugend auf anklebt, und den man fälschlicherweise als einen Trieb der Freiheit verkündet hat; das unbekümmert leichtsinnige Wesen der romanischen Kinderwelt gingen beide dem deutschen Knaben ab, als Frucht einer strengen sittlichen Erziehung. Durch diesen sorgsam gepflegten Karakterzug wurde Körner schon in frühester Jugend auf die Bahn der edleren Genüsse gelenkt, und so entwickelte sich bei ihm der poetische Zug bereits in den Jahren, wo bei den meisten Kindern der Schulmeister kaum anfängt, mit dem Bakel den Flegel auszuwalken.

Seine poetische Fruchtbarkeit ist geradezu erstaunlich — nein furchtbar! In einem Alter von weniger als zwei und zwanzig Jahren hat Körner zwei

fünfaktige Trauerspiele, zwei dreiaktige Dramen, ein einaktiges Drama, sechs Lustspiele (Einakter), zwei zweiaktige Operntexte, vier einaktige Singspiele, vier Erzählungen (Prosa) und über neuntausend (genau 9141) Verse lyrischer Gedichte geschrieben. Der ungeheuern Fülle entspricht die Tiefe keineswegs. Ueber seine dramatischen Arbeiten habe ich mich schon ausgesprochen. Was dort gesagt wurde, gilt auch von seinen lyrischen Werken. Von epischen hat er nur drei Fragmente geliefert, die allerdings auf Erwartungsvolles schließen lassen, wenn ihm ein längeres Leben vergönnt gewesen wäre. Man merkt an den Gedichten die Strömungen, die ihn jeweilig beherrschten. Er war weniger ein Dichter des eigenen Ich's, als ein noch befangener, aber begeisterter Nachbildner. Von den „Knospen" sind nur die „Bergmannslieder" und die „Erinnerungen an Schlesien" aus eigenen Stoffen gebildet und, obwohl nicht ohne fremden Zierrath, noch sehr schwache Schöpfungen. Die andern Sachen sind Nachahmungen Schillers. Wem fällt nicht Schiller ein bei „Brutus' Abschied":

Stolzer Brutus, kannst du von mir scheiden,
Fesseln nimmer dich der Liebe Freuden?
Rastlos treibt's dich von der Gattin Brust.
Wohl ist dir's wenn Heere sich umarmen,
Wenn sich Schwerter blutigroth erwarmen;
Und das Mordgeschrei ist deine Lust! —

wen erinnert es nicht an das Schiller'sche Lied, „Hektor's Abschied von Andromache"? — Von den „Vermischten Gedichten" und den „Gelegenheitsgedichten", die erst nach des Dichter's Tode gedruckt wurden, ist fast nur dasselbe zu sagen. Zuerst fällt einem Schiller's Einfluß auf, dann wie bereits bemerkt Bürger's, später Tiedge's und Matthisson's. Man findet leicht die Parallelen. Wenn Körner singt: „Schweigend in des Abends Stille", oder „Ich denke dein im Morgenlicht des Maien", oder „An Adelaide", so fallen einem sofort die Vorbilder ein: „Schweigend in der Abenddämmrung Stille", oder „Ich denke dein, wenn durch den Hain der Nachtigallen Akkorde schallen" und Matthissons „Adelaide". Auch der sentimentale Zug der Elegiker schwebt dann über das sonst so jugendlich heitere Wesen des Dichters. Ein einziger Versuch in der griechischen Odenform, „An Phöbus", in der asklepiadischen Strophe, fiel so schwach aus, daß er keinen zweiten mehr gewagt hat.

Dennoch gibt es unter diesen Gedichten, zumeist in Wien entstanden, einige wenige, die aus dem hellen Innern klar und rein emporsprudelten. Ich will hier nur nennen: „Es blinken so freundlich die Sterne", „Gar fröhlich tret ich in die Welt", das Bundeslied: „Freudig treten wir zusammen", „Harras, der kühne Springer" (ganz in Bürger'scher Manier), die Uebersetzung des "La Sentinelle" — „Der Ritter muß zum blut'gen Kampf hinaus" u. s. w. — Im Großen und Ganzen aber ist es Stuben-

poesie, Wein aus Anderer Fässer geschöpft, und von diesem Fremdwesen hatte er selber eine Ahnung.

Da riß ihn der Krieg hinaus in die Welt, die er nun erst mit eigenen Augen maß. Im Nu war auch seine Bücherpoetik verflogen in der stürmischen Atmosphäre der Zeit. Alle Vorbilder, denen er über Gebühr angeklebt, waren verschwunden, aber der Dichter war in ihm geblieben. Nun schollen seine Lieder hell und frisch in die Welt. Er hatte die Zeit erkannt, und eine reiche Ader poetischer Stoffe blinkte ihm golden aus dem Liederschacht entgegen, die er nicht unbeachtet liegen ließ.

Körner wurde zum Tyrtäus des Freiheitsheeres von 1813. Seine Lieder wurden, so wie sie entstanden, auf Blättern gedruckt und unter die Krieger vertheilt, die sie nach bekannten Melodien sangen. Ueberall erscholllen seine feurigen Weisen: „Frisch auf, mein Volk! die Flammenzeichen rauchen!" „In's Feld, in's Feld! die Rachegeister mahnen!" „Was zieht ihr die Stirne so finster und kraus?" „Frisch auf, ihr Jäger, frei und flink! die Büchsen von der Wand!" „Ahnungsgrauend, todesmuthig bricht der große Morgen an!" „Frisch auf, frisch auf mit raschem Flug!" „Hör' uns Allmächtiger! Hör' uns Allgütiger! Himmlischer Lenker der Schlachten!" und viele andere.

Seine Truppe, das Lützow'sche Freikorps, hat er mit dem Liede, „Lützow's wilde Jagd" verewigt, wie keine andere Heldenschaar je verewigt worden ist. Später wurden diese „Leyer- und Schwertlieder" noch tiefer in's deutsche Volksherz getragen, als Karl Maria von Weber ihnen seine magischen Klänge einhauchte und sie so durch Meisterhand lebendig wurden. Nicht in seinem „Zrinh", nicht in seiner „Rosamunde", nicht in seinen Dramen und Lustspielen und seinen übrigen lyrischen Gedichten erkennen wir in Theodor Körner den großen deutschen Dichter, in seinen „Leyer- und Schwertliedern" allein tritt er vor uns, als ein ächter deutscher vaterländischer Sänger, dessen Ruhm nie vergehen wird „so weit die deutsche Zunge klingt und Gott im Himmel Lieder singt!" Da ist keine überfirnißte Hohlheit, keine Leere, da ist das ganze Herz sprudelnd voll von patriotischer Poesie. Deshalb ehren wir mit Fug und Recht heute das Andenken von Theodor Körner, dem deutschen Tyrtäus!

Ein Reformator der deutschen Dichtkunst.

August, Graf von Platen.

Denkrede gehalten bei der Feier des fünfzigjährigen Todestags Platen's im "Deutschen Litterarischen Klub von Cincinnati", am 9. Dezember 1885.

Während das halbe Jahrhundert, von 1740 bis 1790 aufbauend, den höchsten Blütestand in der deutschen Litteratur erklomm — wir nennen es die klassische Periode derselben — wirkten mancherlei Ursachen, daß das nachfolgende halbe Säkulum rückschreitend agirte. Die Ursache dieser Erscheinung läßt sich kurzweg in dem Zusammenbruch der politischen Zustände Europas suchen, welcher mit der französischen Revolution seinen Anfang nahm. Goethe, im Jahre 1825 schreibend, theilt den Litteraturzustand Deutschlands in vier Epochen ein, die er folgendermaßen karakterisirt:

1. Von 1740 bis 1790 – die Griechische, Formsuchende;
2. Von 1790 bis 1810 – die Französische, von der Form sich entfernende;
3. Von 1810 bis 1820 – die Altdeutsche, ins Formlose strebende;
4. Seit 1820 – die Spanische, im Formlosen umherirrende Epoche.

Die beiden letzten Zeitabschnitte (von 1810 bis 1835) sind es, die wir vornehmlich ins Auge fassen wollen. Die klassische Epoche, durch Klopstock begonnen, durch Lessings und Herders Kritiken und des letzteren „Fragmente über die neuere deutsche Litteratur" geläutert, durch Wieland verschönert und durch Bürger, Goethe, Schiller und Jean Paul in rein deutsche Bahnen gelenkt, lebte nur noch in Goethe's und Jean Paul's Personen fort, die wie einsam stehen gebliebene Säulen eines herrlichen Tempels verehrt und bewundert wurden. Rings umher war Verwilderung eingetreten. Während der politischen Sturm- und Drang-Periode, welche mit der Niederwerfung des Franzosenkaisers endigte, beherrschte das Kriegs- und Vaterlandslied vornehmlich die Szene. Arndt, Körner, Stägemann und Andere hatten mit Tyrtäusweisen das Volk begeistert und einen Enthusiasmus entflammt, der in der Verdrängung des Erbfeindes sich den Siegeslorbeer errang.

Nun war Deutschland zwar den äußeren Feind los, aber im Innern war es nicht frei, und die Stellung des Volkes zu seinen Fürsten, sogar diese zu einander, blieb eine ungelöste Frage. Dieser bodenlose Zustand äußerte sich auch in der Litteratur der Zeit, die, wie ein Sklave behandelt, sich nirgends frei äußern durfte. Die Zensur witterte überall Anschläge gegen Fürsten und Staatsdiener, und auch das Unbefangenste wurde verpönt. Dadurch bildeten sich schroffe Gegensätze. Dienstbeflissene Knechtseelen fanden sich zur Genüge, um der Reaktion beim Fesseln des Geistes hülfreiche Hand zu leisten, während die freiheitlich gesinnte Jugend in Ketten knirschte. Es gab nur noch Revolutionäre und Sklaven. Die ersteren wurden mundtodt gemacht, nach der Schweiz, nach Frankreich, England und Amerika

vertrieben; die letzteren regten die Menge auf, sie beherrschend, ihr dienend; und sie dachten nicht, daß die platte Menge sich wieder aufrichten, sich erheben und ausbilden könne, um Verdienst, Halb- und Unverdienst zu unterscheiden. Wo außer diesen beiden Klassen noch ein freigeistiger Funke im Busen lebte, wurde er sorgsamst zugedeckt; und da sich der Dichtertrieb doch irgendwie äußern mußte, so gerieth er in unbefangene Bahnen. Goethe, sich den Verhältnissen anpassend, trieb nach dem Lied und nach der philosophischen Betrachtung; er wurde darin, sowie in seinen orientalischen Dichtungen durch Rückert gefolgt, während Uhland, Schiller nachbildend, sich vorwiegend auf das Gebiet der Ballade und poetischen Erzählung warf. Die große Masse aber tappte im Finstern umher, einen neuen Ausweg suchend.

Das war eine traurige Zeit, jene Zeit der Reaktion, von Goethe in sarkastischer Weise, aber durchaus wahr dargestellt, indem er über sie schreibt: „Unsere heutige Epoche können wir füglich die enkomiastische nennen. Sowohl unmittelbar gegenwärtige Verdienste, als kürzlich geschiedene und längst dahingegangene werden gefeiert. Geburtstage lassen die Freunde nie unbegrüßt vorbei; silberne und goldene Hochzeiten geben Anlaß zu Festen; .... und weil nun die lebhaftesten Segnungen auf Gesundheit, auf dauernden Ruhm und verlängertes Leben nicht ausbleiben dürfen, so fügt sich so schönen Prämissen als nothwendige Konklusion ein löbliches "Ergo bibamus" hinzu."

Es konnte nicht ausbleiben, daß sich eine Sehnsucht regen mußte, aus diesen unwürdigen Verhältnissen hinauszugelangen; und in der That äußerten sich auch baldigst Stimmen, die neue Wege ausriefen. Aber diese neuen Wege führten nicht, wie die Klopstocks, ins Land des Ideals, noch segelten die zu neuen Entdeckungen ausgesandten Schiffe auf dem Strom des klassischen Alterthums, wie Herders und Wielands. Bizarre Straßen und morästige Sümpfe wurden aufgesucht, welche nur barocke Szenerien und schlüpfrige Gedankenbilder boten. Die Form wurde rauher, ungeschliffener und der Inhalt geist- und gedankenloser, bis ins Alberne streifend.

Zwei besondere Eigenarten traten auf, welche die Zerstörung, die Auflösung des klassischen Ideals betrieben: die sog. „Schicksalsdichter" und die „Romantiker." Beide verdanken ihr Entstehen den politischen Zuständen der Zeit. Da alle staatlichen und kirchenpolitischen Angelegenheiten nur in Verhüllung erscheinen durften, und jede, auch die entfernteste Anspielung, als eine Lüftung des vorgeschriebenen Feigenblattes von der Zensur geahndet wurde, Lösungen aber bei Romanen, Dramen, Epen stets nothwendige Bedingnisse sind, bei welchen, wenn sie in das organische Volksleben real eingreifen, leicht politische Deuteleien betroffen werden können, so erfand die eine dieser Schulen einen ungefährlichen Ausweg, indem sie, statt der aus dem Leben auf natürliche Weise resultirenden Lösung das prädestini-

rende Schicksal eintreten ließ. Die dieser widernatürlichen, hohlen Richtung folgende Dichterklasse erhielt, da die meisten für die Bühne schrieben, den Beinamen, „Schicksalstragöden." Ihre Hauptträger waren Zacharias Werner, Kotzebue, E. T. A. Hoffmann, Iffland, Müllner, Raupach, Houwald und anfänglich auch Grillparzer.

Dieser Klasse entgegen stand eine andere Schule, die der sogenannten „Romantiker." Auch sie vermied, aus gleichen Gründen den festen Boden der Wirklichkeit, indem sie fernliegende Zustände und Begebenheiten mit einem romanhaften Glorienschein umgab und in philosophische Gewandung einkleidete. Wie den Schicksalsdichtern das Prinzip des Jung-Stillingschen Mystizismus vorleuchtete, so entfernt sie auch im Grunde genommen von dem religiösen Geisteswege Stillings abseits wandeln mochten; ebenso diente den Romantikern die kritisirende Philosophie Kants, mit etwas Beimischung von Hamanns Gedankenmagie, als Untergrund, auf den sie ihre theoretisirenden Bilder malten. Goethe nannte es die Epoche der forcirten Talente. Ihre Begründer und Hauptvertreter waren Hardenberg (ps. Novalis), die Brüder Aug. Wilh. und Friedrich Schlegel, Ludwig Tieck, Klemens Brentano, Heinrich von Kleist, der auch, z. B. in seinem „Käthchen von Heilbronn", etwas in die Bahnen der Schicksalsdichter streifte, zum Theil auch Matthisson, Tiedge u. A.

Neben diesen beiden Richtungen irrte noch eine Schaar Poeten planlos umher, darunter einige wenige Nachklassiker wie Hölderlin, Uhland ꝛc. Den meisten derselben jedoch mangelte fester Boden. — Zwei Gestalten aber leuchteten schon früh aus dem Gewirr empor, Heine und Platen; zwei schlanke Pfeiler, welche den Portikus des deutschen Dichtertempels am Ende des ersten Drittels des 19. Jahrhunderts zu tragen bestimmt waren. Obwohl gemeinsame Stützen, sind sie indessen doch von einander entfernt — geistesverwandte Genossen und zugleich Gegensätze. Beide neigten anfänglich nach der romantischen Schule hin, ohne sich ihr völlig anzuschließen; beide verließen sie, ohne sich gänzlich von derselben trennen zu können; jeder aber ging seinen eigenen und zwar den entgegengesetzten Weg. Heine, „der verzogene Liebling der Grazien", stürzte sich in das fesselose Genußleben hinein, der Romantik Fehde erklärend, aus welcher er sich doch nicht zu befreien vermochte; die Form verachtend, der er doch ewig anhing — gleichsam ein verkörperter Zwiespalt. Platen hingegen, begeistert von den höchsten Idealen, wandte sich der ernsteren Richtung zu, das klassische Alterthum und die Klopstock'sche Poesie als Ausgangspunkte seines dichterischen Schaffens wählend — um ein ebenso verzogener Liebling der Musen zu werden.

Das Bild des einen dieser beiden Größen soll unsere Aufmerksamkeit heute in Anspruch nehmen, da die Gelegenheit seines vor fünfzig Jahren erfolgten Todes das Andenken an ihn, als einen der großen Reformatoren der deutschen Dichtkunst, wieder lebendig in Erinnerung ruft.

August, Graf von Platen-Hallermünde, erblickte das Licht der Welt zu Ansbach, der Hauptstadt des mittelfränkischen Kreises im jetzigen Königreich Baiern, am 24. Oktober 1796. Er war das zweite und jüngste Kind der Familie des Oberforstmeisters Graf August Philipp von Platen und Christiane Freiin von Eichler-Auritz, einer hochgebildeten Frau, welche sich die Erziehung August's, da ihr älterer Sohn bereits im dritten Jahr zu Schwabach starb, besonders angelegen sein ließ. Schon als kleines Kind bekundete der junge Platen einen merkwürdigen Sinn für poetische Klänge. Als die Mutter einst dem sechsjährigen Knaben einige Verse vorlas, rief dieser, obwohl er noch kein Verständniß des Gedichts hatte: „Ach! Mama, das klingt schön", und lauschte dem Wohlklang, als sei es ihm die schönste Musik. Die Mutter, hierdurch angenehm berührt, setzte nun das Vorlesen schöner Gedichte fort, die wie Gesang auf seinen angeregten Geist wirkten.

Das war das Saatkorn frühzeitig gepflanzt, welches sich zu einem der stolzesten Bäume des deutschen Dichterwaldes entwickeln sollte. Der junge Platen war von dieser so begonnenen Richtung auch nicht mehr abzubringen, und als 1806 der zehnjährige, für den Militärstand bestimmte Knabe, die Kadettenschule zu München bezog, da äußerte sich diese Neigung bald im offenkundigen Lichte. Die Liebe zu den Büchern und zu ernsten wissenschaftlichen Studien entfernten ihn aus dem Kreise seiner Mitschüler, an deren Spielen und körperlichen Uebungen er wenig Behagen fand. Schon damals versuchte er es, den Hippogryphen zu tummeln und den Ritt in das Reich der Musen zu wagen. Als erste Frucht, die er im Garten des Helikons gepflückt hatte, beglückte er seine überraschte Mutter mit der folgenden

Elegie auf den Tod der theuren Frau Herzogin Franziska.

Horch! es tönt die Glocke, der Betenden dumpfes Gemurmel,
Tiefer Trauer Gestöhn gibt mir das Echo zurück.
Sagt, wer scheidet von uns, den Rückgebliebnen, auf ewig?
Auf in schöneren Höh'n, hin zu der Quelle des Lichts?
Ist's ein erobernder Held, der hehren Kreislauf vollendet?
Ist's ein strebender Geist, Kenner der Kunst und Natur?
Keines von beiden. Es ist der Guten liebende Mutter;
Thränen fließen um sie, Klagen ertönen ihr nach.
Horch! aus edlem Blut entsprossen war die Verklärte,
Deutschlands Tempel geschickt von des Allgütigen Hand.
Sieh, ein Genius löscht die Fackel des fruchtenden Lebens
Und unser brünstig Gebet sei der Geschied'nen geweiht.
Groß und edel und gut, das war sie, redet ihr Völker!
Reden? Nein, ihr verstummt: Thränen ersticken das Wort.

Wallet edlen Geschlecht's entsprossene, liebliche Frauen,
An der Verblichenen Grab, ahmt ihre Tugenden nach!
Und ihr erbaut Euch, wie sie, im Herzen weinender Waisen,
Trotzend dem Sturme der Zeit, kindlicher Treu' Monument.

Es ist geradezu wunderbar, wie aus der Brust eines zwölfjährigen Knaben ein so sinnig empfundener Gedanke, in maßvoller Darstellung, hervorgehen konnte. Noch mehr andere Gedichte: „Das Grab an der Donau", „Dichterschicksal", „An Christine, Königin von Schweden" ꝛc., welche damals geschrieben wurden, und die ein Lehrer der Kadettenschule, der spätere Generalmajor von Baur in einem Hefte Platen's fand, zeigen die würdevolle Geistesrichtung des Knaben.

Im Jahre 1810 ward Platen aus der Kadettenschule in das königliche Pageninstitut versetzt, wo er, bei den nun herrschenden Kriegswirren, bessere Gelegenheit hatte, in freier Muße und friedlicher Stille die Grundlage zu einer umfassenden Bildung zu legen und sich auf eine akademische Laufbahn vorzubereiten. Dort widmete er sich ungestört und mit rastlosem Eifer den Wissenschaften. Die lebhafte Entwickelung seiner seltenen Geistesanlagen nöthigten Achtung ab und gab Veranlassung, daß ihm manche Verstöße gegen das Hofzeremoniell gnädigst verziehen wurden. Auch aus dieser Periode sind einige Gedichte erhalten, die in einem Hefte in Platen's Nachlaß gefunden wurden, überschrieben: „Theils ganz verwerfliche, theils noch verbesserliche poetische Versuche von meinem 15. bis in's 20. Jahr (1811 – 1816)", von denen durch Hofrath von Schlichtegroll in dessen „Erinnerungen an August Grafen von Platen in seiner Jugend", einige mitgetheilt werden.

Der geringen Neigung Platens für das Kriegsfach und noch mehr seinem unbändigen Deutschthum kam es gut zu statten, daß er aus der Militärschule befreit worden war und im Stillen den Wissenschaften und Musen huldigen durfte. Gleichwohl hat er der unwürdigen Stellung Baierns, als deutscher Staat dem Franzosenkaiser gegenüber, keinen Ausdruck verliehen, wenigstens ist kein Beispiel davon erhalten. Als aber Baiern 1814 sich dem vereinten Deutschland anschloß und mit eintrat für dessen Befreiung vom Fremdjoche, da brach auch seine verhaltene Vaterlandsliebe laut jubelnd hervor. Er trat nun als Leutenant in das Leibregiment des Königs Maximilian ein und machte den Feldzug nach Frankreich mit. Hier finden wir auch die ersten heroischen Weisen Platen's, im Felde gesungen, deren freiheitlicher, echt deutscher Patriotismus hell auflodert. So singt er

Am Ufer des Rheins.

Sanft ruh ich an deinem Schattengestad',
Du grüner, herrlicher Rhein;

O sage, was wird nach der Himmlischen Rath
Germanien's Schicksal sein?

Wann wird der unselige Fluch gelöf't,
Der lastend über uns ruht?
O sage mir's eh du vorübergehst,
Mit deiner stattlichen Fluth!

Wir ziehn über dich zu der Schlachten Gebraus,
Sprich, kehren wir, kehren wir nicht,
Und leeren den Römer wir nochmals aus,
Um den sich der Kranz dann flicht?

Wird nun die Tyrannenmacht untergehn,
Durch unf're bewaffnete Hand?
Wird endlich die Freiheit wieder erstehn
Im alten teutschen Land?

O rede, Rhein, ihr Fluthen sprecht!
Doch wenn's der Himmel euch wehrt:
Wir trauen auf unser teutsches Recht
Und unser gutes Schwert!

Platen hat dieses Lied seiner Schwäche der Form wegen nicht für würdig befunden, in den später veröffentlichten Gedichten aufgenommen zu werden, und ebensowenig seine beiden „Aufrufe an das teutsche Volk" (als Flugblätter beim Wiedererscheinen Napoleons von Elba gedruckt und verbreitet) und das „Teutsche Siegeslied", nach der Schlacht von Waterloo. Nur ein einziges Gedicht aus dieser Zeit gibt in Platen's „Lieder und Romanzen" Kunde, daß sein dichterischer Genius auch damals schon kräftig und stark war, sein Lied: „Lebe wohl, alter Rhein!" falls nicht die „Najade" auch an den Ufern des Rheines entstanden ist. Von den übrigen damals gedichteten Arbeiten Platens sind nur wenige bekannt geworden. Die beiden Episteln an seine Freunde Nathanael von Schlichtegroll und Joseph von Xylander geben indessen zur Genüge von seinem Geiste Nachricht. Es spiegelt sich darin die Sehnsucht nach Wiederaufnahme der verlassenen Studien, sowie der grimmige Haß gegen Bonaparte und eine vertrauensvolle Hoffnung auf Deutschlands glorreiche Zukunft ab.

„O möchten diese Lande,
Die nur vereinigt blühen,
Nie mehr, zur eignen Schande,
Sich wechselseitig fliehen.
Nach lang' verschied'nen Bahnen
Kam jetzt die große Zeit,
In welcher zum Germanen
Sich der Germane reiht."

Nach seiner Rückkehr in die Heimath im Herbste 1815 regte sich in Platen die Wanderlust. Er unternahm deshalb im Frühjahr 1816 einen Ausflug nach der Schweiz; und es gab sich in ihm die Sehnsucht kund, ganz Europa zu bereisen, woran er jedoch einestheils durch seine beschränkten Mittel, anderntheils durch seine Dienststellung im Militär verhindert wurde. Goedeke, Platen's Biograph, schreibt diesen Reisetrieb allein dem Feldzuge nach Frankreich zu, was wohl nicht ganz richtig ist, da eine unterdrückte Liebe zu einer damals hochgefeierten Bühnenkünstlerin unzweifelhaft damit in Verbindung steht. Die einzige Heroide Platen's, aus dem Jahre 1815 stammend, „Choröbus der Kassandra", läßt uns das Verhältniß ahnen, aber auch nur ahnen, da er selber alle Zeugnisse entfernt hat und bloß ein Lied aus dem Spätjahr 1816, nach seiner Rückkehr aus der Schweiz, Kunde gibt, daß der Gegenstand seiner Verehrung inzwischen gestorben war:

„Wiederkehrend nach dem Vaterlande
Hofft' ich deine Lilienhand zu drücken,
Traut're Bande
Würden uns, so hofft' ich, dann beglücken,
– – – – – – – – – – – – – – – – – –
Wehe mir, du bist vorausgegangen
Nach viel beß'rem Vaterland" u. s. w.

Nun warf sich Platen mit vollem Eifer wieder auf seine Studien. Er hatte noch keine Universität besucht und bereitete sich deshalb auf die desbezüglichen Prüfungen vor. Im April 1818 bezog er dann die Universität Würzburg als Student der Philosophie und Philologie. Später ging er nach Erlangen. Die Bekanntschaft mit Schelling, welcher hier im Jahre 1820 als Professor der Philosophie eintrat, wirkte außerordentlich befruchtend auf Platens Dichtergeist. Ein Verhältniß zutraulicher Anhänglichkeit knüpfte bald den Schüler an den Lehrer, welcher dem jungen Dichter zugleich Antrieb und Zügel war. Früher hatte ihn nur Professor Schubert angezogen, der Vorträge über Naturwissenschaften hielt; mit den übrigen Professoren trat er in keine nähere Verbindung.

Bisher war die poetische Richtung Platens eine unbestimmte gewesen, doch neigte er sich zu den Romantikern hin. Durch den Druck in Magazinen bekannt geworden waren nur einzelne Gedichte: ein Märchen, „Rosensohn" (1813), eine aphoristische Serie, „Lebensregeln" (1817), eine Satyre, „Die neuen Propheten" (1819) und ein dramatischer Versuch, „Mathilde von Valois" (Fragment geblieben). Einem epischen Versuch in Oktaven, „Der grundlose Brunnen", erging es ebenso; Platen hat ihn nicht über 24 Stanzen hinaus geführt. — Ueber seine rastlose Thätigkeit, die auch in der Schöpfung von Gedichten besonders erfolgreich war — Goedeke sagt, zu keiner andern Zeit seines Lebens habe der Dichter eine größere Fruchtbarkeit entwickelt, als in den sieben Jahren, die er in Erlangen verbrachte —

äußert er sich in einem Briefe an Schlichtegroll schon zu Anfang des Jahres 1820 wie folgt:

„Da ich unversehends an die Jurisprudenz anstolpere, so muß ich das offene Geständniß ablegen, daß ich sie gänzlich bei Seite geworfen habe. Sie war mir nicht etwa bloß unerträglich, sondern ich konnte in dieser Satzungsgelahrtheit gar nicht einmal ordentlich hineinkommen. Was mich in den Wissenschaften festhält, das sind Fakta und Ideen und diese kann ich auch festhalten. In die Begriffswelt konnte ich mich nie finden, am wenigsten in eine solche. Ich beschäftige mich nun mit den Naturwissenschaften und mit den historischen, und suche besonders letztere zu meinem Hauptstudium zu machen. . . . . Ich habe Dir damals Lieder versprochen und schicke Dir hier noch ein paar aus der früheren Zeit. Es ist aber seitdem eine Reihe von Gedichten entstanden, viel tieferen Gehalts als jene und auch in der Form vollendeter. Während der Ferien hoffe ich Zeit zu finden, sie abermals in ein Heft zu sammeln und den Freunden mitzutheilen, worauf ich Dich verweise. Wiewohl an der Grenze der Jugend hingestellt, halte ich sie nicht für das Höchste, was ich wohl einst zu leisten im Stande wäre, doch recht reine und lebhafte Bilder von meinem jetzigen Leben und Wirken werden sie Dir sein. . . . ."

Platen besaß ein außerordentliches Sprachtalent und meisterte bald, neben der klassischen, die ganze Reihe der neuen europäischen Sprachgruppe. Auch in die orientalischen Sprachen drang er mit begeisterungsvoller Wärme ein. Aus dem Studium des Persischen gingen seine ersten in Buchform erschienen Gedichte hervor, die „Gaselen" (1821). Ein Besuch bei Friedrich Rückert (1820), der sich damals in Nürnberg aufhielt, sowie Goethes „West-östlicher Divan" (1819) hatten ihn mit starker Gewalt dazu angefeuert. — „Goethe's Divan", schreibt Gödeke, „führte ihn thatsächlich in den Geist dieser Dichtungen, die kunstreiche Form war indeß von Goethe, sei es als zu schwierig, sei es als unwichtig, ganz außer Augen gelassen; Platen, der jeden Gegenstand, sobald er ihn seiner Aufmerksamkeit für würdig erkannte, in seiner Ganzheit auffaßte und überdieß die Kraft in sich spürte, einen Wettstreit der deutschen Sprache mit der orientalischen einzugehen, strebte vor Allen darnach, das Wesen orientalischer Poesieform zu begreifen." Er ließ es aber nicht bei dem Begreifen bewenden, sondern die eigene Ausführung folgte dem Erfassen auf dem Fuße.

Die ganze Sammlung enthielt 64 Lieder, die, vollendet in der Form, ganz das Schmeichlerische (Platen nennt es „schelmisches Getändel") der orientalischen Poesie wiedergibt, obwohl er sich keineswegs auf orientalische Stoffe beschränkte. Eine Probe wird genügen die Sammlung zu erklären:

Der Löwin ziert des Löwen Mähne nicht;
Buntfarbig sonnt sich die Phaläne nicht;
Der Schwan befurcht mit stolzem Hals den See,

Doch hoch im Aether hausen Schwäne nicht;
Die Silberquelle murmelt angenehm,
Doch Schiffe trägt sie nicht und Kähne nicht;
An Dauer weicht die Rose dem Rubin,
Ihn aber schmückt des Thaues Thräne nicht;
Was suchst du mehr, als was du bist, zu sein,
Ein andres je zu werden, wähne nicht!

In dem den „Gaselen" beigefügten Epilog an Goethe gesteht Platen sowohl den empfangenen Impuls ein, wie er auch kundgibt, daß es ihm um ein höheres Ziel zu thun sei, als bloße Spielereien zu treiben:

„Dein Name steht zu jeder Frist
Statt eines heiligen Symboles
Auf Allem, was mein eigen ist,
Weil du mir Stern des Dichterpoles,
Weil du mir Schacht des Lebens bist.

Der Orient sei neu bewegt,
Soll nicht nach dir die Welt vernüchtern;
Du selbst, du hast's in uns erregt:
So nimm hier, was ein Jüngling schüchtern
In eines Greises Hände legt."

Den „Gaselen" folgten im Jahre 1822 „Der Spiegel des Hafis" und 1823 „Neue Gaselen", beides Lieder im persischen Gewand. Die Neuheit der Form und das Fremdartige, besonders im „Spiegel des Hafis", weil in dem Schlußdistichon jedes der Gedichte der Name Hafis künstlich eingeflochten ist:

Alterst du? Mir wird so bang, so bange;
Neigst du dich zum Sonnenuntergange?
Nein! ihr Werk zerstört Natur nicht also:
Lebe lang und lange blüh und prange!
Stirbst du, werden Menschen an der Grube
Stehn von jedem Glauben, jedem Range;
Jeder liest des Namens Leichentafel,
Den gerühmt ein Hafis im Gesange. —

erregte sowohl Beachtung als auch Widerspruch. Goethe, Rückert, Jean Paul und Andere äußerten sich anerkennend über das Streben des jungen Dichters, wie das auch in dem Prolog zum „Hafis", an Goethe gerichtet, kundgegeben wird:

„Erhab'ner Greis, der du des Hafis Tönen
Zuerst geneigt, sie grüßend aufgenommen."

Aber auch an Tadlern und Kritikern fehlte es nicht. Besonders gefiel den Romantikern, die Platen als mit Leib und Seele zu den Ihrigen gehörig

betrachteten, sein Abweichen vom altgewohnten Boden der Dichtkunst nicht, und er mußte sich mancherlei Hänseleien darüber gefallen lassen. Einige verstiegen sich dabei bis zur Gemeinheit und flegelhaften Unart (an deren Spitze Karl Immermann und Heinrich Heine), die „in Bausch und Bogen" über diese neue Form für deutsche Lyrik aburtheilten. Immermann schrie Platen besonders heftig an:

„Von den Früchten, die sie aus dem Gartenhain von Schiras stehlen,
Essen sie zu viel, die Armen und vomiren dann Gaselen."

und der „Reiterleutnant, der Sentenzen und Gefühl in Eskadronen kommandirt", wies noch deutlicher auf den Angegriffenen hin. Daß Heinrich Heine ohne eigentlichen Grund diese Xenien Immermanns dem dritten Theil seiner „Reisebilder" (1826) einverleibte, führte zu der unerquicklichen Kontroverse zwischen Heine und Platen, wovon später die Rede sein wird.

Mit den Gaselen hatte, wie Gödeke sich ausdrückt, Platen zuerst und öffentlich eine glückliche Erweiterung in der poetischen Form der Litteratur in Deutschland eingeführt, was nicht gering angeschlagen werden darf. Er selbst (Platen) urtheilt darüber in einem Brief an Gustav Schwab, der die Gaselen in einem übrigens freundschaftlich gehaltenen Sonett getadelt hatte, also: „Das anakreontische Element, wenn es mit Anmuth behandelt ist, hat doch auch einen wirklichen Werth in der Poesie, und macht eine nothwendige Entwickelungsstufe in der lyrischen Kunst aus: es würde aber bei den Deutschen in Unbedeutendheit ausarten, wenn es nicht unter einer künstlichen Form gegeben würde." Uebrigens sind diese Dichtungen in ihrer vollendeten Formengewandtheit und Leichtigkeit selbst die besten Vertheidiger ihres Werthes, und ehe wir von den Gaselen uns verabschieden, mögen noch ein paar den „Neuen Gaselen" entnommene Lieder mitgetheilt werden:

Farbenstäubchen auf der Schwinge
Sommerlicher Schmetterlinge
Flüchtig sind sie, sind vergänglich
Wie die Gaben, die ich bringe,
Wie die Kränze, die ich flechte,
Wie die Lieder, die ich singe:
Schnell vorüber schweben alle,
Ihre Dauer ist geringe,
Wie ein Schaum auf schwanker Welle,
Wie ein Hauch auf blanker Klinge.
Nicht Unsterblichkeit verlang' ich,
Sterben ist das Loos der Dinge:
Meine Töne sind zerbrechlich,
Wie das Glas, an das ich klinge.

Sang ich einst in deutschen Landen,
Ward ich selten recht verstanden,
Und das Schönste, was ich klagte
Schien, als wär' es nicht vorhanden:
Scheint es doch dasselbe Schicksal
Macht mich überall zu Schanden!
Was sich auch für süße Dinge
Zwischen meine Reime wanden,
Unverständlich blieben dir sie,
Die mir ungehört verschwanden:
Meine Lippe muß verstummen,
Meine Barke muß versanden!

Der Trommel folgt' ich manchen Tag und an den Höfen lebt' ich auch,
Erfahren hab' ich dieß und das und das und dieß erstrebt' ich auch;
Es zog der ungestillte Geist mich wandernd oft im Land umher
Und wieder stille saß ich dann, und an den Büchern klebt' ich auch;
Verglommen ist die Hitze halb, die junge Seelen ganz erfüllt,
Denn oft erfüllte mich der Haß, und vor der Liebe bebt' ich auch;
Doch schien ich mir zu nichts bestimmt, als nur das Schöne weit und breit
Zu krönen durch erhab'nes Lob, und solche Kronen webt' ich auch;
Was künftig mir beschieden sei, verkünde kein Orakel mir,
Denn dieser Sorg' und Bangigkeit um Künftiges entschwebt' ich auch.

Gleichzeitig mit den drei genannten Bändchen erschienen die „Lyrischen Blätter" (Leipzig, 1821) und „Vermischte Schriften" (Erlangen, 1822), wovon die ersteren seine bis dahin gedichteten Lieder, Romanzen, Balladen und einige Sonette, sowie die Uebersetzungen enthalten, welche sich am Ende des ersten Bandes seiner gesammten Werke (Cotta'sche Ausgabe, 1847) befinden. In den „Vermischten Schriften" erschienen Platen's ersten Anfänge in antiker Form: Oden, Elegien, ein Gebet Faust's, eine Anzahl epigrammatischer Abwehren und Streitgedichte, etliche Prosaarbeiten, ein Seitenstück zu den „Neuen Propheten" unter dem Titel, „Abschied von der Zeit", sowie ein erster dramatischer Anlauf, „Marat's Tod." Einen großen Theil der in diesen beiden Bänden veröffentlichten Schriften hat der Dichter später verworfen, darunter auch das in Prosa geschriebene Drama, welches einen herausgerissenen gräßlichen Moment aus den finstern Tagen der französischen Revolution darstellte. Die Arbeit dieses Dramas ist keineswegs eine bedeutungslose; historische Wahrheit, klar durchgeführte Motive, präzis gegliederte Handlung und einfache, würdevolle Sprache verbinden sich zu einem ernsten Gehalt. Seine Ansichten in Bezug auf das,

was für die Bühne geeignet sei, änderten sich jedoch. Er hielt das Gräßliche der Bühne für unangemessen, weshalb er den „Marat" wieder fallen ließ. Das Werk hatte ihm aber den Weg zum Drama gebahnt, den er nun ohne Zögern betrat.

Im Herbst 1823 entstand das Lustspiel, „Der gläserne Pantoffel", worin er die Märchen „Aschenbrödel" und „Dornröschen" höchst geschickt zu einem Ganzen vereinigte, und einen werthvollen Beitrag zum Kinderdrama lieferte. Es ist ein sinnig schöner Strauß von duftenden Blumen, ein Spiel, „das nur zu milden, leichten Schwingungen die Seele stimmt, die heitere, frische Jugendlichkeit, die fröhliche Natur, welche fröhliche Naturen erzeugt", wie sich Platen in dem dazugehörigen Prolog ausdrückt. Hier zum ersten Mal finden wir den Einfluß der Schelling'schen Philosophie auf den Dichter abgespiegelt, wie er in seinen Scherzen und leiser Ironie durch das leichte Gewebe der Handlung schimmert.

Kräftiger in der Form und derber in der Handlung ist Platens zweites Lustspiel, „Der Schatz des Rhampsinit", das auf Herodots plumpe Erzählung einer egyptischen Volkssage fußend, aus der epischen Gestalt des griechischen Historikers in die dramatische umgewandelt wurde. Platens Antheil an dem Werk ist jedoch mehr als eine bloße Uebertragung. „Es erscheint in dem Lustspiel viel", schreibt Schlichtegroll, „wovon der alte Herodot nichts weiß; denn wenn auch Gebrauch und Sitte seit der Zeit jenes Märchens wechselten, sie darzustellen ist kein Problem, weil der Mensch, was er damals war, geblieben ist, ein Werk von fremdem Zwang und eigener Kraft, ein Spiel des Glücks, ein Ball der Leidenschaft." Eine Mischung von heiteren Szenen durchflicht das Ganze in etwas burlesker Weise, in das sich einige versteckte Seitenhiebe auf die Hegel'sche Philosophie erkennen lassen. Dadurch entstand ein Gemisch von altem Stoff mit neuer Zuthat, „der Witz von gestern und der Scherz von heut'", wehalb Platen es später umzuarbeiten sich vornahm, was jedoch unterblieb.

Ein kleines einaktiges Lustspiel, „Berengar", welches im gleichen Jahr entstand, kann nur erwähnt werden, obwohl der feingerundete Dialog ein wahres Kabinetstück bietet. Platen unterschied darin die Rangstufen der handelnden Personen, indem die poetisch höher gestellten Figuren in gebundener Form, die übrigen Personen in Prosa reden.

Der Schaffenstrieb auf dem Felde des Dramas äußerte sich nun bei Platen immer lebhafter. Er wollte nicht bloß litterarische Stücke liefern, sondern auch auf den „Brettern die die Welt bedeuten" sich geltend machen. Angetrieben dazu wurde er außerdem noch von seinen Komilitonen in Erlangen, deren leitender dichterischer Geist er ja geworden war, und neben Schelling ließ ihm Prorektor Engelhard ebenfalls seine Aufmunterung zu Theil werden. So machte Platen denn im Frühjahr 1825 einen Schritt vorwärts, indem er sich vom Lustspiel zum Schauspiel empor wagte, dessen

Karakter mitten zwischen Lust und Heiterkeit und dem Erhabenen liegen sollte. Er schuf das Drama „Treue um Treue", nach einer alten französischen Fabel. Die seltsame Verkettung und das Eingreifen eines Zufalls behufs Lösung der etwas phantastischen Handlung, ließ indessen den klaren dramatischen Gehalt nicht recht aufkommen; wozu auch wohl die Ueberladung durch lyrische Gefühlsmomente beitragen mochte. Die Verklärung der mittelalterlichen Tugenden, des Edelmuths und der Treue, ziemlich schattenlos gehalten endlich, störte den dramatischen Kontrast, so daß sich das Stück keineswegs auf die Dauer einzubürgern vermochte. — Das Schauspiel wurde zum ersten Mal am 18. Juni 1825 in Erlangen aufgeführt, erlebte daselbst noch eine zweite Darstellung, sodann eine Aufführung am 15. Januar 1826 zu Nürnberg und später in Regensburg, wo es nicht gefiel.

Ueber den Erfolg des Stückes in Erlangen schrieb Platen am 21. Juni 1825 an eine Freundin: — „Die Wirkung war unerwartet groß und der Beifall außerordentlich. Die Studenten waren dergestalt begeistert, daß Engelhard als Prorektor einen Aufruhr fürchtete und schon im Begriff war, in's Parterre hinunterzusteigen. Engelhard und Pfaff, mit denen ich mich in einer Theaterloge befand, wo ich vom Publikum nicht gesehen werden konnte, erwarteten ein besonderes Ungestüm am Ende des Stückes, und riethen mir, Loge und Theater sogleich nach gefallenem Vorhang zu verlassen. Dies that ich auch, aber kaum war ich auf dem Korridor, als ich meinen Namen von allen Seiten wiederholt rufen hörte. Diese Musik verweilte mich; ich klopfte an Schellings Loge, um diesen um Rath zu fragen. Lange ward ich nicht gehört, des Lärmens wegen. Endlich öffnete Schelling, sagte mir aber, daß sich hierüber Niemanden rathen lasse, ich solle thun, wie ich's fühlte. Der Lärm dauerte fort. Einige riethen, mich in der Loge zu zeigen, aber Niemand würde mich gesehen haben, denn alle Blicke waren auf die Bühne gerichtet. Die Schauspieler wollten mir helfen; der Vorhang ging auf und man kündigte die „Zauberflöte" für das nächstemal an. Da diese Ankündigungen immer den Schluß jeder Vorstellung machen, so glaubte ich hierdurch Alles beruhigt, aber kaum war der Vorhang wieder gefallen, als das „Der Dichter! der Dichter!" mit verdoppeltem Ungestüm erscholl. — Ich sah nun, daß mir keine Wahl gelassen war. Ich eilte über den nächsten Korridor auf's Theater. Dort empfingen mich mehrere Schauspieler und Andere mit Liebkosungen und Geschrei. Man wollte mich auf's Proscenium hinausschieben und gab das Zeichen zum Aufziehen des Vorhanges ..... Nach einigen Minuten erschien ich im Proscenium unter einem hundertstimmigen und anhaltenden Bravo! Das ließ mir Zeit, mich zu sammeln; eine tiefe Stille erfolgte und ich sprach folgende Verse, die wenig an sich selbst bedeuten, aber durch die Stimmung, in welcher ich sie sprach, und durch den zur Begeisterung gesteigerten Ausdruck, mit dem sie gesprochen wurden, mir den ungestümesten Applaus zuzogen, und die ganze Darstellung auf eine würdige, poetische Weise schlossen:

Ihr, deren Gunst der Dichter heut besaß,
Vielleicht in keinem ganz geringen Maß,
Ermuntert ferner ihn mit Lieb und Gunst,
Damit er steig're seine schwache Kunst.

Hätte ich nach Engelhard's Rath gehandelt, das Theater sogleich verlassen, so würde Alles nicht nur höchst prosaisch, sondern vielleicht auch mit einem Studententumult geendigt haben, da diese letzteren rasend waren. Es war dann ein Souper bei Schelling, der den innigsten und außerordentlichsten Antheil an dieser meiner ersten und so glücklichen Erscheinung auf der Bühne nahm."

Man sieht es jedem Wort an, daß Platen einen glücklichen Moment seines Lebens schildert.

Im selben Jahr entstand noch ein kleines, ganz bühnengerechtes Lustspiel, „Der Thurm mit sieben Pforten", auf das Volksmärchen von den sieben weisen Meistern begründet, sowie das Fragment, „Der große Kaiser", in Nibelungenstrophen gedichtet:

„Euch künden will der Barde, vergnügt es euern Sinn,
Das Lied von Hildegarde, der schönen Kaiserin,
Die König Karl, der hohe, zwar wider Wunsch verstieß,
Doch endlich sie die Krone von neuem tragen ließ."

Von diesem Epos ist selbst der erste Gesang nicht ganz vollendet worden, was zu bedauern, da das Fragment uns zeigt, welche Kraft Platen auf dem Felde der Epik zu entwickeln vermocht hätte.

Im Herbste 1824 hatte Platen eine zweite Reise durch die Schweiz und nach Italien gemacht, wohin ihn die gleiche Sehnsucht trieb, die einst Seume über die Alpen führte. Er hielt sich dabei etwas zu lange in Venedig auf, selbst über die Zeit seines Urlaubs hinaus, so daß er sein Vergehen gegen den Dienst mit einem mehrwöchentlichen Arrest in Nürnberg abzubüßen hatte. Aber gute Früchte zeitigte sein Aufenthalt in Oberitalien doch: die prächtigen „Sonette aus Venedig" (Erlangen 1825). In dieser Poesieform folgte er Friedrich Rückert, was er in dem zweiten Sonett frei bekennt:

„Der Deutsche hat sich beigesellt, ein Dritter,
Dem Florentiner und dem Portugiesen,
Und sang geharrnischte für kühne Ritter.

Auf diesen folg' ich, die sich groß erwiesen,
Nur wie ein Aehrenleser folgt dem Schnitter,
Denn nicht als Vierter wag ich mich zu diesen."

Rückert hatte damals seine „Geharrnischten Sonette" veröffentlicht, womit er sich eine Stelle neben Petrarka und Camoens als Sonettensänger sicherte. — Die Sonette Platens erregten Goethes warmen Beifall, dem sie auch gewidmet sind mit folgendem

Sonett an Goethe.

Dich selbst, Gewalt'ger, den ich noch vor Jahren
Mein tiefes Wesen witzig sah verneinen,
Dich selbst nun zähl ich heute zu den Meinen,
Zu denen welche meine Gunst erfahren.

Denn was durchdrungen ist vom innig Wahren,
Dem muß die Form sich unbewußt vereinen,
Und was den Stümpern mag gefährlich scheinen,
Das muß dem Meister göttlich offenbaren.

Wem Kraft und Fülle tief im Busen keimen,
Das Wort beherrscht er mit gerechtem Stolze,
Bewegt sich leicht, wenn auch in schweren Reimen.

Er schneidet sich des Liedes flücht'ge Bolze
Gewandt und sicher, ohne je zu leimen,
Und was er fertigt ist aus ganzem Holze.

Während seines Arrests schrieb Platen die Abhandlung: „Das Theater, ein Nationalinstitut", worin er besonders auf die falsch betretenen Bahnen der „Schicksalstragöden" hinweist und durch das er sich nun deren ganze bittere Feindschaft zuzog. Platen hatte den mähligen Verfall der deutschen Bühne seit Lessing und Schiller beobachtet. Die Resultate seines Forschens waren für ihn keineswegs erfreulich. Alles war hier hohl aufgebaut. Leere Schatten, ungeheure Scheußlichkeiten, seichte Phrasendrescherein und elendes kriecherisches Ducken vor den herrschenden Ungewalten verknüpft mit faden Lobhudeleien der kleinen Hoheiten; dazu breite, umschweifreiche Stoffe, durch schlechte Verwickelungen, unlogische Lösungen, rüde Sprache und Modefloskeln noch ungenießbarer, ja ekelhafter gemacht, beherrschten die Zeit. Stille Tugend und ungeschminkter Heroismus, sowie Grazie und Anmuth der Komödie fehlten gänzlich, und statt das Publikum zu heben stiegen die Dichter zu der Verderbtheit des Volksgeschmacks hinab; Sensation und nichts als Sensation, wie wir es heute wieder erleben. Die besseren Stücke der Zeit, Uhlands „Herzog Ernst" und Heydens „Renata", Goethes und Schillers reine Schöpfungen und Shakspeares kolossale Gestalten — letztere trotz der herrschenden Shakspearomanie der Schlegel und Tieck'schen Richtung — vermochten nicht durchzudringen. Kotzebue, Müllner, Raupach und Andere, kurz, die Schicksalstragödie in ihrer größten Seichtheit und Schlüpfrigkeit beherrschten die Szene —

„Und diese lassen sich aus einer vollen
Parterrkloak bejubeln und beklatschen!" (Goethe.)

In diesem Lichte schildert Platen die damalige Bühne. „Die Reihe der Schicksalspoeten trat seit den Befreiungskriegen hervor; die Zeit, welche nach jenen Tagen, wie nach einer durchwachten Nacht folgte, nahm starke

Reizungen dankbar auf; eine so stark gepfefferte Speise wie die der Schicksalstragödie sagte dem überreizten Geschmack vollkommen zu. . . . . Der ungeheure Sukzeß jener Dichtungen ist nur aus einer krankhaften Zeit zu begreifen, wo man in Politik und Kirche untersuchte, um das Rechte zu finden. Bei der Unruhe und den Schwingungen aller Lebenskreise, da mußte auch die Litteratur umher tasten, neue Bahnen suchen, irren und fehlen, um zum Fortschritt zu gelangen. . . . . "

Es traten, namentlich gegen Müllner, manche Streiter und Parodisten auf, wie Börnes Theaterkritiken, Tiecks „Dramaturgische Blätter", Castelli und Zeiteles in ihrer Parodie „Der Schicksalsstrumpf" — freilich ein formloses, fades Produkt — und mehrere Andere. Auch Platen hatte sich schon als Gegner dieser Abnormitäten, obwohl noch schüchtern, vernehmen lassen. So läßt er im „Schatz des Rhampsinit" den Prinzen Bliomberis sagen: „Die Schuld ist eine Mißgeburt der Zeit", was ganz deutlich auf Müllners Trauerspiel, „Die Schuld", hinweist. Auch im Prolog zum „Gläsernen Pantoffel" tadelt er „die wilde Ungebühr der Zeit" und „die Thaten eines kläglichen Geschicks", die das deutsche Schaugerüst erfüllen. Seine Seele überfloß nunmehr von der Idee, einen vernichtenden Streich gegen die herrschende Ungeheuerlichkeit zu führen, und so erschien denn 1826 sein fünfaktiges Lustspiel: „Die verhängnißvolle Gabel."

Von allen in der deutschen Litteratur bekannten Satyren ist die „Gabel" das formvollendetste Meisterwerk. Platen verschmähte es, mit niedrigen Waffen zu kämpfen. Es genügte ihm nicht, ein bloßes Spottgedicht gegen die herrschende Unsitte zu entwerfen; er wollte auf eherner Säule unvergänglich die Karrikatur der Zeit in klassischen (obwohl burlesken) Versen eingraben, daß die Verderber des Geschmacks dem ganzen Volk gleichsam an einem Schandpfahl vor Augen geführt würden. Daß ihm dieses vollkommen gelang, ist bekannt. Nach allen Richtungen goß er seine attische Lauge, daß überall Heulen und Winseln herrschte. Wenn aber auch vorwiegend gegen die Schicksalstragöden gerichtet, so fielen doch auch wuchtige Seitenhiebe auf die Romantiker mit darunter. Die Einkleidung des Mopsus z. B. in die Gewandung einer englischen Lady, ist unzweifelhaft eine Satyre auf die Shakspeare nachpfuschenden Romantiker:

„Hier steh ich verkappt als ein britisches Weib; doch kommt mir das Englische hart an:
Kein voller Accent und ein Sprachwirrwarr, und stets einsilbige Wörtlein:
Nie könnt ich damit anapästischen Schwung in die raschen Tetrameter zaubern;
Da lob ich mir doch vielgliedrige, ja, weltkugelumsegelnde Worte."

und Schmuhl's Antwort:

„Ein bewässertes Land von Gelehrten bewohnt, die aber dem Griechischen abhold,
Und ein Volkslustspiel, das lustiger ist, als sämmtliche deutsche Theater."

Daß ihn ein Hagelschauer von Angriffen treffen würde, setzte Platen voraus:

„Wohl weiß der Poet, daß dieses Gedicht ihm Tausende werden verketzern" —

hatte er doch die ganze Schaar der Schicksalsdichter keck dazu herausgefordert; daß aber die Romantiker aus den kleinen Sticheleien gegen ihre nicht zu verkennenden Fehler und Verirrungen ein noch größeres Wesen machen würden, hatte er wohl kaum geahnt. Immermann bezog den in der Schlußparabase des ersten Aktes hingeworfenen Satz:

„Nun zu euch, ihr Bühnendichter, sprech ich, wend ich mich fortan:
Wollt ihr etwas Großes leisten, setzet euer Leben dran!
Keiner gehe, wenn er einen Lorbeer tragen will, davon,
Morgens zur Kanzlei mit Akten, Abends auf den Helikon! —

wie gesagt, Immermann bezog dieses ganz auf sich allein, worin er allerdings durch die Anspielung auf den „Advokaten von Weißenfels" bestärkt wurde. Er schleuderte nun eine Reihe von Xenien gegen Platen, die Heine, wie bereits erwähnt, im dritten Theil seiner „Reisebilder" abdruckte. Heine und Immermann waren schon längere Zeit intime Freunde. So schrieb ersterer im Jahre 1821 in einem Brief an seinen Jugendfreund Steinmann: „Kennst Du den Karl Immermann? vor diesem müssen wir Beide den Hut abziehen, und Du zuerst. Das ist eine kräftige, leuchtende Dichtergestalt, wie es wenige gibt."

Was die anderen Angreifer Platens anbetrifft, so kümmerten ihn diese wenig; daß aber Männer, die er glaubte, mit ihm gleichstrebend zu fühlen, sich zu seinen Gegnern gesellten, das wurmte ihn sehr. Ueber die Sticheleien Immermanns äußert er sich in einem seiner epigrammatischen Distichen:

„Wer in Gedichten den Krieg mir erklärt, dem soll es verziehn sein:
Doch bloß Ekel erregt kritisches Ammengewäsch."

Und dem Heine widmete er die folgende

Anschauung.

„Tiefe Verblendung seh' ich gekuppelt an tiefer Gemeinheit,
Die in die Ferse so gern stäche den tapfern Achill."

Platen hatte seine Satyre in der „Gabel" keineswegs im persönlichen Sinne gemeint, wie aus einem Brief hervorgeht, den er an Gustav Schwab schrieb, mit dem er damals vielfach korrespondirte: — „In dieser Komödie", schreibt er, „hoffe ich, nach langen Pfuschereien, mein Meisterstück abgelegt zu haben und in die Zunft der Unsterblichen einzugehen. Von diesen Lustspielen hat, außer in Griechenland, nie eins existirt. Die aristophanische

Komödie ist mir als die einzig wahre erschienen, aber ich habe sie unserer Bühne vollkommen modifizirt. Im Politischen bin ich vorsichtig gewesen, und habe nichts gesagt, was sich nicht jede Zeitung erlaubt; dieß geschah, um mir nicht den Weg nach Italien zu verlegen, wohin ich so sehr trachte. Ich habe nichts geschrieben, als die reine Wahrheit, wie könnt' ich sonst schreiben, wie ich schreibe? Die Parabasen sind alle auf das Erhabenste ausgestattet und sprühen Begeisterung. Die Ausfälle erscheinen gegen das Kleinigkeiten, die selbst Diejenigen, die es trifft, hie und da verzeihen werden, durch die Anmuth der Form bestochen. Das Stück ist kein Pasquill auf Müllner, er ist vielmehr eine höchst beiläufige Sache darin. Ich habe das Buch nicht anonym erscheinen lassen, weil man dieß für Verzagtheit halten könnte und es das Ansehen einer Flugschrift gewinnen würde, da es gerade das Gegentheil, ein Kunstwerk, ist. Die Komödie, eben weil sie etwas ganz Universelles ist, kann niemals eine universelle Anerkennung finden; dafür findet aber auch Jeder etwas für seinen Gaumen ..... Es freut mich wenigstens, dieses Lustspiel als eine Art von deutschem Muster in dieser Gattung hingestellt zu haben, an welchem die Aesthetiker, was das Wesen des Komischen betrifft, lange Zeit lernen können."

Durch eine Ode, welche Platen auf König Ludwig bei Gelegenheit von dessen Thronbesteigung gedichtet hatte, erwarb er sich des Königs Gnade, der ihm nun ein Jahresgehalt aussetzte, so daß er seine Neigung, in Italien leben zu dürfen, befriedigen konnte. Er schrieb darüber an Schwab: „In Italien denke ich mein Leben zu beschließen, und wenn ich mich dahin betteln müßte; denn nur dort hoffe ich meine Kunst zur Vollkommenheit zu bringen, wenn dieses Wort nicht Frevel ist. Aus der bildenden Kunst ziehe ich die größte Belehrung." — Sein Wunsch wurde gewährt; die Cotta'sche Buchhandlung honorirte ihm die „Gabel" anständig und der König Ludwig bewilligte den erbetenen Urlaub. Im Herbst 1826 begab Platen sich aufs Neue nach Italien. Sein dortiger Aufenthalt war für ihn von unschätzbarem Werthe. Ganz den Kreisen der Beeinflussung auf sein Schaffen entrückt, gelangte hier seine Individualität zur vollsten Entwickelung. „Hier", schrieb er in seiner Ode an August Kopisch:

„Hier nun sing ich allein, freundliches Lob verhallt
Fernab, selten gehört; aber es schweigen auch
Lautgellende Pöbelstimmen,
Und der kleinere Schrei des Neids."

Schon in der „Gabel" neigte er sich zu den Formen des klassischen Alterthums hin, obwohl er sich noch nicht fesselos äußert und häufig romantische Formen mit untermischt. Jetzt warf er sich ganz dem griechischen Ideal in die Arme, was klar aus den seitdem gedichteten Liedern, Oden, Hymnen und Epigrammen hervorgeht, die an Formvollendung in der deutschen Sprache nicht ihres Gleichen haben. „Das Platen'sche Talent", schreibt

Gottschall, „hatte echten Künstlertrieb, dem die phantastische Willkür nicht genügen konnte.“ Der Dichter erkannte vollkommen den Einfluß, den der italienische Himmel auf ihn übte.

„Hier wuchs die Kunst wie eine Tulipane
Mit ihrer Farbenpracht dem Meer entstiegen.“

Und in einem epigrammatischen Seufzer klagt er:

„Zeit nur und Jugend verlor ich in Deutschland.“

Aber außer diesem Wirken auf dem Gefilde der Klassik hatte er noch eine Abrechnung mit seinen Angreifern, vielmehr mit dem „Poetischen Sanskülottismus“ in Deutschland zu halten. Er nahm deshalb die dramatische Satyre von der „Gabel“ wieder auf, und schuf ein zweites fünfaktiges Lustspiel in aristophanischer Weise, den „Romantischen Oedipus.“ — Man hat angenommen, daß dieses Stück ausschließlich aus einem Rachegefühl gegen Immermann hervorgegangen sei. Nach gründlicher Studirung seiner Motive, die sich im „Oedipus“ kundgeben, glaube ich, anderer Meinung sein zu dürfen. Platen, dünkt mir, wollte einen Läuterungskampf im Interesse der ganzen deutschen Dichtkunst ausführen, um diese von den betretenen wilden Bahnen auf rein ideale Wege wieder zurückzuführen. Daß er die zum Träger alles Dessen, was faul und schädlich in der deutschen Litteratur auserkorene Person Nimmermann nennt, hatte sich der Düsseldorfer Dichter selber durch seine provozirenden Xenien zuzuschreiben, ebenso wie Heine die Rolle des Nimmermann'schen Famulus deshalb zuertheilt bekam. So läßt er den Famulus, mit Bezug auf Heinrich Heine's frühere Lobeserhebungen Immermann's, hier vom „Nimmermann“ das Urtheil sprechen:

„..... gesalbt zum Stellvertreter hab' ich dich
Der ganzen tollen Dichterlingsgenossenschaft,
Die auf dem Hackbrett Fieberträume phantasirt,
Und unsre teutsche Heldensprache ganz entweiht.“

Das war allerdings bitter, aber Platen war sich's klar bewußt, daß durch eine Mahnung an die deutschen Dichter: „Das müßt ihr thun oder unterlassen“, nichts bezweckt würde; er zeigte ihnen deshalb in einem Spiegel ihr eigenes Bild, „so seid ihr!“ Wenn er dabei recht drastisch verfuhr und einzelne der seichtesten Stümper gleichsam mit der Nase aufstoßen ließ, wie „Kind und Kindeskind“, für Friedrich Kind, dem Dichter des „Freischütz“, und die mit diesem verwandten faden sog. Nachromantiker, und „Raupel“ für Raupach, so geschah das sicherlich um anzuzeigen, in welcher Richtung man das Stümperelement zu suchen habe. Daß dies die Absicht des Dichters war, geht aus der „Nachschrift an den Romantiker“ hervor:

„Den Irrthümern bin ich gefolgt und habe, da falscher Schein
Betrügt, die Hefe geschöpft, zu zeigen, wie schlecht der Wein.“

Durch den „Romantischen Oedipus“ hetzte sich Platen die ganze romantische Schule auf den Hals, und besonders Heine, den er freilich über das Maß anzüglich behandelt hatte, indem er seinem Haupthelden „Nimmermann“ die folgenden Worte in den Mund legt:

„– – – – – – – – – – – – – – Ich erkläre auch
Weshalb der getaufte Heine, mein Mitstrebender,
Kein Byron bloß mir, aber ein Petrarca scheint.
Ihn nennen hätt' ich dürfen auch den Pindarus
Vom kleinen Stamme Benjamin; er nannte mich
Des jetz'gen Zeitabschnittes ersten Tragiker.“

Später nennt Platen noch Heine „den herrlichen Petrark des Laubhüttenfestes“, und weil doch Heine sich selbst „der ersten Dichter einen“ genannt hatte, spricht Platen von „Synagogenstolz“ und nennt ihn den „Busenfreund Nimmermanns, des sterblichen Geschlechts der Menschen Allerunverschämtesten.“ Das war zuviel für den fast weibisch angelegten Heine, und dieser wagte, wie Godfried Becker in seiner Biographie Heines sagt: „den traurigen Versuch, Platen moralisch zu morden.“ Heine schrieb seine „Bäder von Lucca“, die freilich ebenso witzig, wie sarkastisch unfläthig ausfielen. In einer Unterredung mit dem ungarischen Grafen Kertbeny äußerte sich Heine in Bezug auf seine Absichten Platen gegenüber, wie folgt: Kertbeny fragte ihn, ob er Platen wirklich für keinen Dichter halte und glaube, derselbe sei an seinem (Heines) Hohn gestorben? „Ei freilich halte ich ihn für einen Dichter und zwar für einen bedeutenden, wenn auch innerlich kalten; er war ein Dichter im griechischen Sinne, dessen Poesie nicht im Gemüthe, sondern in einem inneren musikalischen Sinne bestand, in einem mathematischen Sinne für Musik.“ — „Weshalb thaten Sie ihm dann aber so mit vollem Bewußtsein Unrecht?“ — „Ja, sehen Sie,“ erwiederte Heine, faunisch lächelnd, „ich trat damals gerade erst auf, und mein ganzes geistiges Wesen ist ein derartiges, daß es nothwendig ein Halloh von Opposition hervorrufen mußte: das fühlte ich voraus; und besonders alle die kleinen Kläffer waren meinen Waden unvermeidlich. Ich wollte dem kurzweg vorbeugen, und so ergriff ich gleich den größten unter ihnen heraus, schindete ihn, wie Apollo den Marsyas, und schleppte diesen Riesen gleich mit mir auf das Schaugerüst, damit den Kleineren der Muth vergehe. Das gehört so zur Taktik litterarischer Feldzüge . . . . . Auch — und hier stockte Heine etwas — war er schrecklich arrogant; ich ließ ihm einige Male sagen, er möge mich keinen Juden nennen, ich sei keiner, am allerwenigsten einer in seinem Sinne; er blieb aber störrisch wie Don Quixote, und so nannte ich ihn denn einen – – – und endlich erstach er sich wie ein Skorpion.“ — Das ist nun freilich eine Selbstüberhebung Heine's, denn Platen kümmerte sich um die fortgesetzte Kläfferei gegen ihn nicht; seine Antwort war ein verachtendes Schweigen. Heine hat sich selbst damit das moralische Grab gegraben. —

Es ist selbstverständlich nicht möglich, in dem engen Rahmen eines Vortrags Platens Aufenthalte in Italien einzeln zu verfolgen. Er lebte bald in Rom, bald in Florenz, dann wieder in Venedig, Genua, Neapel und an zahlreichen anderen Orten der italienischen Halbinsel, überall aus den dortigen Kunstschätzen, wie in der sonnigen Natur neue Gedanken schöpfend. Neben mannigfaltigen Gedichten und Oden, die an klassischer Schönheit das vollkommenste in der deutschen Dichtkunst bringen, entstand im Jahre 1829 noch ein poetisches Märchen, „Die Abassiden", ein episches Gedicht in neun Gesängen, seine letzte größere dichterische Arbeit, wenn wir das in höchst einfacher Weise komponirte Drama, „Die Liga von Cambray" (1832 entstanden), ausnehmen, das, an einem gänzlichen Mangel dramatischer Spannung leidend, wohl deshalb die größte Fehlgeburt seiner Feder genannt werden darf, obgleich die Reinheit der Form, eine edle Einfachheit und klare historische Gliederung nicht abzuleugnen sind. In der That, Platen ist allzu treu in der geschichtlichen Ueberlieferung, um mit der „Liga" Bühneneffekte erzielen zu können, und nur insofern kann sie ein Mißgriff genannt werden. Sehen wir uns aber den historischen Werth an, so erscheint sie uns sofort in einem entschieden vortheilhafteren Lichte. Dann ist sie eine würdevolle Verherrlichung republikanischer Prinzipien, was auch in Deutschland, dem monarchischen Deutschland wohl verstanden wurde. So schrieb ein Rezensent in den „Berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik" (Nro. 77, vom Oktober 1832) darüber: „Man verstände wohl, warum es dem Dichter eigentlich zu thun gewesen sei, nämlich, um den Patriotismus der Republikaner darzustellen."

Die „Abassiden" fanden einen allgemeineren Beifall, als Platens übrigen größeren Werke. Es ist eine liebliche Dichterblüte von der schönsten Färbung und einer hellen Klarheit und durchsichtigen Feinheit. Gödeke sagt über die Aufnahme der „Abassiden": „Die Kundigen erblickten auch hier wieder Platen's Meisterschaft in der Form, im höheren Verständnisse des Wortes; die Gegner wähnten, der Dichter habe sich herabgestimmt; Jeder las es in seinem Sinne und hatte in seiner Weise Vergnügen daran. Gegenwärtig sind einzelne Partien auch in Lesebüchern zum Schulgebrauch aufgenommen, was denen gesagt sein mag, die so gern Platens Popularität leugnen, weil sie das Volk nur kennen, *wie sie es sich denken*."

Das Epos erschien zuerst in dem Taschenbuch „Vesta" für 1834 und später (1835) zu Stuttgart im Cotta'schen Verlag. Hier gelangte auch der Prolog zum Abdruck, der bei der ersten Ausgabe in Wien die Zensur nicht passirt hatte.

Nach Vollendung der „Abassiden" warf sich Platen auf die Abfassung verschiedenartiger politischer Dichtungen, darunter seine begeistrungsvollen „Polenlieder", denen in Deutschland das Erscheinen versagt wurde und die deshalb in Straßburg (1839 – zweite Auflage 1841) ans Licht traten. —

Platen's Polenlieder sind eine glühende Verherrlichung des Volkspatriotismus, dessen Ausdruck gegen Tyrannei er mit patriotisch-begeisterter Zunge das Wort redet. Sie sind in Wahrheit revolutionär zu nennen. „Den höchsten Grad poetischer Vollendung", sagt Gottschall, „der Stoff und Form zu inniger Einheit verschmilzt und dadurch volksthümlich wird, erreichte Platen in seinen Polenliedern, in denen das wechselnde, einfache, schwunghafte Metrum die fulminante Energie der Begeisterung in einer großen, schwebenden Frage der Zeit trägt und hebt. Der Sisyphusfelsen, den die Romantik wälzte, war für immer in die Tiefe gerollt; denn die Volksthümlichkeit, den sie in verlebten mittelalterlichen Zuständen suchte, ergab sich von selbst bei den modernen, in die Zeit einschlagenden Stoffen. Nur äußere Hindernisse traten der Verbreituug dieser vortrefflichen Gedichte hemmend in den Weg. Sie zeigen mehr als alles Andere, daß in Platen die echte Dichterseele lebendig war."

Die Polenlieder hatten Platens glühenden Russenhaß und ein freiheitliches Ideal zum Untergrund; was umsomehr in die Augen tritt, als man das Wort Freiheit kaum bei einem Grafen zu einer Zeit suchen würde, wo den bürgerlichen Dichtern jeder Muth fehlte, des Volkes Rechte zu vertreten. Mit warnender Kassandrastimme donnert er seine Ode gegen das drohende Gespenst des russischen Kolosses.

Kassandra.

Deinem Loos sei'n Klagen geweiht, Europa!
Aus dem Unheil schleudert in neues Schreckniß
Dich ein Gott stets; ewig umsonst erflehst du
Frieden und Freiheit!

Kaum versank allmählig, im trägen Zeitlauf,
Jener Zwingburg südlicher Bau zu Trümmern,
Wo des Weltherrn Zepter dem Inquisitor
Schürte den Holzstoß:

Sieh, da keimt schon, unter dem Hauch des Nordpols,
Frischen Unheils wuchernder Same leis auf:
Hoch als Giftbaum ragt in die Luft bereits dieß
Riesige Scheusal!

Selbst dem Beil furchtloser Begeisterung trotzt
Dieser Stamm, der Alles erdrückt, und keiner
Wolke, weh uns, rettender Blitz zerschmettert
Wipfel und Ast ihm!

Ketten dräu'n, wie nie sie geklirrt, der Menschheit
Bangen Hals zuschnürend, und parricidisch
Reiht im Wettlauf mächtiger Ungeheur sich
Frevler an Frevler!

Noch einmal, wie's kündet die alte Fabel,
Ueber'm Haus blutgieriger Tantaliden
Sein Gespann rückwärts mit Entsetzen lenkend,
Schaudert Apollo!

Zwar der Hahn kräht, aber er weckt die Welt nicht!
Selbst des Einhorn's Stachel vielleicht zersplittert:
Adler Deutschlands, doppelter, kreise wachsam,
Schärfe die Klau'n dir!

In einer andern Ode kündet er mit prophetischem Munde den Helden an, der den nordischen Koloß zertrümmern werde:

Er komme, der mit strafendem Geißelhieb
Nach Asien heim stumpfnüst'rige Sklaven peitscht,
Sie selbst und ihre längst entnervten
Weibisch entgürteten Dschingiskane,

Die nur des Mord's noch pflegen, und nicht der Schlacht,
Des Völkermord's! Dir, Siegender, möge dann
Mongolenblut aus jeder Locke
Ueber den faltigen Mantel triefen.

Und an Wilhelm Genth richtet er den ahnungsvollen Gedanken, daß er jenen Helden nicht erleben werde:

Von dieser Zeit Parteiungen hoff ich nichts;
Doch wenn ich darf ausruhen, wie Goethe ruht,
Dann sei'n auch mir spätreife Kränze
Auf den versinkenden Sarg geworfen.

Am allerglühendsten aber äußert sich sein Russenhaß in dem von Dante's Geist durchwehten „Reich der Geister." Hier wünscht er sehnlichst das nunmehr wiedererstandene deutsche Kaiserreich zurück, und sieht in der Vorahnung, wie in dem Mahnruf: „An einen deutschen Staat", klar angedeutet wird, in Preußen das zukünftige Bollwerk gegen Asien. Das markige und die Entschlossenheit kundgebende Gepräge in diesen Oden und den Polenliedern ist deshalb umso bezeichnender, als Platen der erste Herold war, der das Volk wachrief und Das verkündete, was wenige Jahrzehnte später als neue Offenbarung aufgenommen und laut bejubelt wurde. — Daß sein freiheitliches Ideal nicht den Fürsten, sondern dem deutschen Volke galt, wer will es bezweifeln, wenn er die folgenden Strophen in seiner Ballade „Colombo's Geist" vernimmt?

„Nun erglänzt in heller Morgenstunden
Auferstehung jenes theure Land,
Das der Menschheit ich zum Heil gefunden,
Nicht zum Frohndienst einem Ferdinand!

– – – – – – – – – – – – – – – – – – – –

Aber kommt der große Tag der Schmerzen,
Und es hemmt ja nichts der Zeiten Lauf,
Nimm, Columbia, dann die freien Herzen,
Nimm Europa's letzte Helden auf!"

Wie lebendig hat sich nicht schon der prophetische Gedanke des Dichters verwirklicht, seit er im Jahre 1818 jene Strophen schrieb! Nach Millionen zählen bereits die „freiheitlich gesinnten Herzen" seiner deutschen Landsleute, die Kolumbia seit den „Schmerzenstagen von 1817 – 1849" gastlich aufgenommen hat, und die sich hier im Lichte der Freiheit sonnen können.

In Neapel, wo Platen von 1830 bis 1832 lebte, ergab er sich historischen Studien, als deren Frucht eine höchst interessante und klar geschriebene Abhandlung: „Geschichte des Königreichs Neapel", erschienen ist. Was Platen in der Vorrede über die Fähigkeit eines Dichters Geschichte zu schreiben sagt, ist durchaus wahr: — „Hoffentlich", schreibt er, „wenn diese persönliche Schlußbemerkung erlaubt ist, wird man dem Dichter die Fähigkeit zu historischen Arbeiten nicht absprechen können, oder vielmehr, man wird gestehen müssen, daß es keinen Geschichtschreiber, der von poetischem Genie entblößt wäre, geben kann; denn wie wäre Geschichtschreibung möglich, ohne darstellende Kraft? Das eigentliche Verdienst des Dichters beruht auf der Wahrheit seiner Darstellung, und die wirkliche Erfindung beschränkt sich auf die Kenntniß der Natur und der menschlichen Seele. Ohne diesen Grund und Boden der Wirklichkeit würden selbst Homer und Ariost als geringe Poeten erscheinen müssen; denn der würdigste Mensch kann nichts Würdiges unternehmen, dessen Hintergrund nicht Wahrheit wäre. Wie wohlfeil das bloße Aushecken phantastischer Begebenheiten und Abenteuer zu haben ist, dieß erhellt täglich aus der Sündfluth von Novellen und Romanen, die davon wimmeln. Eine solche großentheils entnervende Lektüre allmählig zu verbannen, und den Geist des Volkes an edlere Beschäftigung zu gewöhnen, ist eine Aufgabe, zu welcher auch der Verfasser sein Scherflein beizutragen sich berufen fühlt. Möchte es dieser und einigen andern noch vorbehaltenen Darstellungen gelingen, die Deutschen mehr und mehr zu überzeugen, daß bloß das Bedeutende ewig fortwirkt, und daß kein Roman so romantisch ist, als die Geschichte selbst."

Von den versprochenen „andern noch vorbehaltenen Darstellungen" ist nur ein einziges Fragment: „Ursprung der Carraresen", aus dem Jahre 1833 bis auf uns gekommen. Nenne ich dazu noch eine Litteraturstudie: „Ueber Dichtkunst und Sprache" (1829), so ist das Verzeichniß der Platenschen Schriften erschöpft. Das letztere Schriftchen enthält auch eine Erklärung der etwas eigenthümlichen Orthographie Platens, der schon damals die jetzige Sprachverbesserung (falls es eine solche ist) wenigstens theilweise antizipirt hat. So schreibt er rot, Not, Drat, stet (statt Draht, steht - von stehen) ꝛc. und wendet statt des Buchstabens c wo er wie k ausgesprochen

wird zumeist, obwohl nicht regelmäßig den Buchstaben t an. Eine Aenderung hat Platen jedoch vorgenommen in der ihm die neueren Rechtschreiber nicht gefolgt sind, indem er das Wort „Haupt" mit **b** statt **p** schreibt, da es von dem altdeutschen Wort „Haubet" herstamme, von dem wir noch den Nachhall in dem Namen eines Kopfbedeckungsstückes der Frauen, der Haube, besitzen.

Platens Vertrautheit mit den Geheimnissen der historischen Kunst äußert sich in fast allen seinen Gedichten, besonders aber in seinen Balladen, die sämmtlich auf geschichtlichem Boden stehen. Diese sind wahre Kabinetstücke ihrer Art, besonders was das Einfache und Knappe in der Sprache betrifft. Da ist nirgends ein Suchen nach kleinlichen Effekten, nirgends Gespreiztheit, nirgends Weitschweifigkeit zu sehen, und wenn sie auch an dramatischer Kraft den Balladen Bürger's, Goethe's und Uhland's nachstehen, an Tiefe der Empfindung, Feinsinnigkeit und Glätte in der Form überragen sie alle ihre Vorgänger, Goethe's „Erlkönig" vielleicht ausgenommen. Platen nahm die Stoffe zu seinen sämmtlichen Balladen aus der Geschichte, statt aus der Sage, und das macht sie für den Denker umso bedeutungsvoller: ist es doch das eigentlich unterscheidende Merkmal wodurch sich die Ballade von der Legende und Fabel unterscheidet; auch von der Romanze dadurch, daß ihr Inhalt in höherem Grade das Nachdenken, die Reflexion erwecken soll. Wie es der Natur Platens eigen war, weht durch fast alle ein elegischer Hauch, ein Zug, den er selber kundgibt, wo er sagt:

„Vergebt, daß alle meine Lieder klagen!"

Dieser Zug äußert sich hervorstechend in den Balladen: „Der Pilger vor St. Just", „Der Tod des Carus", „Lukas Signorelli", „Alerius", „Der alte Grenadier", „Die Gründung von Karthago" und in dem „Klagelied Kaiser Otto des Dritten." Doch gibt es auch bei Platen Ausnahmen von dieser Regel. Die bekanntesten seiner Balladen sind:

Das Grab im Busento.

Nächtlich am Busento lispeln, bei Cosenza, dumpfe Lieder,
Aus den Wassern schallt es Antwort und in Wirbeln hallt es wieder!

Und den Fluß hinauf, hinunter, ziehn die Schatten tapfrer Gothen,
Die den Alarich beweinen, ihres Volkes besten Todten.

Allzufrüh und fern der Heimat mußten sie ihn hier begraben,
Während noch die Jugendlocken seine Schulter blond umgaben.

Und am Ufer des Busento reihten sie sich um die Wette,
Um die Strömung abzuleiten, gruben sie ein frisches Bette.

In der wogenleeren Höhlung wühlten sie empor die Erde,
Senken tief hinein den Leichnam mit der Rüstung auf dem Pferde.

Deckten dann mit Erde wieder ihn und seine stolze Habe,
Daß die hohen Stromgewächse wüchsen aus dem Heldengrabe.

Abgelenkt zum zweitenmale, ward der Fluß herbeigezogen:
Mächtig in ihr altes Bette schäumten die Busentowogen.

Und es sang ein Chor von Männern: Schlaf in deinen Heldenehren!
Keines Römers schnöde Habsucht soll dir je das Grab verfehren!

Sangen's, und die Lobgesänge tönten fort im Gothenheere;
Wälze sie, Busentowelle, wälze sie von Meer zu Meere!

Der Pilger vor St. Just.

Nacht ist's und Stürme sausen für und für,
Hispanische Mönche, schließt mir auf die Thür!

Laßt hier mich ruh'n, bis Glockenton mich weckt,
Der zum Gebet euch in die Kirche schreckt!

Bereitet mir, was euer Haus vermag,
Ein Ordenskleid und einen Sarkophag!

Gönnt mir die kleine Zelle, weiht mich ein,
Mehr als die Hälfte dieser Welt war mein.

Das Haubt, das nun der Scheere sich bequemt,
Mit mancher Krone ward's bediademt.

Die Schulter, die der Kutte nun sich bückt,
Hat kaiserlicher Hermelin geschmückt.

Nun bin ich vor dem Tod den Todten gleich,
Und fall in Trümmer, wie das alte Reich.

Harmosan.

Schon war gesunken in den Staub der Sassaniden alter Thron,
Es plündert Mosleminenhand das schätzereiche Ktesiphon:
Schon langt am Orus Omar an, nach manchem durchgekämpften Tag,
Wo Chosru's Enkel Jesdegerd auf Leichen eine Leiche lag.

Und als die Beute mustern ging Medina's Fürst auf weitem Plan,
Ward ein Satrap vor ihn geführt, er hieß mit Namen Harmosan;
Der letzte, der im Hochgebürg dem kühnen Feind sich widersetzt;
Doch ach, die sonst so tapfre Hand trug eine schwere Kette jetzt!

Und Omar blickt ihn finster an und spricht: Erkennst du nun, wie sehr
Vergeblich ist vor unserm Gott der Götzendiener Gegenwehr?
Und Harmosan erwiedert ihm: In deinen Händen ist die Macht,
Wer einem Sieger widerspricht, der widerspricht mit Unbedacht.

Nur eine Bitte wag' ich noch, abwägend dein Geschick und meins:
Drei Tage focht ich ohne Trunk, laß reichen einen Becher Weins!
Und auf des Feldherrn leisen Wink steht ihm sogleich ein Trunk bereit;
Doch Harmosan befürchtet Gift, und zaudert eine kleine Zeit.

Was zagst du, ruft der Saracen, nie täuscht ein Moslem seinen Gast,
Nicht eher sollst du sterben, Freund, als bis du dieß getrunken hast!
Da greift der Perser nach dem Glas, und statt zu trinken, schleudert hart
Zu Boden er's auf einen Stein mit rascher Geistesgegenwart.

Und Omars Mannen stürzen schon mit blankem Schwert auf ihn heran,
Zu strafen ob der Hinterlist den allzuschlauen Harmosan;
Doch wehrt der Feldherr ihnen ab, und spricht sodann: Er lebe fort!
Wenn was auf Erden heilig ist, so ist es eines Helden Wort.

Im Jahre 1832 kam der Dichter nach Deutschland, um einer kindlichen Pflicht Genüge zu leisten, da sein Vater gestorben war. Er hielt sich während des Winters in München auf und kehrte im Jahre 1833 nach Venedig zurück. Im folgenden Spätherbst besuchte Platen München abermals, die Herausgabe einiger seiner Werke selbst zu leiten, und dann reiste er im April 1834 wiederholt nach Italien, um nie mehr zurückzukehren. Er lebte dort in Venedig, Florenz, Siena, Livorno, Toskana und Neapel, von welch letzterer Stadt ihn die Cholera im September 1835 nach Sicilien trieb, das er schon früher besucht hatte, und wo er seine schöne Dithyrambe „Kypris" schrieb, das letzte vollendete Gedicht, welches uns seine Muse geschenkt hat. Er starb daselbst in Syrakus am 5. Dezember 1835, noch nicht volle vierzig Jahre alt.

Ueber seinen Werth als Dichter sind zu Platens Lebenszeit die Meinungen sehr getheilt gewesen. Bei seinem ersten Auftreten überschätzt, konnte eine Reaktion umso weniger ausbleiben, als noch mancherlei Umstände, wie persönliche Eigenheiten, ein kleines Maß Gereiztheit und seine Abkehr von der Bahn der Romantik diese beschleunigte und ihm eine starke Gegnerschaft eintrugen. Für Goethe's Kritik war Platen's Poesie anfänglich viel zu ernst angelegt. Goethe, der alles vereinte, Ernst und Heiterkeit, die sinnigste Aesthetik und die schärfste Satyre, gestand sich selber, nachdem Platens größeren Werke ihm zu Gesichte kamen, daß er weder tadelnd auftreten, noch die marmorne Poetik mit Wärme vertheidigen durfte, geschweige denn mit Begeisterung empfehlen konnte. Aber er spendete dem Dichter doch ein verdientes Lob und munterte ihn auf in seinem Streben. Hätte Goethe gelebt bis zum Erscheinen von Platens Polenlieder und den letzten Hymnen, so würde dieser halbpassive Ton wohl zum hellen Beifall umgestimmt worden sein. — Warme Anhänger fand Platen indessen bei den schwäbischen Dichtern Ludwig Uhland, Justinus Kerner und Gustav Schwab, sowie in dem Dichter und Maler August Kopisch und seinem Landsmann Fried. Rückert.

Wäre Platen noch einige Jahre am Leben und in dichterischer Thätigkeit geblieben, so würde sein Ruhm weit mächtiger gestiegen sein, als dies der Fall ist, da schließlich sein Geist der Klassizität immer höher emporwuchs. Sein Streben war unablässig auf ein hohes Ziel gerichtet. Nichts Halbes genügte ihm; nur durchaus Vollkommenes in Form und Gedanken wollte er schaffen, wie denn sein Gemüth empfänglich war für alles Große und Schöne. Nie fügte er sich dem Geschmack der rohen Menge, wie das sein geniales Gegenstück, Heine, leider in allzugroßem Maße that. Platen's „Wahlspruch wahrer Deutschheit" war:

„Nicht für Handwerksbursche allein, für denkende Männer,
Für großfühlige Frau'n dichte der deutsche Poet."

Platen hatte das Unglück, einen lästigen Schwarm von Gegnern auf sich zu reizen. Mit edler Offenheit sein ganzes Herz hinzugeben, war das Prinzip seiner Poesie. Was gibt, sagt er selber:

„Was gibt dem Freund, was gibt dem wahren Dichter Weihe?
Daß ohne Rückhalt er sein ganzes Selbst verleihe."

und am Schluß dieser Gasele:

„Noch bin ich nicht so bleich, daß ich der Schminke brauche:
Es kenne mich die Welt, auf daß sie mir verzeihe."

Von Mißgünstigen ward dies freilich ganz anders aufgefaßt. Sie verkannten völlig die rückhaltlose Aeußerung eines unverschleierten Gemüthes, die Aussprüche eines edlen Selbstgefühls. Wie aber seine Produktionen auch beschaffen sein mögen, und angenommen, sein dichterisches Verdienst läge bloß in der Form, in der Glätte seiner Verse, in der Reinheit seiner Reimklänge, so würde dies schon hinreichen, ihm eine ehrenvolle Stellung unter Deutschlands Dichtern zuzusichern und leugnen läßt sich in der That nicht, daß die lyrischen Gedichte vom Jahr 1828 an, sowie die Oden, die satyrischen Lustspiele: die „Gabel" und der „Romantische Oedipus", über die damaligen Anforderungen an deutsche Poesie bedeutend hervorragen, ja, alle seine Vorgänger durch Festigkeit im Sprachbau, Leichtigkeit und Wohlklang der Wortfolge, Mannigfaltigkeit der Versmaße, Sicherheit und Reinheit in Metrum und Reim weit, weit übertrafen. Gottschall nennt die „Verhängnißvolle Gabel" und den „Romantischen Oedipus" unsere besten polemisch-satyrischen Litteratur-Komödien, und ganz mit Recht, obwohl ihnen der Makel einer litterarischen Einseitigkeit anklebt, weshalb sie von Hause aus auf einen kleinen Kreis von Eingeweihten beschränkt sind. Unverständlich sind sie allerdings Jenen, die den Urgrund der Details zu erforschen sich bemühen, der uns heute entrückt ist. Als Ganzes genommen sind es plastische Säulen von klassischer Feinheit und Vollendung.

Am höchsten, vollendetsten schwebt der Genius Platen's in seinen Oden, Elegien und Hymnen. Hier ist er geradezu unübertrefflich in der Form und erhaben in den Gedanken. Wohl durfte er hier von sich sagen:

„Gesänge formt' ich aus verschied'nen Stoffen
In einem Styl, den Keiner übertroffen."

Dennoch beansprucht er für sich, nächst Klopstock, nur die zweite Stelle in der Ode:

„Der ich der Ode zweiten Preis errungen."

Um meinen Vortrag nicht allzusehr in die Länge zu spinnen, will ich von den 39 Oden nur zwei kleine hier herausheben, die sein Talent zur Genüge verkünden.

Loos des Lyrikers.

Stets am Stoff klebt unsere Seele, Handlung
Ist der Welt allmächtiger Puls, und deshalb
Flötet oftmals tauberem Ohr der hohe
Lyrische Dichter.

Gerne zeigt Jedwedem bequem Homer sich,
Breitet aus buntfarbigen Fabelteppich;
Leicht das Volk hinreißend erhöht des Drama's
Schöpfer den Schauplatz.

Aber Pindars Flug und die Kunst des Flaccus,
Aber dein schwerwiegendes Wort, Petrarca,
Prägt sich uns langsamer in's Herz, der Menge
Bleibt's ein Geheimniß.

Jenen ward bloß geistiger Reiz, des Liedchens
Leichter Takt nicht, der den umschwärmten Putztisch
Ziert. Es dringt kein flüchtiger Blick in ihre
Mächtige Seele.

Ewig bleibt ihr Name genannt und tönt im
Ohr der Menschheit; doch es gesellt sich ihnen
Selten freundschaftsvoll ein Gemüth und huldigt
Körnigem Tiefsinn.

Abschied von Neapel. 1835.

– – ⏑ ⏑ – ⏑ – ⏑ – – ⏑ –
– – ⏑ ⏑ – ⏑ – ⏑ – – ⏑ –
– – ⏑ ⏑ – – ⏑ – ⏑
– – ⏑ ⏑ – ⏑ –

Parthenope ragt so schön am Seestrand empor,
Umspannt den berauschten Sinn mit stahlfestem Netz,
Läßt fließen des Lebens Bäche
Aus ihrem goldnen Quell.

Wo aber erscheint Genuß von Schmerz unvergällt?
Es lauert des Scheidens Qual, und träuft Bitterkeit
Neidvoll in den Wein der Liebe,
Den unsre Seele schlürft.

Doch ziehe, wohin du willst, im Geist folgen dir
Beflügelte Lieder nach! Es ist, reich begabt,
Dein schönes Gesicht Bezaubrung,
Dein Auge Süßigkeit.

Die Eklogen und Idyllen, sowie die Hymnen (Festgesänge nennt er sie) müssen übergangen werden.

Ich habe im Titel Platen einen Reformator der deutschen Dichtkunst genannt. Das ist er auch im vollen Sinne des Wortes. Abgesehen davon, daß er das Gasel und die hüpfenden Anapäste zuerst in die deutsche Poetik eingeführt hat; es war Platen, welcher dem Scheusal der Schicksalstragödie den Todesstoß versetzte; es war Platen, welcher der in entfernten Jahrhunderten umhertappenden Romantik das machtgebietende Halt! zurief und die Dichtkunst wieder in die Bahnen des lebendigen Volkslebens zurück forderte; es war Platen, welcher mit seiner feinen, marmorglatten Politur den rauhen Dichterlingen Schach bot, und sie zwang, statt rohe Hütten zu zimmern, architektonisch formenreine Paläste zu bauen. Sein Einfluß auf die heutige deutsche Dichtkunst ist unverkennbar.

„Wir wollen es Platen nie vergessen,
Daß wir in seiner Schule gesessen!"

singt Emanuel Geibel und Gustav Schwab ruft in seinem Sonett auf Platens Tod aus:

„Im Innersten hab ich's bekennen müssen,
Du bist, du bist der heil'gen Sänger Einer,
Vor deren Geist der Meinige sich beuget."

Die ganze heutige deutsche Poetenwelt ist Platen's Schüler geworden, denn er hat ihr die rechte Straße gezeigt, auf welcher der Dichter wandeln muß. Auch wir im neuen Vaterlande ehren die Kunst, wie wir unsere liebe Muttersprache ehren. Auch hier in dem freien Kolumbia hat er Schüler gefunden, die ihm folgen auf der Bahn des Schönen, und die seinen prophetischen Spruch wahr machen helfen:

„..... nach Westen flieht die Weltgeschichte!"

Heinrich Heine als Dichter.

Denkrede gehalten bei Gelegenheit der Feier des hundertjährigen Geburtstags Heinrich Heine's im "Deutschen Litterarischen Klub von Cincinnati." am 20. Dezember 1899.

Unter allen Gattungen der Prosalitteratur ist die Biographie die hervorragendste. Sie macht uns bekannt mit der inneren Werkstatt des Weltgeistes, der die Menschheit belebt, und welcher von den einzelnen Individuen ausströmend, erst die nächsten Kreise affizirt und von diesen sich ausdehnend, mehr oder minder wirksam die Völker und Nationen beeinflußt. Es sind die Quellen, welche die Flüsse und Ströme bilden, und nur wo die ersten reichlich fließen, können die großen Gewässer die Gebiete lebendig befruchten. Um also die Zeitströmungen bei den einzelnen Völkern richtig begreifen und schätzen zu können, müssen wir die Quellen, die Personen, welche diese Strömungen veranlaßten und mit ihrem Geist belebten, in ihrer Individualität kennen lernen, die dann, einzeln oder gemeinsam wirkend, die Epochen in der Kunst schufen, in den Wissenschaften, in der Politik, in der Litteratur, kurz in Allem was den Menschengeist bewegt. Diese Individuen bilden alsdann die Figuren in dem Gemälde des großen Weltbildes. Je nach ihrer Bedeutung stehen sie im Vordergrund, in den mittleren Gruppen oder als bloße Staffage im Hintergrund. Der Biograph ist jedoch nur der Darsteller einer einzigen Figur, und bloß die Berührungspunkte mit den verwandten Gestalten sind ihm erlaubt, um die der Gesammtwirkung nöthigen Lichter und Schatten aufzusetzen. Bei seiner Darstellung muß er jedoch durchaus gerecht sein, weil sonst die Gestalt eine Zerrfigur bilden würde. Er muß seinen Gegenstand nach allen Seiten kritisch prüfen und seine Linien und Farbentöne wahrheitsgetreu wiedergeben, wenn sein Werk ein unantastbares Kunstwerk sein soll.

Ich stehe heute Abend vor Ihnen, verehrte Anwesende, um eine solche Figur aus der deutschen Litteraturgeschichte darzustellen, und es ist keine leichte Mühe, denn der Mann, dessen Gedenktag wir feiern, hat seit einem halben Jahrhundert gewiß den größten Zankapfel gebildet, den die Eris unter die Göttinnen der Kritik schleuderte. Ob ich ein gerechter Paris sein werde, das muß ich Ihrer Entscheidung überlassen. Ich werde mich in meinem Vortrag auf den Dichter beschränken und den Mann unberührt lassen, außer insofern dieses auf seine Dichtungen und Schriften von naheliegendem Einfluß war.

Heinrich Heine wurde am 13. Dezember 1799 in der Stadt Düsseldorf geboren, wo sein Vater, Samson Heine, *) als Kaufmann ansässig war. Es kann uns kaum interessiren, daß bezüglich des Geburtstages und Jahres Heinrichs bis unlängst mancherlei Differenzen obwalteten, daß der 12. Dezember 1797, ebenso der 12. statt 13. Dez. 1799 und endlich der 1.

Januar 1800 dafür gegolten haben, das oben genannte Datum ist endgültig aus Familienpapieren von Heine's Verwandten festgestellt worden. Der erste Tag des Jahres 1800 war wohl eine Erfindung des Dichters, der ja einmal sagte: „Um meine Geburt werden sich zwei Jahrhunderte streiten."

In Düsseldorf besuchte der kleine Harry (den Namen Heinrich hat er erst bei seinem Uebertritt zum Christenthum angenommen) die israelitische Privatschule eines Herrn Rintelsohn, später trat er in das Düsseldorfer Lyzeum über, wo er, außer den üblichen deutschen Unterricht, auch Latein, Griechisch und Französisch sowie Mathematik, Geographie und Geschichte lernte. Nebenbei erhielten Harry und seine Geschwister (eine anderthalb Jahre jüngere Schwester, Charlotte, und seine Brüder, Gustav, geb. 1805 und Maximilian, geb. 1807) noch Privatunterricht in Musik — die Mutter, eine geborene Peira von Geldern, war sehr musikalisch —, im Tanzen und Malen. Harry hatte für alle diese Künste nur wenig Sinn: die Musik war ihm zuwider; das Tanzen haßte er, und als er einst seinen spindeldürren Tanzlehrer zum Fenster hinauswarf, wofür der Vater Harry's diesem ein Schmerzensgeld zu zahlen hatte, da hörte dieser Unterricht ganz auf, und Heine hat dann in seinem ganzen Leben nicht wieder getanzt. Auch das Zeichnen und Malen wolle nicht recht gehen, doch hat er später noch gelegentlich darin nachgeübt, daß er schließlich leidlich gut zu zeichnen verstand.

Ueber seine Fortschritte in der Schule des Lyzeums, das in einem alten Franziskanerkloster während der französischen Herrschaft eingerichtet war, sagt er selbst in späteren Jahren, daß ihm die alten Sprachen nicht hätten in den Kopf wollen: „In den dumpfen Bogengängen des Franziskanerklosters", schreibt er, „unweit der Schulstube, hing damals ein großer, gekreuzigter Christus von grauem Holze, ein wüstes Bild, das noch jetzt zuweilen des Nachts durch meine Träume schreitet und mich traurig ansieht mit starren blutigen Augen — vor diesem Bilde stand ich oft und betete: O, du armer, ebenfalls gequälter Gott, wenn es dir nur irgend möglich ist, so siehe doch zu, daß ich die verba irregularia im Kopfe behalte. Vom Griechischen will ich gar nicht sprechen, ich ärgere mich sonst zu viel. Die Mönche im Mittelalter hatten so ganz Unrecht nicht, wenn sie behaupteten, daß das Griechische eine Erfindung des Teufels sei. Gott kennt die Leiden, die ich dabei ausgestanden. Mit dem Hebräischen ging es besser. Indessen von der deutschen Sprache begriff ich viel mehr, und die ist doch auch nicht so gar kinderleicht.

„Auch in der Mythologie ging es gut. Ich hatte meine liebe Freude an dem Göttergesindel, das so lustig nackt in die Welt regierte. Ich glaube nicht, daß jemals ein Schulknabe im alten Rom die Hauptartikel seines Katechismus, z. B. die Liebschaften der Venus, besser auswendig gelernt hat, als ich. Am allerbesten aber erging es mir in der französischen Klasse des Abbé Daulnois, eines emigrirten Franzosen, der eine Menge Grammatiken

geschrieben, und eine rothe Perücke trug, und gar pfiffig umhersprang, wenn er seine Art poétique und seine Histoire allemande vortrug. — Er war im ganzen Gymnasium der einzige, welcher deutsche Geschichte lehrte."

Aus dieser Darstellung geht schon klar Heine's spätere Richtung hervor, seine Neigung zur sinnlichen Liebespoesie und seine Anhänglichkeit an Frankreich und dessen Sprache. — Im vierzehnten Jahre schrieb Heine seine ersten Verse, ein Hochzeitstagsgedichtchen für seine Eltern:

„O habt ihr über Glück und Unglück noch Gewalt,
Ihr Götter! — gebt dem Glück auf heute viel Befehle,
Wenn Vater und der Mutter schöne Seele
Heut feiern ihren schönsten Tag."

Nachdem Harry das Gymnasium absolvirt hatte (1814) gab ihn der Vater auf die Handelsschule in Düsseldorf, damit er sich zum Kaufmann ausbilde. Allein der Knabe hatte durchaus keine Lust zum Handelsstande, und ihn studiren zu lassen, dazu hatte der Vater keine Lust. Dieser nahm deshalb den Sohn im Jahre 1815 mit sich auf die Messe nach Frankfurt, mit der Idee, daß diesen das Leben und Gewoge des Jahrmarkts zum Kaufmann bekehren würde. Das Beispiel seines Oheims, Salomon Heine, der sich ja durch eigene Kraft zum Millionär emporgeschwungen hatte, sollte ihm ein Vorbild sein. Aber Harry war nicht zum Handelsmann geboren, und es scheint, wie sein Biograph, Gustav Karpeles, schreibt, daß er auf der Handelsschule, statt zu lernen, Allotria getrieben hatte. Es gelang seinem Vater, Harry in einem großen Frankfurter Bankhause als Volontär unterzubringen, allein nach drei Wochen verließ er das Komptoir wieder. Dann wurde er als Lehrling bei einem Engros-Spezereihändler angestellt, allein auch hier kam er nach vier Wochen außer Dienst, mit dem Bemerken seines Prinzipals, er hätte kein Talent zum Geschäft.

Nur zwei Monate verlebte Heine in Frankfurt, wo der Jüngling auch den berühmten Kritiker Ludwig Börne kennen lernte, dessen litterarische Thätigkeit ihn mehr anzog, als der "apprenti millionaire", und dann kehrte er nach Düsseldorf in's elterliche Haus zurück. Ihm war das „Krämernest" Frankfurt, wie er die Stadt einmal nennt, nicht nach seinem Sinn. Nachwirkungen hat sein dortiger Aufenthalt doch bei ihm hinterlassen, und er schildert sie in seinem novellistischen Fragment, „Der Rabbi von Bacherach", worin er das bunte Treiben bei der Messe, das Leben vor dem Römer, die enge Judengasse und das Schicksal der Frankfurter Juden im Mittelalter mit lebhaften, wenn auch übertriebenen Farben darstellt.

Im Sommer 1816 ging Heine nach Hamburg. Er hatte schon zu jener Zeit seine ersten dichterische Versuche gewagt, und später gibt er an, daß die Ballade „Belsazzar" sein erstes Gedicht gewesen sei. Das darf bezweifelt werden, da die Kraft dieser Ballade doch auf eine reifere Zeit deutet, als

einen Erstlingsversuch. Noch vor seiner Abreise aus Düsseldorf aber dichtete er das folgende an seinen Jugendfreund und Kollegen vom Gymnasium, Franz von Zuccalmaglio, gerichtete Poem, das die Angabe von der Ballade wohl zur Genüge widerlegt:

Es zieht mich nach Nordland ein goldener Stern;
Ade, mein Bruder! denk mein in der Fern'!
Bleib treu, bleib treu der Poesie,
Verlaß das süße Bräutchen nie!
Bewahr in der Brust, wie einen Hort,
Das liebe, schöne deutsche Wort! —
Und kommst du mal nach dem Norderland,
So lausche nur am Norderstrand;
Und lausche, bis fern sich ein Klingen erhebt
Und über die feiernden Fluthen schwebt.
Dann mag's wohl sein, daß entgegen dir zieht
Des wohlbekannten Sängers Lied.
Dann greif auch du in dein Saitenspiel
Und gib mir süßer Kunde viel:
Wie's dir, mein trauter Sänger, ergeht,
Und wie's meinen Lieben allen ergeht,
Und wie's ergeht der schönen Maid,
Die so manches Jünglingsherz erfreut,
Und in manches gesendet viel Gluth hinein,
Die blühende Rose am blühenden Rhein!
Und auch vom Vaterland Kunde gib:
Ob's noch das Land der treuen Lieb',
Ob der alte Gott noch in Deutschland wohnt,
Und Niemand mehr dem Bösen frohnt.
Und wie dein süßes Lied erklingt
Und heitere Märchen hinüber bringt,
Wohl über die Wogen zum fernen Strand,
So freut sich der Sänger im Norderland.

In Hamburg war Heine anfänglich im Komptoir des Bankhauses Heckscher & Kompagnie, dessen Theilhaber sein Onkel Salomon Heine war, beschäftigt. Die Abneigung gegen den kommerziellen Beruf, die sich früher bei ihm geäußert hatte, mehrte sich noch und hat bei ihm ein übles Ansehen der schönen Hansastadt an der Elbe hinterlassen, das er auch in späteren Jahren nicht überwinden konnte. Er hatte durchaus keinen Krämergeist in sich und keine Anlage zu einem künftigen Millionär.

Dahingegen wurde Hamburg die eigentliche Geburtstätte seines poetischen Genies. Der Keim dazu lag in seinem Innern, aber es bedurfte einer Sonne, die diesen Keim erwärmte und belebte, und diese Sonne wohnte

in Hamburg, wohnte in seiner unmittelbaren Nähe, im selben Hause wo er lebte. Es war seine Kousine, Amalie Heine, die dritte Tochter seines Oheims Salomon. **) Dieses Mädchen entfachte in ihm eine so glühende Liebe, daß er darüber die ganze Welt vergaß. Er hat diese Liebe in seinen Gedichten, „Junge Leiden", in lebendigster Weise zum Ausdruck gebracht, und nie hat er sie verwunden. Er schrieb Liebesgedichte an sie, die sie nicht beachtet zu haben scheint, und im Anfang des Jahres 1817 erschienen die ersten jener Lieder in dem längst eingegangenen Wochenblatt „Hamburgs Wächter", nicht unter seinem Namen, sondern unter dem aus seinem Vor- und Zunamen und dem Namen seines Geburtsorts Düsseldorf anagrammatisch zusammengesetzten Pseudonym: „Sy Freudhold Riesenharf."

Ueber diese unerwiderte Liebe geben uns zwei Briefe an seinen Jugendfreund Sethe Kunde, und gleichfalls, wie diese Liebe ihn, ähnlich wie Klopstocks fast gleiches Verhältniß zu Fanny Schmidt, zur Poesie leitete. „Ich habe mich wieder hingesetzt, Dir zu schreiben und habe Alles aus dem Herzen rauschen gelassen, was Dir immer spanische Dörfer bleiben werden." Und weiterhin:

„Wenn die Stunde kommt, wo das Herz mir schwillt,
Und blühender Zauber dem Busen entquillt,
Dann greif ich zum Griffel rasch und wild
Und male mit Worten das Zauberbild."

Und am 27. Oktober 1816 schreibt er: „Sie liebt mich nicht! — Mußt dieses letzte Wörtchen ganz leise, leise aussprechen. In den ersten Wörtchen liegt der ewig lebendige Himmel, in dem letzten die ewig lebendige Hölle."

„Es wäre thöricht und vergeblich", schreibt Karpeles, „dem wahren Verlauf dieser Herzensgeschichte heute noch nachforschen zu wollen; begnügen wir uns daher, statt in müssiger Neugierde in dem Herzensgeheimniß des Dichters umherzuwühlen, die Thatsache zu konstatiren, daß Heine's Liebe eine unglückliche war. .... Eines der bekanntesten Gedichte von Heine enthält diese Schilderung (den Verlauf und das Ende seines Liebestraumes) wie folgt:

„Ein Jüngling liebt ein Mädchen,
Die hat einen Andern erwählt;
Der Andere liebt eine Andere,
Und hat sich mit dieser vermählt.

Das Mädchen heirathet aus Aerger
Den ersten besten Mann,
Der ihr in den Weg gelaufen.
Der Jüngling ist übel daran!

Es ist eine alte Geschichte,
Doch bleibt sie immer neu;
Und wem sie just passieret,
Dem bricht das Herz entzwei."

Die zehn Gedichte aus dem Buch „Junge Leiden", unter dem Separattitel „Traumbilder", sind denn auch zerrissen, wie des jungen Dichters Herz, obwohl noch einige Jahre verflossen, ehe sie gedruckt wurden, während welcher Zeit sie vielleicht etwas milder gestimmt wurden. — Bevor wir jedoch zu den Gedichten wirklich übergehen, wollen wir den Verlauf seines Lebens bis dahin näher betrachten. — Die Stelle im Komptoir seines Onkels hatte er kaum ein Jahr inne. Warum er sie verließ, ist nicht recht klar. Jedoch im Jahre 1817 (Karpeles schreibt 1818) etablirte sich Heine mit Hülfe seines Oheims in einem eigenen Kommissionsgeschäft, das englische Manufakturwaaren vertrieb, unter der Firma Harry Heine & Kompagnie. Von den „ungeheuren Handelsspekulationen", von denen er in seinen Briefen an die Jugendfreunde erzählt, scheint nicht viel geworden zu sein, denn er mußte bereits im Anfang des Jahres 1819 liquidiren.

Nach dem Zusammenbruch des Geschäftes gab Heines Oheim die Hoffnung auf, aus Harry einen tüchtigen Geschäftsmann zu machen, und nach mancherlei Bitten entschloß er sich dazu, seinem Neffen die Mittel zum Studiren zu geben, unter der Bedingung, daß er sich dem Studium der Rechtswissenschaft mit ganzem Ernst widmen, den Doktorgrad erwerben und dann als Advokat in Hamburg niederlassen wolle.

Den vergifteten Pfeil im Herzen, aber die Hoffnung auf eine Vernarbung der Wunde während einer heiteren Studentenzeit, kehrte Harry Heine im Frühjahr 1819 nach Düsseldorf zurück. Hier bereitete er sich gemeinschaftlich mit seinem Schulfreunde, Joseph Neunzig, für die Universitätsstudien vor, indem sie Unterricht im Lateinischen und Griechischen von einem alten Lehrer, einem Jesuiten, erhielten, der, wie Karpeles berichtet, „mit Heine seine liebe Noth hatte, da dieser die alten Klassiker mit Vorliebe in den jüdisch-deutschen Jargon übersetzte." In Düsseldorf hatte sich bereits der Ruf verbreitet, daß er „schöne Verse zu machen verstehe", und Karpeles theilt mit, daß gar manche junge Dame sich einen witzigen oder schwermüthigen Spruch für ihr Album erbeten und erhalten habe.

Im Spätherbst 1819 bezog Heine die Universität Bonn als Student der Jurisprudenz. Am 11. Dezember wurde er als studiosus juris eingetragen. Das Zeugniß der Prüfungskommission (er erhielt die niedrigste Nummer) lautet wie folgt: „Harry Heine Nro. III. Griechisch hat er nicht gelernt. Im Lateinischen ist er von unsicherer Kenntniß und zu geringer Uebung, weshalb er auch keinen Aufsatz geliefert hat. Zu einer Prüfung in der Mathematik hat er sich nicht verstanden. In der Geschichte ist er nicht ohne alle Kenntnisse. Seine deutsche Arbeit, wiewohl auf wunderliche Weise

gefaßt, beweist ein gutes Streben." — Im ersten Wintersemester hörte er Vorlesungen von Schlegel über die Geschichte der deutschen Sprache; von Arndt über die „Germania" des Tacitus; von Hüllmann germanisches Staatsrecht; und deutsche Urgeschichte von Radloff — ferner die litteraturgeschichtlichen und ästhetischen Vorträge des Professors Delbrück und die anregenden Vorlesungen des Privatdozenten Hundeshagen über Kunst und Leben des Mittelalters.

Den größten Einfluß von allen Professoren auf Heine übte August Wilhelm von Schlegel, der damals an der Spitze der nach-Schiller-Goethe'schen Litteratur stand und als geistvoller Kenner der deutschen, englischen und spanischen Litteratur ebenso gefeiert wurde, wie als Dichter und Kritiker. Schlegel entdeckte in dem Jüngling großes poetisches Talent und bemühte sich, dieses lebendig zu wecken und zugleich ihm die Vollendung in der Form, sowie den brillanten dichterischen Glanz beizubringen, die jedes Kunstwerk tragen müssen, wenn es Anspruch auf ein Kunstwerk erheben will. Er gab ihm Szenen aus Byron's „Manfred" zum Uebersetzen auf, und sprach sich darüber in schmeichelhafter Weise aus. Es ist höchst wahrscheinlich, daß Schlegel mit Heine auch die Dichtungen des „Buchs der Lieder" durchprüfte, und diesen zum Feilen der Gedichte anhielt, wodurch sich Heine's Erstlingswerk (zum Theil wenigstens, einzelne roher angelegter, von den übrigen grell abstechender Nummern ausgenommen, die vielleicht nachträglich eingeschoben wurden) an Glätte und Feinheit vor allen seinen späteren Dichtungen auszeichnet. Daß Heine diesen Einfluß Schlegels auf ihn würdigend anerkannte, beweisen seine drei Sonette (Sonettenkranz nennt er sie irrthümlicher Weise) an Schlegel, wovon hier das erste Sonett Zeugniß ablegen mag:

An A. W. von Schlegel.

Der schlimmste Wurm: des Zweifels Dolchgedanken,
Das schlimmste Gift: an eigner Kraft verzagen,
Das wollt' mir fast des Lebens Mark zernagen;
Ich war ein Reis, dem seine Stützen sanken.

Da mochtest du das arme Reis beklagen,
An deinem güt'gen Wort läßt du es ranken,
Und dir, mein hoher Meister, soll ich's danken,
Wird einst das schwache Reislein Blüthen tragen.

O mögst du's ferner noch so sorgsam warten,
Daß es als Baum einst zieren kann den Garten
Der schönen Fee, die dich zum Liebling wählte.

Von jenem Garten meine Amm' erzählte:
Dort lebt ein heimlich wunderfüßes Klingen,
Die Blumen sprechen und die Bäume singen.

Heine gerieth hier ganz unter den Bann der Romantik, deren vornehmster und begabtester Vertreter A. W. von Schlegel war, und von diesem Bann hat er sich in seinem ganzen Leben nicht freimachen können, wie ich später erklären will. Damals vertheidigte er diese Romantik, in Erwiederung auf eine Satyre, die W. von Blomberg gegen Romantik und romantische Form gerichtet hatte, in einem Prosa-Aufsatz, der im Sommer 1820 in dem „Kunst- und Unterhaltungsblatt" gedruckt wurde. Er spricht darin seine Auffassung der Romantik und seine Ansichten über ihre litterarische Bedeutung in klarer, überzeugender Weise aus. Will man Heine's dichterischen Entwickelungsgang begreifen, so bietet uns dieser Aufsatz den besten Schlüssel dazu.

Obwohl Heine in der ersten Zeit seinen juristischen Studien mit Eifer oblag, so fesselte ihn doch die Poesie weit mehr als die Pandekten und alle übrige Weltgelehrsamkeit, und die „eisernen Paragraphen selbstsüchtiger Rechtssysteme" stimmten ihn oft verdrießlich. Nur in der Poesie suchte er die Trösterin für die Schmerzen seiner noch nicht geheilten Wunden. Obgleich Heine in Bonn im Verkehr mit einer Anzahl dichterisch angelegter Freunde, Karl Simrock, Hoffmann von Fallersleben, Johann Baptist Rousseau, der später von ihm schmählich verunglimpfte Wolfgang Menzel und Anderen, ein sehr anregendes Leben führte, das sich als besonders günstig auf seine poetischen Anlagen äußerte, so entschloß er sich schon im Herbst 1820 zu einer Uebersiedlung nach Göttingen. Was ihn dazu veranlaßte, ist unklar. Vielleicht daß seinem Oheim, der nach Prozenten rechnete, der Fortschritt seines Neffen in Bonn, wo er durch zuviel poetische Zerstreuung von seinem eigentlichen Studium abgehalten wurde, zu langsam von Statten ging, und daß er ihn bewog, das ernstere Göttingen für das heitere Bonn einzutauschen. Harry schreibt denn auch an seine Freunde damals, daß er nur des „Ochsens" wegen von Bonn fortgezogen sei. In Bonn hatte er sein „Buch der Lieder" für den Druck fertig gestellt und sein Trauerspiel „Ratcliffe" gedichtet, das er jedoch in Berlin neu bearbeitete. Auch hatte er in dem benachbarten Dörfchen Beul während der Sommerferien seine Tragödie „Almansor" begonnen.

In Göttingen gefiel es Heine durchaus nicht. Die Glanzperiode der Blüte der dortigen Universität war vorüber, die Hauptsterne an seinem wissenschaftlichen Himmel waren erloschen. Der Bericht von Heines Freund, Friedrich Steinmann, daß er hier äußerst zurückgezogen seinen Studien gelebt und mit seinen Komilitonen nur geringen Verkehr gepflegt habe, stimmt nicht mit seiner eigenen Darstellung überein. Er schrieb an Steinmann am 4. Februar 1821: „Staune! staune! staune! ich habe hier das Consilium abeundi erhalten. Ich habe wegen allerlei Mißhelligkeiten schon seit drei Monaten in beständiger Unruhe gelebt, war von manchem fatalen Pech heimgesucht und wurde endlich in voriger Woche wegen Uebertretung der Duellgesetze auf ein halb Jahr konsiliirt."

Heine ist auch auf Göttingen keineswegs gut zu sprechen. In seiner „Harzreise" schimpft er auf die Stadt, auf die „Georgia Augusta", die Professoren, die Studenten, die Philister und das Vieh (die Bürgerschaft nämlich) nach Herzenslust. Dennoch kehrte er 1824 wieder nach Göttingen zurück, um daselbst am 20. Juli 1825 in öffentlich üblicher Promotion die juridische Doktorwürde zu erhalten. Diese wurde ihm vom derzeitigen Dekan der Fakultät Hugo ertheilt, der in seiner Rede zugleich des Promovirenden Verdienste als deutscher Dichter hervorhob. — Doch wieder zurück. Nach seiner eben erwähnten Relegation durchstreifte Heine den Harz, eine Tour, welche er im ersten Band seiner „Reisebilder" mit sprudelndem Humor beschrieb, und ging dann nach Berlin, um seine Studien fortzusetzen.

Es ist gewiß überflüssig, das Studium Heines in Berlin, seine belegten und unbelegten Kollegias, die von ihm besuchten sowohl wie die unbesuchten, hier spezifisch näher zu schildern. Nur das Eine darf hervorgehoben werden, daß die in Bonn angeeignete romantische Richtung, besonders bezüglich seiner philosophischen Anschauungen, hier an der Klippe des Zweifels Schiffbruch litt. Er hörte Hegels Vorlesungen, und schrieb noch kurz vor seinem Tode darüber: „Ich sah, wie Hegel mit seinem fast komisch-ernsthaften Gesichte als Bruthenne auf den fatalen Eiern (des Atheismus) saß und ich hörte sein Gackern. Ehrlich gesagt, selten verstand ich ihn, und erst durch späteres Nachdenken gelangte ich zum Verständniß seiner Worte. Ich glaube, er wollte gar nicht verstanden sein, und daher sein verklausulirter Vortrag, daher vielleicht auch seine Vorliebe für Personen, von denen er wußte, daß sie ihn nicht verstanden. . . . . Ich war nie abstrakter Denker und ich nahm die Synthese Hegel'scher Doktrin ungeprüft an, da ihre Folgerungen meiner Eitelkeit schmeichelten. Ich war jung und stolz und es that meinem Hochmuth wohl, als ich von Hegel erfuhr, daß nicht, wie meine Großmutter meinte, der liebe Gott, der im Himmel residirte, sondern ich selbst hier auf Erden der liebe Gott sei."

Die litterarischen und schöngeistigen Kreise, in welche er hier eingeführt wurde, waren ganz geeignet, jene Einwirkung der Schule zu erweitern und fortzusetzen. Außer Goethe, für den beinahe ein wahnsinniger Kultus sich herausgebildet hatte, galt Hegel als der einzige große Mann des Jahrhunderts. Alles hegelianisirte in Berlin. Eine spinnwebige Dialektik war in alle Kreise gedrungen, mit Hülfe derer man alles Bestehende logisch rechtfertigte und den ganzen Weltenbau auf die bequemste Weise in Ordnung zu bringen glaubte.

Großen Einfluß auf Heine übten Varnhagen von Ense und seine geistreiche Gemahlin Rahel. Ihre schöne Schwägerin, Friederike Roberts, ward seine neue Muse. In dem Salon der Rahel war der Sammelplatz der ausgezeichnetsten Männer der neueren philosophischen Schule. Nur Hegel fehlte, denn Rahel bewahrte ihre Anhänglichkeit an Fichte auch nach dessen

Tode noch fort. Nicht minder wohl aufgenommen war Heine in den Gesellschaften der Dichterin Elise von Hohenhausen. Heine machte in diesen Kreisen die Bekanntschaft mit Chamisso, „dem das lange graue Lockenhaar phantastisch um das magere, aber edle Gesicht wallte“; mit Eduard Gans, mit Bendavid, den liebenswürdigen Philosophen und Schüler von Moses Mendelssohn ꝛc. Auch hörte er in dem Hause der Frau von Hohenhausen die Erstlingsdramen von Immermann, die dort vorgelesen wurden, was später zu der Bekanntschaft Heines mit Immermann führte.

Die Meinungen über Heine's Talent waren damals noch sehr getheilt, die Wenigsten hatten eine Ahnung von seinem dereinstigen Dichterruhm. Nur Frau von Hohenhausen, die sich mit Byrons Dichtungen befaßte, proklamirte ihn zuerst als dessen Nachfolger in Deutschland, fand aber starken Widerspruch. Heine's Wesen war damals noch weich, der Stachel des Sarkasmus noch nicht ausgebildet, welcher später die Rose seiner Poesie umdornte. Er war außerordentlich empfindlich gegen Spott, der ihn traf, aber auch schon geneigt solchen auszutheilen.

Hätte Heine nur in diesen Kreisen verkehrt, so würde seine dichterische Muse wahrscheinlich andere Wege gewandelt haben. Er bewegte sich jedoch auch in den tieferen Schichten der Kneipgesellschaften. In den Weinstuben lernte er die letzten Reste der wilden Gesellschaft von Ludwig Devrient kennen und tobte sich mit den jungen Stürmern und Drängern dieser Periode, mit Grabbe, Uechtritz und Anderen aus. Was in den hohen Zirkeln schüchtern angedeutet wurde, eine künftige totale Umgestaltung aller bestehenden Verhältnisse, die Idee einer neuen kommenden Weltreligion, welche endlich das Leben in das rechte Gleise bringen sollte — dies Alles wurde da mit jugendlichem Feuereifer abgemacht und in klingenden Phrasen prophetisch verkündigt. Heine's Ausschweifungen in dem Strudel von Vergnügen, in den er sich stürzte, blieben auch kein Geheimniß. Godfried Becker in seiner Biographie Heine's meint, seine Feinde seien ihm überall nachgekrochen — eine leere Behauptung. Hatte Heine überhaupt damals schon Feinde? Diese zog er sich doch erst später durch seine Publikationen zu, und von ihm war noch nichts Satyrisches im Druck erschienen. Ein Ereigniß, das ihn während dieser Zeit traf, rief zuerst diese Ader Heines wach: Amalie, seine Kousine, der seine erste feurige Jugendliebe geweiht war, hatte endlich „den dümmsten der dummen Jungen“ geheirathet, den er dafür später unsterblich lächerlich machte.

Natürlich blieben bei all diesen Zerstreuungen seine Fachstudien liegen. Statt diesen schrieb er Gedichte, theils innig schöne, die in den Abendgesellschaften verlesen wurden und mäßigen Anklang fanden; theils wild satyrische Ergüsse, die in den Kneipgesellschaften rauschenden Beifall ernteten. Einzelne der besseren Dichtungen wurden zuerst im „Berliner Gesellschafter“ von Gubitz veröffentlicht, und fanden günstige Aufnahme. Er fügte

nun der in Bonn begonnenen Sammlung seiner Gedichte noch neue hinzu, und bot sie Cotta zum Verlag an, der aber ablehnte. Er fand jetzt in Berlin einen Verleger, den Buchhändler Maurer, bei dem dann die erste Sammlung „Gedichte von Heinrich Heine" im Jahre 1822 erschien. Sie hatte keinen besonderen Erfolg. Für die Stürmer waren sie zu zahm und für die feinere Gesellschaft schon zu satyrisch ungezügelt. Er hatte die Mahnung seines Freundes De la Motte Fouqué nicht beachtet, der ihn in folgendem Gedicht warnend begrüßte:

An H. Heine.

Du lieber, herzblutender Sänger,
Dein Lied versteh ich ja wohl!
Doch singe so wirr nicht länger,
So zürnend nicht und so hohl!

Hohl wie die Geister um Mitternacht,
Wie im Walde der Wind so wirr,
Und zürnend, wie in Gewitterpracht
Der Blitze blendend Geschwirr.

Ich habe so zürnend gesungen wie du,
Ich habe geblutet gleich dir.
Da strahlte durch Wolken Mondesruh,
Da fühlt' ich: dort ist nicht hier!

Da wußt' ich: es gibt ein allsüßes Licht,
Das zieht mich zum ewigen Fest.
Doch warnte mich's: tändle mit Schlangen nicht,
Die Schlangen halten so fest!

Wer bis an sein Grab mit Schlangen spielt,
Dem kriechen sie nach in das Grab.
Wenn dann auch das Herze gen Himmel zielt,
So ringeln sie's wieder herab.

Du, dem die Kraft in den Liedern schäumt,
Dem zuckt auf der Lippe der Schmerz,
Du hast schon einmal so Schlimmes geträumt,
O hüte dein liebes Herz!

Dein liebes Herz hat dein Gott ja so lieb,
Und haucht ihm zu: Dich versöhn' ich!
Die Schlange, das ist der uralte Dieb,
Dein Gott ist der ewige König!

Fouqué war einer der Eifrigsten der Heines Muse bewunderte und, wie bemerkt, einer seiner vornehmsten Freunde. Er galt als der märkische Dichterfürst, der gesellschaftliche Mittelpunkt der romantischen Schule in Berlin. Heine war von dem freundschaftlichen Entgegenkommen des Dichters, den Goethe und Jean Paul anerkannten, den die Jugend der Freiheitskriege als einen geistigen Vorkämpfer feierte, freudig überrascht und erwiederte sein Schreiben, welches das Gedicht begleitete, mit gleicher Herzlichkeit. Aber er hörte nicht auf die Warnung des Freundes, und später hat er ihn, wie auch seinen Lehrer Schlegel in maßloser Verblendung geschmäht.

In Berlin vollendete Heine seine Tragödie „Ratcliffe", die er bereits in Bonn begonnen, und ebenfalls sein Trauerspiel „Almansor", welches er in Göttingen bis zum dritten Akt fertig gestellt hatte. Beide Stücke zusammen mit einem lyrischen Intermezzo erschienen im Dümmler'schen Verlag in Berlin, 1823. Der „Ratcliffe" ist durchaus romantisch gehalten, aber im „Almansor" offenbart sich ein glühender Christenhaß. Dieses Stück wurde nur einmal in Braunschweig 1823 aufgeführt, der „Ratcliffe" hat nie die Bretter betreten, obgleich Heine große Hoffnung hegte, daß er sich dorthin seinen Weg bahnen würde.

Karpeles legt dem „Almansor" noch eine besondere Bedeutung bei, die mit einem während Heines Aufenthalt in Berlin gegründeten jüdischen Orden zusammenhängt, dessen Zweck und Ziel war, streng bei dem Judenthum zu verharren; allein der Mitglieder hätte sich bald „eine allgemeine Fahnenflucht" bemächtigt, während Heine streng bei den ursprünglichen Grundsätzen verharrte. Indessen aber die Andern das Judenthum nur reformiren wollten, trat Heine am 28. Juni 1825 in Heiligenstadt, einem Ort in der Nachbarschaft von Göttingen, zur evangelischen Kirche über. Sein Taufzeuge war der Superintendent Dr. Bonitz aus Langensalza. Daß Heine diesen Schritt aus religiöser Ueberzeugung gethan hat, ist nicht anzunehmen. Ihn konnten lediglich praktische Rücksichten leiten, indem dem jüdischen Rechtsgelehrten in Hamburg keine Karriere offen gestanden hätte.

Nach seiner Promovirung kehrte Heine nach der großen Handelsstadt an der Elbe zurück. Von einer juristischen Wirksamkeit ist hier jedoch nie etwas sichtbar geworden. Sein Onkel Salomon mußte sich mit seinem dichterischen und litterarischen Ruhm begnügen, der ihm schon nach Hamburg vorausgeeilt war. Und es muß Salomon Heine zum Lobe nachgesagt werden, daß er den Neffen immer und immer wieder mit goldnen Dukaten und Louisd'ors unter die Arme griff, trotzdem dieser damit höchst leichtsinnig umging. Vielleicht freute er sich doch an dem „dummen Jungen", wie er ihn noch immer nannte, dessen Name nunmehr auf allen Lippen lebte.

Heine wohnte in Hamburg ohne öffentliche Anerkennung. Seine Werke wurden verschlungen, aber um ihn kümmerte man sich nicht. Desto unge-

zwungener konnte er leben; er hatte wenig Umgang. Sein Freund, August Lewald, erzählt von ihm über seinen Hamburger Aufenthalt manches Interessante: „Vormittags", schreibt er, sah man ihn bei seinem Verleger Campe, besonders wenn der Ballen aus Leipzig neue Journale brachte, die er dann durchflog. Er liebte Campe sehr. So lange er so bleibt, pflegte er zu sagen, bleibe ich bei ihm. Sie glauben indeß nicht, fügte er hinzu, wie sehr er sich verändert hat. Ehe er nach Italien reiste, war er ein vortrefflicher Mensch. ***) Campe war daran gewöhnt, über sich scherzen zu lassen und nahm es Heine vollends nicht übel. . . . . .

„Nachmittags sah man ihn zuweilen in einem Zirkel, der sich bei dem Schauspieler Forst zu versammeln pflegte und aus den heterogensten Elementen bestand. Einige Mitglieder des Stadttheaters, Cornet, Jost, Emil Devrient, einige junge Advokaten und Mediziner, der Lustspieldichter Töpfer und Lewald gehörten diesem Kreise an. Den Sommer über wohnte er in dem stillen Dörfchen Wandsbeck; melancholischer, friedlicher gibt es wohl keins in der Welt. Hier lebte er seinen Studien und kam selten zur Stadt."

Außerdem machte Heine wiederholt Ausflüge nach der Insel Norderney, um das Seebad zu genießen, und wir verdanken diesen sommerlichen Badetouren die „Nordseebilder" (3 Thle.), welche uns die schönsten Perlen seines poetischen Genius brachten. — Im Jahre 1827 machte Heine eine Reise nach England. Karpeles erzählt darüber ein lustiges Begebniß, das ich auszüglich nach diesem wiedergebe. — Die beiden ersten Theile seiner Reisebilder hatten in ganz Deutschland ungeheures Aufsehen erregt. Von der sozialistisch angehauchten Jugend wurden sie mit Jubel aufgenommen und gierig verschlungen. Aber nicht das „Buch der Lieder" und die „Reisebilder" hatten dem Oheim so gefallen, als die Tragödie „Ratcliffe", „wahrscheinlich", schreibt Karpeles, „weniger des poetischen Gehalts, als des Umstandes wegen, daß Heine darin einen Hamburger Makler [der den Onkel hintergangen hatte] mit seinem vollen Namen unter die im Stück vorkommenden Gauner eingereiht hatte. (Der Name ist später aus Familienrücksichten umgeändert worden.)

„Als nun Salomon Heine einst in aller Gemüthlichkeit und froher Laune seinen Kaffee trank, benutzte der Neffe die Gelegenheit zu der Bemerkung: „Ich muß das Land meines Ratcliffe, ich muß England sehen." — „So reise", erwiederte der Onkel. — „Aber in England ist sehr theures Leben." — „Du hast ja erst unlängst Geld bekommen!" — „Ja, das ist für das tägliche Brod", entgegnete Heine schlagfertig, „aber für den Namen, für die Repräsentation habe ich auf Rothschild einen guten Kreditbrief nöthig." — Das leuchtete dem praktischen Onkel ein und er gab dem Neffen außer einem ansehnlichen Reisegeld auch noch einen Kreditbrief von 400 Pfund Sterling „zur Repräsentation" und eine warme Empfehlung an

Baron Rothschild in London mit. „Der Kreditbrief", meinte der Onkel zum Schluß, „ist nur zur formellen Unterstützung und Empfehlung, mit deinem baaren Reisegeld wirst du schon auskommen. Ade! auf glückliches Wiedersehen!"

„Heine aber wartete die Eventualität des „Nichtauskommens" gar nicht ab — er war kaum 24 Stunden in London, als er sich bereits auf dem Komptoir Rothschilds mit dem Kreditbrief präsentirte und die 400 Pfund ohne Bedenken einstrich. Dann machte er dem Chef des Hauses, Baron Nathan Meyer von Rothschild, seine Aufwartung und wurde natürlich von demselben zu einem großen Diner eingeladen.

„Es war gerade soviel Zeit seit der Abreise seines Neffen verstrichen, wie die nächste Post aus London zur Meldung der glücklichen Ankunft daselbst nöthig hatte, als Salomon Heine einen Brief von dort erhielt, worin die Anzeige von Rothschild, daß er das Vergnügen gehabt, seinen berühmten charmanten Neffen persönlich kennen zu lernen und die Ehre genossen, demselben den Kredit von 400 Pfund zu bezahlen, enthalten war. „Die Pfeife fiel dem Alten aus dem Munde", so erzählte Heines Bruder Maximilian, „hoch sprang er vom Lehnstuhl auf und rannte mit dem Schaum vor dem Munde im Zimmer auf und ab. Die gute Tante sah erschrocken auf ihren Mann, der nur von Zeit zu Zeit die Worte ausstieß: „Der Teufel hole Rothschild mit seinem Vergnügen und sammt der Ehre, die er gehabt hat, mein Geld auszuzahlen!" Dann wandte er sich zu seiner Frau: „Ich sage dir, Betty, der kann mich ruiniren!"

„Gegen Ende September traf Heine wieder in Hamburg ein und nun ging natürlich zuerst die große und längst erwartete Szene mit dem Onkel wegen des Kreditbriefes vor sich. Alle Vorwürfe über grenzenlose Verschwendung, selbst die ernstesten Drohungen, sich nie wieder mit ihm zu versöhnen, hörte der Neffe mit der größten Ruhe an. Als aber der Onkel endlich mit seiner Strafpredigt zu Ende war, hatte Heinrich nur die eine Antwort: „Weißt du, Onkel, das Beste an dir ist, daß du meinen Namen trägst." — Sprach's und ging stolz aus dem Zimmer." —

Die Reise nach England hatte Heine nicht befriedigt. „London hat all' meine Erwartungen übertroffen", schreibt er an Steinmann, „in Hinsicht seiner Großartigkeit aber habe ich mich selbst verloren. .... Es ist hier so fürchterlich feucht und unbehaglich, und kein Mensch versteht Deutsch." — Daß Heine in England nicht in seinem Element war, läßt sich leicht denken; dahingegen mußte er in den niedrigen Leidenschaften gebraust und wildgehaust haben, denn er gibt Steinmann die Versicherung: „England hat mich in finanzieller Hinsicht zu Grunde gerichtet." Indessen hatte er doch nicht die ganzen 400 Pfund (fast 2700 Thaler) verlottert; er sandte davon 800 Thaler an seinen Freund Varnhagen, um sie für spätere Zeit für ihn aufzuheben, wenn er sie anderweitig verwerthen wolle. Mit diesem Geld machte er

in den Jahren 1828 – 1829 eine Reise nach Italien, die uns heute Abend kaum interessiren kann, weil der letzte Band der „Reisebilder" ausschließlich der Prosa Heines angehört. Von Italien heimgekehrt besuchte Heine die Insel Helgoland zum Sommerbad. Hier hörte er von dem Aufstand in Paris und nun reifte in ihm der Entschluß, nach Frankreich zu gehen und in dessen Hauptstadt seinen bleibenden Aufenthalt zu nehmen. In Paris ist er auch am 16. oder 17. Februar 1856 im Alter von 57 Jahren gestorben. Sein Leben in Frankreich in den Einzelnheiten zu verfolgen, gehört nicht in den Rahmen meines Vortrags.

Was er in Paris schrieb, ist vorwiegend Prosa — und diese Prosa wurde von nicht prüfenden Leuten als etwas Außerordentliches gerühmt. — War es die Form? Die ist doch theils possenhaft scheinwitzig, weil sie, wie auch seine Dichtungen, mit wilden Tropen und sardonischen Schlagworten verbrämt ist, theils sogar rüde und oft gemein. †) Er war in der That ein Turlupin. — War es vielleicht der Inhalt? Ich bestreite dessen Werth. Seine Berichte aus Paris über soziale, musikalische und künstlerische Ereignisse sind deshalb werthlos, weil sie so subjektiv abgefaßt sind, daß eigentlich nur Heinrich Heine's Empfindungen und Neigungen darin geschildert werden, daß sie nur in der Oberfläche spielen, nicht aber in den objektiven Geist der Stoffe einzudringen vermochten. Was bei ihm die bildenden Künste betrifft, die er nicht in ihren Tiefen zu ergründen, zu begreifen wußte, so hat es sich herausgestellt, daß er weder dort noch hier kritisches Verständniß besaß, und daß deshalb sein „Salon" und die „Pariser Gemäldeausstellung" nur als seine schriftstellerische Eigenheit, keineswegs aber als sachverständige Beurtheilung aufzufassen sind.

In der Politik war er gesinnungslos. Er schwankte vom Republikanismus zum Royalismus, wieder zum Republikanismus und zum Imperialismus, wie ihm dies gerade passend und vortheilhaft war. Vom letzteren geben seine an den Kaiser Louis Napoleon gerichteten Briefe lebendiges Zeugniß. Er nimmt unter den „deutschen Bettelpatrioten" von 1852 bis zu seinem Tode keine beneidenswerthe Stellung ein. Aus dieser Ursache verlor sich auch nach und nach sein ganzer Zusammenhalt mit dem deutschen Vaterlande und seiner Nation. Heine war nicht aus Deutschland ausgewiesen worden, er hat es noch zweimal von Frankreich aus ganz ungefährdet besucht, trotzdem die meisten seiner Schriften von vielen der deutschen Regierungen verboten waren. Seine ihm von seinen Verehrern so gern angedichtete Vaterlandsanhänglichkeit oder gar Vaterlandsliebe, war nur eine Aeußerlichkeit — vielleicht seiner deutschen Schriften wegen.

„Es ist eine eigene Sache mit dem Patriotismus", sagt er selber, „mit der wirklichen Vaterlandsliebe. Man kann sein Vaterland lieben und achtzig Jahre dabei alt werden und es nie gewußt haben; aber man muß dann auch zu Hause geblieben sein." Wir Deutsch-Amerikaner, die wir dreißig,

vierzig, fünfzig Jahre und mehr von unserem Vaterlande fortgewandert sind, haben ihm noch immer unsere Liebe bewahrt, bei Heine aber verlor sie sich bereits nach wenigen Jahren. Sein Biograph und hervorragendster Lobredner, Gustav Karpeles, gesteht dies auch zu, indem er schreibt: „Ein politisches Martyrium war freilich Heine's Sache nicht; dazu fehlte ihm vor allem die Festigkeit und Energie des Karakters und daran hinderte ihn vor allem seine überwiegend skeptische Natur. Er konnte nicht in Reih und Glied stehen, weil er beständig zwischen Extremen hin und her schwankte, und weil ihm der Glaube fehlte, der Glaube an ein religiöses oder politisches Dogma, an die Menschheit und zumeist an sich selbst."

Wollen aber Leute behaupten, Heine habe dennoch eine geheime Neigung für sein Geburtsland gehegt, so lese man seine beiden satyrischen Epen: „Deutschland, ein Wintermärchen" und „Atta Troll". Ja, sagen diese Leute, Deutschland hat er nicht verunglimpft nur seine schlechten Köpfe. Ich frage dagegen, wen hat er wohl gerühmt, gepriesen in Deutschland, außer sich selbst? Hat er nicht alle großen und halbgroßen Männer seines Geburtslandes verspottet und verhöhnt? Den geographischen Begriff konnte er doch wohl nicht beachten, lieben, ohne die denselben belebenden Menschen! Er hat nur verspottet, nirgends gelobt; selbst seine ehemaligen Freunde hat er verhöhnt und begeifert. Schildert er nicht in dem (gegenwärtig ausgelassenen) 23. Kaput seines „Atta Troll" Deutschland als das Land der Lumpen? Er läßt in diesem Kaput den König Salomo und die Königin von Saba noch leben, die er Balkaïsa nennt, und die sich gegenseitig Räthsel aufgeben. Eins dieser Räthsel lautet:

„Wer ist wohl der größte Lump
Unter allen deutschen Lumpen,
Die in allen sechsunddreißig
Deutschen Bundesstaaten leben?

Hundert Namen hat seitdem
Schon die Kön'gin eingesendet;
Immer schrieb zurück der König:
Kind, das ist noch nicht der größte."

Die Königin schickt Emissäre aus, welche ihr keine Auskunft geben können, und so räth sie unaufhörlich weiter. Endlich meint der Dichter zum Vogel „Hut-Hut", seinem Botschafter:

„Als ich dies vernahm, da sprach ich:
Liebster Freund, die Balkaïsa
Wird noch lang' vergebens rathen
Wem der Lumpen-Lorbeer ziemt.

Dort in meiner theuern Heimath
Ist das Lumpenthum in Fortschritt,

Und es machen gar zu Viele
Anspruch auf den schmutz'gen Lorbeer.

Gestern noch schien dort der † † † †
Mir der größte Lump, doch heute
Dünkt er mir ein Unterlümpchen,
In Vergleichung mit dem † † † †.

Und vielleicht im nächsten Zeitblatt
Offenbart sich uns ein neuer
Erzlumpazius, der unsern
Großen † † † † überlumpt."

Sollte aber behauptet werden, daß Heine mit diesen Verhöhnungen doch immerhin nur Individuen, nur verhaßte Persönlichkeiten im Auge gehabt habe, so lese man die zwei letzten Strophen von Nro. 44 der „Neuen Lieder", nach seiner Rückkehr aus Italien gedichtet:

„Himmel grau und wochentäglich!
Auch die Stadt ist noch dieselbe!
Und noch immer blöd und kläglich
Spiegelt sie sich in der Elbe.

Lange Nasen, noch langweilig
Werden sie wie sonst geschneuzet,
Und das duckt sich noch scheinheilig,
Oder bläht sich, stolz gespreizet.

Schöner Süden! wie verehr' ich
Deinen Himmel, deine Götter,
Seit ich diesen Menschenkehrich
Wiederseh' und dieses Wetter!"

Wenn es nun auch wohl zugestanden werden muß, daß er vorwiegend das Gedicht auf die Stadt Hamburg gemünzt hat, wie die erste der drei Strophen dies bekundet, so läßt doch der „Menschenkehricht" und das Volk, das sich noch „scheinheilig duckt oder stolz gespreizet bläht", im Gegensatz zu dem „Himmel" und den „Göttern" des „schönen Südens" (Italien), nur allzudeutlich als eine Metonymie auf das Volk von ganz Deutschland gemünzt, auslegen. Kein Wunder, daß man ihm in keiner deutschen Stadt ein Denkmal setzen oder dulden wollte: nicht in seinem Geburtsort Düsseldorf, nicht in seiner späteren Heimathstadt Hamburg, nicht in Frankfurt, Mainz, Berlin ꝛc. Der schöne Hertel'sche „Loreley-Brunnen" mußte sich eine Aufnahme in dem von ihm als „das Land der Gleichheitsflegel" geschmähten Amerika suchen, wo man über dem prächtigen Kunstwerk nur die schönen Talente Heines und nicht den Schmähling Heine in Betracht zog.

Ich will auf die beiden gemeinsten, niederträchtigsten und zugleich schmutzigsten Schriften Heines, sein Angriff auf Platen und sein Buch über

Börne, hier nicht eingehen, da sie uns die heutige Feier verbittern müßten. Genug sei gesagt, daß er gern in Ausfällen auf andere, ihm geistig überlegene Männer, sich erging. Sein Zug war eben, seit er nach Italien und dann nach Paris ging, nicht mehr eine ruhige Besonnenheit, sondern eine maßlose Zerrissenheit. Der Zerstörungstrieb ist bei ihm überall sichtbar. An einem Aufbau, einer Läuterung seiner Welt dachte er überhaupt nicht — und diese Karakteristik hat er mit unseren „Neuesten" gemein.

Er begann seine Laufbahn als Dichter in der romantischen Schule. Aus der Romantik schwankte Heine in eine unbekannte Welt voller Zweifel und Widersprüche, in die Welt des „Nichts." Zerrissen, ohne Kompaß und Steuer schwamm er jetzt auf dem Meere des Weltschmerzes. Er suchte ein Land, in dem er Ruhe und Seelenbehaglichkeit finden möchte, aber er fand es nicht. Ueberall umgeben von den Fluten des endlosen Lebens und Leidens, nirgends ein glücklicher Hoffnungsstrahl endlicher Erlösung, trieb er das gleiche Spiel der Phantasie, selbstquälend unglücklich, wie es die Romantiker selig beglückt oder auch wild irrend auf der Bahn der Unendlichkeit trieben. O, daß er mit seinem hohen Genius in die klassischen Bahnen eines Klopstock oder Goethe hätte einlenken können, er würde heute von der ganzen Welt ungetheilt bewundert werden.

Die klassischen Griechen lebten in der lebendigen Welt, in der sie umgebenden Natur, während der Romantiker in das unbekannte Land Nirvana's sich hineinsehnt, ohne es zu entdecken, zu finden, schwärmend in Verhimmelung oder Weltschmerz. Was ist der Weltschmerz anders als umgekehrte Romantik? Ist Heine etwas anderes, als ein negativer Romantiker? Nur wo der Romantiker endliche Himmelsfreuden zu hoffen oder zu schauen glaubt, fürchtet und erblickt der Weltschmerzler unendliche Höllenqualen, also eine negirende Verhimmelung, ein Hineinversenken in das unergründliche Nirvana. „Ich hab' durchschaut den Bau der Welt und hab' zu viel geschaut und viel zu tief", sagt Heine in seiner „Götterdämmerung", „und hin ist alle Freude und ewige Qualen zogen in mein Herz." — Als er noch schwärmerischer Romantiker war, da konnte er singen:

„Oben wo die Sterne glühen
Müssen uns die Freuden blühen,
Die uns unten sind versagt."

Bald aber erloschen diese Sterne und aus seinen Liebesleiden erwuchsen Schlangen, die zu verlassen ihm sein Freund Fouqué so ernstlich ermahnte. Er aber hörte nicht auf die Warnung des Freundes und stürzte sich in den leidenschaftlichen Taumel der Lust und was seine falschen Freunde ihm lobten, hielt er für das wahre Gold der Poesie. Die „Traumbilder" sind noch wild und zerrissen, wie ich bereits angedeutet habe, vielleicht auch erst in späterer Zeit noch mehr zerrissen worden, denn Heine schreibt im Vorwort zur dritten Auflage (1837): „Wenn man die alten Gedichte wieder durchliest,

um ihnen behufs eines erneuerten Abdrucks einige Nachfeile zu geben" ꝛc. Und in der Anrufung des Apollo dehnt er dies noch mehr aus: „. . . . sind diese Verse schlecht, so wirst du mir gern verzeihen, denn du bist ein allwissender Gott, und du weißt sehr gut, warum ich mich seit so vielen Jahren nicht mehr mit Maß und Gleichklang der Wörter beschäftigen konnte. Du weißt, warum die Flamme, die einst in brillantem Feuerwerk spielend die Welt ergötzte, plötzlich zu weit ernsteren Bränden verwendet werden mußte. Du weißt, warum sie jetzt in schweigender Gluth mein Herz verzehrt" ꝛc. — Klarer als die Traumbilder sind die Lieder, aber schon so subjektiv gefärbt, daß sie beständig nur seinen eigenen Herzensschmerz offenbaren.

„Anfangs wollt ich fast verzagen,
Und ich glaubt', ich trüg es nie;
Und ich hab' es doch getragen,
Aber fragt mich nur nicht: wie?"

Auch die sich daran anschließenden Romanzen sind subjektiv gezeichnet. Nur vereinzelt schimmert ein allgemeiner Gedanke hindurch, wie in der „Lorelei", „Die Grenadiere", „Belsazzar", „Die Minnesänger" ꝛc. und gerade diese sind denn auch von den Tonsetzern mit Vorliebe in Musik übertragen worden, während sie die übrigen vernachlässigten. Daß Heine bei seinen Romanzen etwas von Bürger beeinflußt wurde, ist klar. So in der Botschaft: „Mein Knecht, steh auf und sattle schnell", klingt doch stark an Bürgers: „Knapp, sattle mir mein Dänenroß", und das „Liedchen von der Reue" ist bestimmt nur ein Gegenstück des Bürger'schen „Lied von Treue."

Schlimmer als dieses Borgen der Gedanken anderer Dichter, was ich keinem Anfänger irgend einer Kunst übel deute, weil dadurch die Kunst geweckt wird und sich später selbstständig ausbilden kann, wenn nur das Genie da ist, schlimmer ist bei Heine die Nichtbeachtung des Horazischen Spruchs aus dessen "Ars poetica:"

"Desinit in piscem mulier formosa superne."

Während sich das erstgenannte Uebel bei Heine bald verlor, nahm das letztere immer mehr zu, je älter er wurde. Wie viele seiner Lieder, deren Anfänge hochpoetisch und schön sind, endigen nicht mit einem solchen häßlichen Fischschwanz. Hier ein paar Beispiele:

Ich wollte meine Lieder
Das wären Blümelein;
Ich schickte sie zu riechen
Der Herzallerliebsten mein.

Ich wollte meine Lieder
Das wären Küsse fein;
Ich schickt' sie heimlich alle
Nach Liebchens Wängelein.

Ich wollte meine Lieder
Das wären Erbsen klein;
Ich kocht' eine Erbsensuppe,
Die sollte köstlich sein.

Diese Strophe ist der widerliche Fischschwanz des so reizend begonnenen Liedchens. Ich will den darin ausgedrückten Cynismus nicht erklären, die Damen möchten sonst zu sehr erröthen. — Man fällt aus dem Dichterhimmel beim letzten Verse des folgenden Liedes:

Die Jahre kommen und gehen,
Geschlechter steigen in's Grab,
Doch nimmer vergeht die Liebe,
Die ich im Herzen hab'.

Nur einmal noch möcht' ich dich sehen
Und sinken vor dir auf's Knie,
Und sterbend zu dir sprechen:
„Madam, ich liebe Sie!"

Noch ein drittes, das sogar eselhaft ausklingt:

Hat sie sich denn nie geäußert
Ueber dein verliebtes Wesen?
Konntest du in ihren Augen
Niemals Gegenliebe lesen?

Konntest du in ihren Augen
Niemals bis zur Seele dringen?
Und du bist ja sonst kein Esel,
Theurer Freund, in solchen Dingen.

Und ein viertes mit einem recht trivialen Ende:

Das Fräulein stand am Meere
Und seufzte lang und bang,
Es rührte sie so sehre
Der Sonnenuntergang.

Mein Fräulein, sein Sie munter,
Das ist ein altes Stück:
Hier vorne geht sie unter
Und kehrt von hinten zurück.

Heine konnte wohl sagen: „Es ist wirklich ein eigenes Mißgeschick, daß meine Liebesträume selten ein schönes Ende nehmen." — Ein anderes Erbübel Heines ist die Leichtsinnigkeit der Anwendung seiner Tropen. Die Metapher ist die Seele der Poesie, aber es muß eine schöne Seele sein im schönen Körper des Gedichts. Wenn die Redewendungen jedoch gedankenlos

hingeklext, oder wenn gar das ganze Gedicht eine Verhöhnung des Ideals, ein schauerlich blutiger Witz sein soll, dann haben die Musen den Dichter verlassen. Hier ein paar Beispiele:

„Auf den Wolken ruht der Mond,
Eine Riesenpomeranze."

Schämt sich der Mond nicht, so angesungen zu werden? — Ich gebe hier immer nur Auszüge, keine ganzen Gedichte wie vorhin. — Ein anderes:

„Eingehüllt in graue Wolken
Schlafen jetzt die großen Götter,
Und ich höre wie sie schnarchen
Und wir haben wildes Wetter."

Was haben die grauen Wolken mit den „schnarchenden Göttern" zu thun, und diese mit dem „wilden Wetter?"

„Im Leuchthurm wurden die Lichter
Allmählig angesteckt,
Und in der weiten Ferne
Ward noch ein Schiff entdeckt."

Ward noch ein Reim entdeckt, wäre ebenso gut gewesen. Und wie seine Gedanken dann im selben Gedicht weiter plaudern vom Ganges, den Heine ja nie gesehen, sondern von dem er nur aus Schlegels Schriften gehört hatte, und von Lappland, wohin er auch niemals gekommen ist:

„In Lappland sind schmutzige Leute,
Plattköpfig, breitmäulig und klein;
Sie kauern um's Feuer, und backen
Sich Fische und quäcken und schrein."

und wie sich das armselige Geschnatter dann in der nächsten Strophe zum Abschluß drängt:

„Die Mädchen horchten ernsthaft,
Und endlich sprach Niemand mehr;
Das Schiff war nicht mehr sichtbar,
Es dunkelte gar zu sehr."

Er hätte statt der beiden letzten Verse sagen können:

Mein Thranlicht war ausgegangen,
Mich dunkelte gar zu sehr.

dann wäre doch der Thran bei den Lappländern eine verwandt angebrachte Trope gewesen. — Auf solche Weise in Heine'scher Manier zu dichten, ist gar nicht schwer. Man braucht sich dabei nichts zu denken, sondern nur grelle Kontraste zu schildern, z. B.

Ich lag und rang mit dem Tode
Auf meinem Kanapee,

Da kicherte aus der Kommode
Mein Liebchen, die reizende Fee.

Auch manche frivole Gedanken fließen in Heine's Gedichten, z. B.

„Der König Wiswamitra
Den treibt's ohne Rast und Ruh':
Er will durch Kampf und Büßung
Erwerben Wasischta's Kuh.

O König Wiswamitra,
O, welch ein Ochs bist du,
Daß du so viel kämpfest und büßest,
Und Alles für eine Kuh!"

Das ist doch gewiß eine äußerst ungalante Allegorie den Frauen gegenüber. Auch sind seine Schilderungen oft rüde und lose hingeworfen, wie z. B. Nr. 6 aus der „Heimkehr:"

„Als ich auf der Reise zufällig
Meines Liebchens Familie fand,
Schwesterchen, Vater und Mutter,
Sie haben mich freudig erkannt.

Sie fragten nach meinem Befinden,
Und sagten selber sogleich:
Ich hätte mich gar nicht verändert,
Nur mein Gesicht sei bleich.

Ich fragte nach Muhmen und Basen,
Nach manchem langweil'gen Gesell'n,
Und nach dem kleinen Hündchen
Mit seinem sanften Bell'n.

Auch nach der vermählten Geliebten
Fragte ich nebenbei;
Und freundlich gab man zur Antwort:
Daß sie in den Wochen sei."

Nun folgen noch drei weitere Strophen in derselben Manier. Und solch triviales Gedudel hat man als die höchste Stufe der Lyrik bewundert! — Diese kritiklose Anwendung der dichterischen Bilder, diese Gedankenlosigkeit und der ewig wiederkehrende subjektive Weltschmerz erweckte die ungeheure Schaar der Heinenachahmer, die solches Dichten sehr leicht fand, aber nicht Heine's Genie besaß, um das poetisch wahrhaft Schöne aus ihrem Geist sprudeln zu lassen, welches wir jetzt beleuchten wollen. Wäre es für das bisher Geschilderte allein, so hätten wir wahrlich keine Heine-Gedenkfeier heute abhalten können. Als gründlicher Darsteller durfte ich die Schatten

Heine's nicht unberücksichtigt lassen. Ich habe sie zuerst als Hintergrund gegeben, um auf dieses Dunkel jetzt das helle Licht des großen Sängers umso klarer zeichnen zu können.

Heine war ein großer Dichter, als Lyriker der Größten einer, und hätte er nur seine Brillanten und Perlen geliefert und diese nicht so häufig mit Kieselsteinen und Schmutz und Unrath vermengt, so würde heute in jedem Dorf der Welt ein Heinedenkmal stehen. Hören wir nur wie schön, wie herrlich der Dichter zu singen versteht:

Im wunderschönen Monat Mai,
Als alle Knospen sprangen,
Da ist in meinem Herzen
Die Liebe aufgegangen.

Im wunderschönen Monat Mai,
Als alle Vögel sangen,
Da hab ich ihr gestanden
Mein Sehnen und Verlangen.

Wenn ich in deine Augen seh',
So schwindet all mein Leid und Weh;
Doch wenn ich küsse deinen Mund,
So werd' ich ganz und gar gesund.

Wenn ich mich lehn' an deine Brust,
Kommts über mich wie Himmelslust;
Doch wenn du sprichst: „Ich liebe dich!"
So muß ich weinen bitterlich.

Ich will meine Seele tauchen
In den Kelch der Lilje hinein;
Die Lilje soll klingend hauchen
Ein Lied von der Liebsten mein.

Das Lied soll schauern und beben
Wie der Kuß von ihrem Mund,
Den sie mir einst gegeben
In wunderbar süßer Stund'.

Und wüßten's die Blumen, die kleinen,
Wie tief verwundet mein Herz,
Sie würden mit mir weinen,
Zu heilen meinen Schmerz.

Und wüßten's die Nachtigallen,
Wie ich so traurig und krank,
Sie ließen fröhlich erschallen
Erquickenden Gesang.

Und wüßten sie mein Wehe,
Die goldenen Sternelein,
Sie kämen aus ihrer Höhe,
Und sprächen Trost mir ein.

Die alle können's nicht wissen,
Nur Eine kennt meinen Schmerz:
Sie hat ja selbst zerrissen,
Zerrissen mir das Herz.

Du schönes Fischermädchen,
Treibe den Kahn an's Land;
Komm zu mir und setze dich nieder,
Wir kosen Hand in Hand.

Leg an mein Herz dein Köpfchen,
Und fürchte dich nicht so sehr;
Vertraust du dich doch sorglos
Täglich dem wilden Meer.

Mein Herz gleicht ganz dem Meere,
Hat Sturm und Ebb' und Fluth,
Und manche schöne Perle
In seiner Tiefe ruht.

Am fernen Horizonte
Erscheint wie ein Nebelbild
Die Stadt mit ihren Thürmen,
In Abenddämm'rung gehüllt.

Ein feuchter Windzug kräuselt
Die graue Wasserbahn;
Mit traurigem Takte rudert
Der Schiffer in meinem Kahn.

Die Sonne hebt sich noch einmal
Traurig vom Boden empor,
Und zeigt mir jene Stelle,
Wo ich das Liebste verlor.

Herz, mein Herz sei nicht beklommen
Und ertrage dein Geschick.
Neuer Frühling gibt zurück,
Was der Winter mir genommen.

Und wie viel ist dir geblieben!
Und wie schön ist noch die Welt!
Und, mein Herz, was dir gefällt,
Alles, Alles darfst du lieben.

Du bist wie eine Blume
So hold und schön und rein;
Ich schau' dich an und Wehmuth
Schleicht mir in's Herz hinein.

Mir ist, als ob ich die Hände
Auf's Haupt dir legen sollt',
Betend, daß Gott dich erhalte
So rein und schön und hold.

Schade, daß dieses wundervolle Gebiet bei Heine allzueng begrenzt ist; daß er fast beständig sich auf diesem engen Raum wie eine Kreisel herumdreht. Daß er auch Anlage zu größeren Dingen hatte, beweisen seine „Nordseebilder", die ich für den dichterisch schönsten Zyklus von allen Schöpfungen Heines halte. Hören wir nur seine Hymne

Sonnenuntergang.

Die glühende Sonne steigt
Hinab in's weit aufschauernde,
Silbergraue Weltmeer;
Luftgebilde, rosig angehaucht,
Wallen ihr nach; und gegenüber,
Aus herbstlich dämmernden Wolkenschleiern,
Ein traurig todblasses Antlitz,
Bricht hervor der Mond,
Und hinter ihm, Lichtfünkchen,
Nebelweit, schimmern die Sterne.

Einst am Himmel glänzten,
Ehlich vereint,
Luna, die Göttin, und Sol, der Gott,
Und es wimmelten um sie her die Sterne,
Die kleinen, unschuldigen Kinder.

Doch böse Zungen zischelten Zwiespalt,
Und es trennte sich feindlich
Das hohe, leuchtende Ehepaar.

Jetzt am Tage, in einsamer Pracht,
Ergeht sich dort oben der Sonnengott,
Ob seiner Herrlichkeit
Angebetet und vielbesungen
Von stolzen, glückgehärteten Menschen.
Aber des Nachts
Am Himmel wandelt Luna,
Die arme Mutter,
Mit ihren verwaisten Sternenkindern,
Und sie glänzt in stiller Wehmuth,
Und liebende Mädchen und sanfte Dichter
Weihen ihr Thränen und Lieder.

Die weiche Luna! Weiblich gesinnt,
Liebt sie noch immer den schönen Gemahl.
Gegen Abend, zitternd und bleich,
Lauscht sie hervor aus leichtem Gewölk,
Und schaut nach dem Scheidenden schmerzlich,
Und möchte ihm ängstlich rufen: „Komm!
Komm! die Kinder verlangen nach dir!“ —
Aber der trotzige Sonnengott,
Bei dem Anblick der Gattin erglüht er
In doppeltem Purpur,
Vor Zorn und Schmerz,
Und unerbittlich eilt er hinab
In sein fluthenkaltes Wittwerbett.

* * *

Böse, zischelnde Zungen
Brachten also Schmerz und Verderben
Selbst über ewige Götter.
Und die armen Götter oben am Himmel
Wandeln sie, qualvoll,
Trostlos unendliche Bahnen,
Und können nicht sterben,
Und schleppen mit sich
Ihr strahlendes Elend.

Ich aber, der Mensch,
Der Niedrig-gepflanzte, der Tod-beglückte,
Ich klage nicht länger.

Der ganze Ziklus der „Nordseebilder" besteht aus 22 Gedichten, von denen ebenfalls nicht alle preiswürdig sind.

Heine wird am meisten von den Frauen vergöttert, und zwar mit besonderem Bezug auf seine Liebeslieder. Die Liebe ist das Evangelium der Frauen, und zwar die subjekive Liebe, nicht die platonische, welche bei den Frauen keine Gnade findet. So ist denn auch ihr vornehmstes Hymnarium Heines „Buch der Lieder", aus dem sie mit ganzer Seele ihre Herzensmelodien anstimmen.

Nächst Goethe und Eichendorff ist Heine der von den Tonsetzern am meisten und schönsten in die Musik übertragene Dichter. Wir werden jetzt das Vergnügen haben, das Gedächtniß an Heine's hundertjähriger Geburt mit drei dieser herrlichen Lieder, von Fräul. Rosa Pitton gesungen, feierlich zu beschließen:

Auf Flügeln des Gesanges. (Musik von Mendelssohn.)

Auf Flügeln des Gesanges,
Feinsliebchen, trag' ich dich fort,
Fort nach den Fluthen des Ganges,
Dort weiß ich den schönsten Ort.

Dort liegt ein rothblühender Garten
Im stillen Mondenschein;
Die Lotosblumen erwarten
Ihr trautes Schwesterlein.

Die Veilchen kichern und kosen,
Und schaun nach den Sternen empor;
Heimlich erzählen die Rosen
Sich duftende Märchen in's Ohr.

Es hüpfen herbei und lauschen
Die frommen, klugen Gazell'n;
Und in der Ferne rauschen
Des heiligen Stromes Well'n.

Dort wollen wir niedersinken
Unter dem Palmenbaum
Und Lieb' und Ruhe trinken
Und träumen seligen Traum.

Warum? (Musik von Ferdinand Gumbert.)

Warum sind denn die Rosen so blaß,
O sprich, mein Lieb, warum?
Warum sind denn im grünen Gras
Die blauen Veilchen so stumm?

Warum singt denn mit so kläglichem Laut
Die Lerche in der Luft?
Warum steigt denn aus dem Balsamkraut
Hervor ein Leichenduft?

Warum scheint denn die Sonn' auf die Au
So kalt und verdrießlich herab?
Warum ist denn die Erde so grau
Und öde wie ein Grab?

Warum bin ich selbst so krank und trüb,
Mein liebes Liebchen? sprich!
O sprich, mein herzallerliebstes Lieb,
Warum verließest du mich?

Am Meere. (Musik von Franz Schubert.)

Das Meer erglänzte weit hinaus
Im letzten Abendscheine;
Wir saßen am einsamen Fischerhaus,
Wir saßen stumm und alleine.

Der Nebel stieg, das Wasser schwoll,
Die Möwe flog hin und wieder;
Aus deinen Augen liebevoll
Fielen die Thränen nieder.

Ich sah sie fallen auf deine Hand,
Und bin auf's Knie gesunken;
Ich hab' von deiner weißen Hand
Die Thränen fortgetrunken.

Seit jener Stunde verzehrt sich mein Leib,
Die Seele stirbt vor Sehnen: —
Mich hat das unglückselige Weib
Vergiftet mit ihren Thränen.

Anmerkungen.

*) Godfrid Becker nennt ihn Samuel. — **) Man hat sie früher Eveline van Geldern genannt (bei Becker), doch Karpeles, dem die Familienurkunden zugänglich waren, nennt den muthmaßlich rechten Namen. — ***) Eine scherzhafte Verwechslung: Campe war nie in Italien, wohl aber Heine: und dann bedeutet dieses, daß Campe wahrscheinlich gegen Heine's Angriff auf Platen Einwürfe erhob (Bäder von Lucca).

†) Triviale Bilder findet man überall bei Heine, z. B. in der „Ital. Reise" Kap. 27, wo er von „schwitzende Tannen" spricht und an einer späteren Stelle schreibt: — „das anderemal sah ich ein Stück von einem wunderklaren, blauen See, worin die Sonne und ein magerer Grenadier sich spiegelten." Eine banale Schilderung! Warum mußte es gerade ein „magerer" Grenadier sein? ein „fetter" hätte doch ein besseres Spiegelbild abgegeben! — So durch alle Heine'schen Prosaschriften.

Denkrede auf den Tod von Emanuel Geibel

Gehalten bei der Todesfeier des Dichters im "Deutschen Litterarischen Klub von Cincinnati" am 30. April 1884.

Vorbemerkung.

(Aus dem „Deutschen Pionier", Mainummer 1884.)

Der transatlantische Telegraph sandte die Nachricht von dem am 6. April 1884 erfolgten Tode des großen deutschen Dichters nach Amerika, und erweckte bei den Deutschen dieses Landes eine tiefe Trauer, denn auch in der neuen Welt erkannte man in Geibel den großen Dichterheros des germanischen Volkes, den Meister unserer schönen, lieben Muttersprache und den sinnigen, feinfühlenden Aesthetiker. Alle deutschen Zeitungen in den Vereinigten Staaten brachten dem hervorragenden Poeten ehrende Nachrufe, mit mehr oder minder wichtigen eigenen Bemerkungen, die darin übereinstimmen, daß die deutsche Sprache einen ihrer Meister verloren habe.

In den litterarischen Kreisen Cincinnati's erregte der Heimgang Geibels, wie leicht begreiflich, das wärmste Mitgefühl, hatten doch alle an seinem Born getrunken und sich gelabt an den köstlichen Gaben seiner Muse. Bereits in der ersten Versammlung des „Deutschen Litterarischen Klubs", welche nach des Dichters Hinscheiden stattfand, wurden Denkgedichte auf Geibels Tod, von zwei Mitgliedern des Vereins (den Herren Dr. H. H. Fick und Friedrich Albert Schmitt) verfaßt, vorgetragen. Auch wurde in der Versammlung der Beschluß gefaßt, die nächste regelmäßige Sitzung zu suspendiren und an deren Statt eine „Geibel Gedächtnißfeier" zu veranstalten, wobei als Programm eine Denkrede des Präsidenten, sowie Vorträge über Geibels schriftstellerischer Thätigkeit, untermischt mit gesanglichen und deklamatorischen Vorträgen Geibel'scher Lieder und Gedichte, bestimmt ward. Demgemäß versammelten sich am Mittwoch den 30. April die Mitglieder und Freunde des Klubs recht zahlreich im Vereinslokale, zu dem Zweck, den Manen des hingeschiedenen Dichters ihren tiefgefühlten Tribut zu zollen. Um halb neun Uhr rief der Präsident des Klubs, Herr H. A. Rattermann, die Versammlung zur Ordnung mit folgender Denkrede:

Ein ernster Mahnruf hat uns heute Abend hierhergeführt, gleichsam an dem Sarge eines Meisters versammelt, der uns ein Lehrer und Führer war auf dem Kampffelde des deutschen Geistes. Nur allzusehr und ungerechtfertigt hat man uns Deutsch-Amerikaner im lieben alten Vaterlande als verkommene Kinder hingestellt, denen das Erbtheil der Mutter Germania, die deutsche Sprache und Litteratur, abhanden gekommen sei. Aber beweist nicht unsere Zusammenkunft hier, daß wir in unsern innersten Herzen die heilige Flamme des Ideals bewahrt und genährt haben, bewahrt unter ungünstigen Verhältnissen, genährt wie der Pelikan seine Jungen mit dem eigenen Herzblute nährt! Laßt die Freunde jenseits des Meeres es fühlen, daß sie uns verkannt haben, wenn sie vernehmen, wie wir hier, tausende von Meilen und durch einen großen Ozean von ihnen getrennt, mit ihnen trauern an dem Grabe eines deutschen Sängers, dessen herrliche Weisen auch in unsere Busen den entzückenden Widerhall fanden, der in der alten Heimath von den Alpen und der Adria bis zur Nordsee und von den Vogesen bis zum fernsten Ende der Ostsee erscholl. Auch wir haben den Meister der schönen, lieben Muttersprache in Geibel verloren und stehen an seinem Sarge als verlassene Waisenkinder; nur getröstet durch den Gedanken, daß auch wir volle Erben sind an dem reichen Schatz, den er allen Deutschen gemeinsam hinterlassen hat.

Emanuel Geibel wurde am 18. Oktober 1815 in der freien Reichs- und Hansastadt Lübeck geboren. Er war der Sohn des reformirten Predigers Johannes Geibel und erhielt im elterlichen Hause, wie leicht zu denken, eine fromm-christliche Erziehung. Nachdem er 1835 als „Primus der Primaner" das Abiturientenexamen am Gymnasium seiner Vaterstadt bestanden hatte, bezog er im gleichen Jahre die Universität Bonn, um Theologie und Philologie zu studiren, änderte aber bald seinen Plan und warf sich dann mit voller Seele auf das Fach der Schönlitteratur und das Studium der Klassiker. Um sein Ziel besser anstreben zu können, ging er im nächsten Jahre nach Berlin, wo er seine Universitätsstudien fortsetzte, zugleich aber im Umgang mit Chamisso, Gaudy u. A. und besonders Franz Kugler lebensfrische Anregung erhielt. Auch mit Bettina von Arnim wurde er näher bekannt, und verdankte er es hauptsächlich ihr und Savigny, daß er seinen Wunsch, den Boden des klassischen Hellas besuchen zu dürfen, befriedigen konnte, indem diese ihm behülflich waren, eine Stelle als Erzieher in der Familie des Fürsten Katakazi zu erhalten, der als russischer Gesandter in Athen lebte (1838). In seinen Erwartungen, die er von Griechenland gehegt hatte,

fand er sich getäuscht, und so verließ er nach zwei Jahren die hellenische Halbinsel und kehrte mit seinem Freunde Curtius wieder nach Deutschland zurück, wo sie noch im selben Jahre ihre gemeinsamen Uebersetzungen einer Reihe von altgriechischen Dichtungen unter dem Titel „Classische Studien" herausgaben. 1840 erschien ebenfalls Geibels Erstlingswerk eigener Poesie: „Gedichte von Emanuel Geibel", die, wenn auch im Ganzen noch nicht von der Reife, die wir so sehr an seinen späteren Dichtungen bewundern, doch einen packenden musikalischen Wohlklang besitzen. Sie zeichnen sich mehr durch Formvollendung als durch tiefe Gedanken aus, und erfreuten sich einer warmen Aufnahme. Vor allem waren sie sangbar, und daß die Tonsetzer sich ihrer sofort mit großer Lebendigkeit bemächtigten, half ihnen ein gutes Theil Popularität erringen. Ich erinnere mich aus meiner frühen Jugend noch sehr wohl, wie Geibel's „Zigeunerknabe im Norden", von Karl Blum in Musik gesetzt, mir den Knabensinn vollständig berückte, und es war minder die Musik, als der sentimentale, wehmüthige Zug in dem Text, der mich fortriß, ohne daß ich den Namen des Dichters damals kennen lernte. Mir stand der arme, trauernde „braune Knabe" so lebendig vor meinen Sinnen, als ob ich ihn vor mir gesehen hätte. Als später Reichardt seine kostbaren musikalischen Perlen an die Fäden des Dichters reihte, lernte ich auch diesen kennen und habe ihm meine Liebe seitdem unabänderlich bewahrt.

Die „Gedichte" erregten auch höheren Ortes Aufmerksamkeit, so daß der König von Preußen Geibel ein Jahresgehalt von 300 Thalern aussetzte. Dadurch sorgenfrei gestellt, lebte er nun an verschiedenen Orten, Stuttgart, Hannover, längere Zeit in Eschenberg 2c., besonders und mit Vorliebe aber an dem Rhein, in St. Goar, wo er mit Freiligrath zusammen war, bis zum Jahr 1852, als ihn König Maximilian II. von Baiern nach München rief und ihm eine Professur der Litteratur und Aesthetik an der dortigen Universität übertrug, die er bis 1868 bekleidete. In diesem Jahr verscherzte er die Gnade des bairischen Hofes durch seine beiden Gedichte: „Auf über den Main!" und „An König Wilhelm", worauf er seine Entlassung erhielt.

Man hat Geibel vorgeworfen, daß er Fürstendiener war, aber sicher mit großem Unrecht. Wenn er das gewesen wäre, hätte er nicht prophetisch die deutsche Reichseinheit unter der Kaiserkrone König Wilhelm's verherrlicht, die gewiß den zur Zeit doppelsinnigen Gedanken einer Glorifizirung der preußischen Hegemonie zuließ, als dieses noch in Baiern, dessen Königs Gunst er genoß, gefürchtet und die Reichseinheit höchst unpopulär war. Er wußte das und sang trotzdem sein Lied in die Welt hinaus, weil ihn sein Inneres dazu antrieb, keck und frei und aus voller Brust. — Nach seiner Entlassung kehrte er in seine Vaterstadt Lübeck zurück, wo er seitdem bis zu seinem am 6. April dieses Jahres (1884) erfolgten Tode gelebt hat.

Ein Verzeichniß seiner dichterischen Schöpfungen hier beizufügen, halte ich für unpassend, da sie hinlänglich bekannt sind. Nur das mag erwähnt

werden, daß von seiner Erstgeburt, den „Gedichten", ihm am Ostersonntag ein Exemplar der hundertsten Auflage durch seine Verleger überreicht werden sollte, was jedoch nicht geschehen konnte, da der Dichter acht Tage vorher, am Palmsonntag, starb. Die „Zeitgedichte", die „Junius-Lieder", „Neuen Gedichte", „Heroldsrufe", „Gedichte und Gedenkblätter" und die „Spätherbstblätter" haben alle zahlreiche, die „Junius-Lieder" über dreißig Auflagen erlebt. Weniger ist das bei seinen dramatischen Werken, „Sophonisbe", „Brunhild", „Lorelei" und „Meister Andrea" (den „König Roderich" hat er selber ausgeschlossen) der Fall.

Geibel ist auch in allen seinen Gedichten frisch und jugendlich-schön, und was noch mehr, sittlich rein. Nicht ein Hauch von Lüsternheit, nicht ein Atom von Frivolität klebt an seiner Muse. Alles ist bei ihm edel und keusch. Seine Minne liebt, liebt glühend, aber liebt züchtig. Man hat ihm Weichlichkeit und Weibischkeit nachgesagt, aber er war weder weichlich noch weibisch. Er hat uns keinen faden Süßholzseim, keine matte Sentimentalitätslimonade, keinen wässerigen ästhetischen Thee, sondern goldig-klaren, perlenden Wein geschenkt, zur Erfrischung und Stärkung für Herz und Gemüth. Wenngleich er kein Aar ist, der zu den Wolken fliegt, so ist er doch die lieblichste Lerche des deutschen Sängerwaldes, die im hellen Sonnenlicht hinaufstieg in das klare Blau des Firmaments und von dort ihre trillernden Weisen herabsandte auf das Ohr jedes warmfühlenden Menschen. Er gehört zwar nicht in den Kreis des großen Sechsgestirns der neueren deutschen Dichtkunst, Klopstock, Lessing, Wieland, Herder, Goethe und Schiller, als siebenter Stern eingereiht (der siebente Stern dieser Konstellation ist noch nicht entdeckt), aber ihm gebührt ein hervorragender Platz in dem strahlenden Kranz, der jenem Sternbild zunächst kommt, wo er neben Bürger, Uhland, Rückert, Eichendorff, Platen, Heine, Lenau, Freiligrath und Anderen vortheilhaft leuchtet.

Wenn ich auch in soweit von Georg Reinhard Röpe, dem Herausgeber von Karl Barthels 9. Auflage der „Deutschen National-Litteratur der Neuzeit", abweiche, der die Vernunft ein Nachtlicht nennt, den unbedingten Glauben aber mit den Sternen vergleicht, „welche der aufgehenden Ostersonne eines erneuten, lebendigen Christenthumes vorleuchten", indem ich annehme, daß der forschende und selbstprüfende Geist doch eher das Sternenlicht, der gedankenlose Glaube aber die Lichtlosigkeit darstellt, so stimme ich doch darin mit ihm überein, daß der wahre Kunstfreund die Kunst dort bewundert, wo immer sie sich zeigt, wenn auch der behandelte Gegenstand unserer persönlichen Neigung nicht zusagt. Die Kunst soll vom Künstler-, die Poesie vom ästhetischen Standpunkte aus beurtheilt werden.

Diesen Ansichten pflichten aber nur sehr Wenige bei, und wird Geibel wohl kaum von einer größeren Anzahl vorurtheilsfreier Menschen so beurtheilt werden, wie er es verdient. Den Extremisten war er nicht bequem.

Die Radikalen ärgerten sich über ihn, daß er nicht in das wilde Geschrei einer rationalistischen Epoche mit einstimmte. Sie haben ihm das schwer verargt, ja, sie haben ihn sogar verleumdet: hat doch allen Ernstes eine Zeitschrift dieser Richtung nach seinem Tode unlängst geschrieben, Geibel habe Herwegh „gleichsam als Demagogen denunzirt." *) Und doch, wie ganz anders klingt das Gedicht, welches diesen Vorwurf heraufbeschwor; wie ganz anders lauten seine Worte, die er an Herwegh richtet, den er einen „Dichterkönig", einen „Poeten von Gottes Gnaden" nennt:

„Bist du dir selber klar bewußt,
Daß deine Lieder Aufruhr läuten?
Daß jeglicher nach seiner Brust
Das Aergste mag aus ihnen deuten?
Der Zwerg, der matte Pfeile schnitzt,
Wohl — schieß er, ohne fest zu zielen:
Doch wer, vom Wetterlicht umblitzt,
Im Donnerwagen grollend sitzt,
Der soll nicht mit den Zügeln spielen!"

Wie Herwegh, wollte auch Geibel die Einheit Deutschlands, und zwar

„Nicht ohne Kampf, doch ohne Schlacht;
Der Geist ist stärker als die Klingen."

Nur wollte er, um sie zu erlangen, nicht zerstören, sondern aufbauen das einige Reich des deutschen Volkes. Er wollte „vom Fels zum Meer" den deutschen Adler ziehen sehen, aber er wollte auch nichts von dem „Unterjocher der Gedanken" wissen, und wollte es

„– – – – – – – – – – daß frei das Wort
Durch alle Lüfte möge fluten!"

Er wollte die Freiheit, nur nicht die Zügellosigkeit, die so Viele für Freiheit halten. Dafür jedoch, daß er nicht umstürzen, sondern die ruhige, besonnene Mittelstraße wandern wollte, dafür schalt man ihn den „Anhänger einer falschen Partei", den „Zuhalter der Reaktion." Er aber ruft ihnen entgegen:

„Ich sing um keines Königs Gunst,
Es herrscht kein Fürst wo ich geboren.
Ein freier Priester freier Kunst,
Hab ich der Wahrheit nur geschworen."

Auf der andern Seite war Geibel ein Gegenstand der Musterschaustellung seitens der Vertreter des konfessionellen Kirchenthums. In der sorgfältigsten Weise haben diese Exegeten Geibels mit mikroskopischer Findigkeit

*) Der „Freidenker" in Milwaukee.

aus seinen Schriften ihn zum Abglanz des Orthodoxismus oder gar des Pietismus herauszudeuteln gesucht. Und doch ist er nur der Dichter, der neben profanen, auch religiöse Stoffe zu seinen poetischen Kunstgeweben verwerthet hat. Wie sie auch alle an ihm herumklügeln mögen, nicht in den sorgfältig abgegrenzten Wänden des spezifischen Dogmas hat er gelebt und gestrebt, sondern in der großen, allumfassenden Religion der Liebe. Ruft er doch selber den Orthodoxen zu:

Wollt ihr in der Kirche Schooß
Wieder die Zerstreuten sammeln,
Macht die Thüren weit und groß,
Statt sie selber zu verrammeln.

Geibel mag auch ein gläubiger Christ gewesen sein, ich bin sogar geneigt anzunehmen, daß er ein solcher war. Das aber vermehrt oder vermindert seinen allgemeinen Werth in den Augen eines Denkers durchaus nicht. Dieser sieht in Geibel den Vertreter des reinsten Humanismus, den Vorkämpfer einer ernsten Sittlichkeit, den Anreger einer edlen Denkungsart und den bedeutenden Bahnbrecher auf dem Felde der bildenden Aesthetik. In welche Gewänder er zu diesen Zwecken seine Werke einkleidet, das gilt dem Denker gleich, wenn nur das kulturelle Ziel sichtbar den Meister leitet. Es steht nicht an jedem Gemälde, jeder Bildsäule verzeichnet, ob der Künstler, der ihn schuf, auch dem dargestellten Gegenstand gehuldigt habe, wie Pygmalion. Schiller hat in seinen Gedichten, trotzdem er Protestant war, mehr als einmal den katholischen Kultus besungen; und nebenbei schreibt er in einem seiner Distichen:

„Welche Religion ich bekenne? Keine von allen,
Die du mir nennst."

Und der wankelmüthige Heine, hat er nicht in dem einen Liede verspottet, was er in dem andern mit voller Begeisterung besang? Solche Schwächen kommen bei Geibel allerdings nicht vor. Er hat die konvenienten Pfade gewandelt, die er in der Jugend gehen lernte. Er hat dem Schönen überall gelauscht und, wie die Biene, den Honig gesucht und gefunden, wo er war. Rein und untadelhaft steht er da, eine Zierde des Menschengeschlechts, und nur die Extremisten, die gern Alles in ihre Dienste ziehen möchten, tadeln ihn, daß er nicht ihre Wege ging oder tifteln aus seinen Schöpfungen das heraus, was er nicht beabsichtigte und was er nicht war; was er aber war, er war ein Mensch rein und edel, ein tugendanstrebender Mensch — kurz, um den umfassendsten Ausdruck für alles Das zu wählen, was schön und gut ist: er war ein Mensch!

Ein alter deutscher Minnesinger, Peter der Suchenwirth, hat eine allerliebste Allegorie gedichtet, worin er einen Bronnen verherrlicht, der der Urquell alles Schönen war:

„Der anger wol getzieret was
Mit pluomen, leuchtend durch das gras,
Frölich sie sich ertzaigten, da
Weyß, gel, praun, rot und pla,
Da von der anger geströwet was,
Ains durch das ander in dem gras,
Den plan so lustlich tzierent,
Den liechten mayen hofierent;
Tzu frouden warent sie so schnell,
Die vogel erklungent ire tel,
Nachtigall, lerch und gallander,
Trostel, amsel und auch ander,
Sungen alle uber al
Inn dem chluogen weiden tal
Under ain ander quint und quart,
Das man es in dem walde erhart."

Und an diese köstliche Quelle kamen Schönheit und Anmuth und stritten darum, wer von beiden den Vorrang haben sollte, zuerst zu trinken, und die Minne ward zur Schiedsrichterin erkoren. Doch dem Wettstreit und dessen Lösung will ich hier nicht folgen. Mir aber deucht es, daß der Dichter, dessen Tod wir heute betrauern, wohl füglich mit jenem Bronnen verglichen werden kann, aus dessen klarem Sprudel Anger und Blumen und Wald ihre Labe schöpften, auf daß sie ergrünten und erblühten in des Lenzes Lieblichkeit; jenem Bronnen, an dessen buntschillerndem Rain Nachtigall und Lerche und Amsel und Drossel und die ganze gefiederte Sängerwelt hellklingend ihre fröhlichen Weisen erschallen ließen; jenem Bronnen, an dem Schönheit und Anmuth sich um den Vorrang stritten, wem wohl der erste Trunk aus dieser reinen Quelle gebührt. Streiten wir uns nicht darum, was der Dichter war, sondern trinken wir lieber an dem herrlichen, klaren Bronnen seiner Muse, uns labend an ihrem kühlen, erfrischenden Strom der lautersten Ethik, der reinsten Aesthetik.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Ein deutscher litterarischer Verein vor dritthalbhundert Jahren. 7

Denkrede zur Feier des dreihundertjährigen Geburtstages von Martin Opitz von Boberfeld. 29

Abraham a Sankta Clara. 47

Denkrede zum hundertjährigen Todestag von Karl Wilhelm Ramler. 91

Lessings Einfluß auf die Entwickelung der modernen Kunst in Deutschland. 109

Friedrich Gottlieb Klopstock, der Wegebahner der deutschen Klassik. 117

Der Göttinger Dichterbund „Hain" und sein Einfluß auf die Entwickelung der deutschen Dichtkunst im 18. Jahrhundert. 161

Gottfried August Bürger Gedenkfeier des hundertsten Jahrestags seines Todes im Deutschen Litterarischen Klub von Cincinnati, am 8. Juni 1894. 193

a) G. A. Bürgers Leben. 193

b) G. A. Bürger und seine Stellung in der deutschen Litteratur. 203

August Wilhelm von Schlegel und die „Romantische Dichterschule." Denkrede zum fünfzigjährigen Todestag Schlegels. 249

Karl August Varnhagen von Ense. Ein Lebensbild. Denkrede zum 100. Geburtstag desselben. 275

Ludwig Börne. Denkrede zum 50jährigen Todestag Börnes. 311

Arthur Schopenhauer. Der Mann und der Philosoph. 331

Denkrede zum hundertjährigen Geburtstag von Theodor Körner. 349

Ein Reformator der deutschen Dichtkunst: August Graf von Platen. Denkrede zur fünfzigjährigen Todesfeier Platens. 369

Heinrich Heine als Dichter. Denkrede zum 100jährigen Geburtstag Heines. 399

Denkrede gehalten bei Gelegenheit der Todesfeier von Emanuel Geibel. .. 429

410262

LG Rattermann, Heinrich Armin
R2373 Gesammelte ausgewählte Werke. vol.9 .

DATE. NAME OF BORROWER.

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
LOWE-MARTIN CO. LIMITED